

Böhlau

für Mischlinge

am Stichtag

Verheirate

laut Trausch

James F. Tent

# IM SCHATTEN

**DES** Schicksale deutsch-jüdischer  
**Mischlinge** im Dritten Reich

# HOLOCAUST

## Schicksale deutsch-jüdischer **Mischlinge** im Dritten Reich

Wie jüdisch musste jemand sein, um im Dritten Reich als Jude zu gelten? Mit welchen Konsequenzen hatte ein Mensch zu rechnen, den die Nationalsozialisten als »Mischling« eingestuft hatten?

Diesen Fragen geht der amerikanische Historiker James F. Tent in seinem Buch nach. Es erzählt die Geschichte der vergessenen Opfer mit großer Anschaulichkeit und entreibt damit die Schicksale der so genannten deutsch-jüdischen Mischlinge dem jahrzehntelangen Vergessen und Verschweigen.



9 783412 163068

ISBN 978-3-412-16306-8

[www.boehlau.de](http://www.boehlau.de)

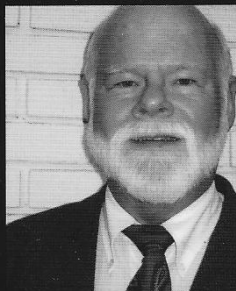
In den »Nürnberger Rassegesetzen« von 1935 verankerten die Nationalsozialisten eine perfide Definition, die Menschen mit teilweise jüdischer Abstammung in »Mischlinge ersten oder zweiten Grades« einteilte. Diese lebten unter zunehmend restriktiven Bedingungen und mussten früher oder später ihre Deportation und Ermordung befürchten. Zwar bewahrte das Kriegsende die meisten von ihnen vor diesem Schicksal, doch endete in vielen Fällen ihr Leiden nicht mit dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur. Zum Schweigen verdammt, geriet das Schicksal der Mischlinge in der öffentlichen Wahrnehmung, aber auch seitens der Forschung in Vergessenheit.

Bislang gibt es nur wenige Studien, die sich mit der Politik der Nationalsozialisten gegenüber den so genannten Mischlingen beschäftigen. Umso wichtiger ist dieses Buch. Der Historiker James F. Tent schildert das Schicksal dieser vergessenen Opfer des Nationalsozialismus und legt seinen eindringlichen Schilderungen bisher unveröffentlichte Zeitzeugeninterviews zu Grunde.



James F. Tent ist Professor und Chair des History Departments der University of Alabama in Birmingham. Er hat zahlreiche Studien zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts veröffentlicht.

Sein Forschungsschwerpunkt ist die deutsche Nachkriegsgeschichte. Auf Deutsch ist u.a. die Untersuchung »Geschichte der Freien Universität Berlin 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen« erschienen.





**James F. Tent**

# **IM SCHATTEN DES HOLOCAUST**

**Schicksale deutsch-jüdischer «Mischlinge»  
im Dritten Reich**

*Aus dem Englischen übersetzt von  
Karl Heinz Siber*

2007

Böhlau Verlag Köln Weimar Wien

Die Originalausgabe des Buches erschien unter dem Titel  
*In the Shadow of the Holocaust. Nazi Persecution of Jewish-Christian Germans*  
und wurde mit freundlicher Genehmigung der University Press of Kansas ins  
Deutsche übersetzt. © 2003 by University Press of Kansas



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung:

Kerstin Koller, Kall, unter Verwendung von  
«Kleiner Abstammungsnachweis» von Dr. Rudolf Klein/Wien.

© 2007 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln

Tel. (0221) 91 39 00, Fax (0221) 91 39 011

[info@boehlau.de](mailto:info@boehlau.de)

Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: Freiburger Graphische Betriebe

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-412-16306-8

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

*Für Werner Jentsch und alle anderen Männer und Frauen,  
die als «Mischlinge» in der Zeit des deutschen Nationalsozialismus  
verfolgt wurden*

# INHALT

## **Vorwort 9**

## **Vorwort zur deutschen Ausgabe 19**

## **Einleitung 25**

## **Unschuldige im Klassenzimmer 49**

Einzelgeschichten 54 Fazit 95

## **Bewerbungen von Mischlingen sind zwecklos 98**

Einzelgeschichten 101 Fazit 145

## **Trennlinien und Mauern 147**

Einzelgeschichten 151 Fazit 190

## **Der vorletzte Schritt: Zwangsarbeit 192**

Ein Fallbeispiel für frühe Zwangsarbeit: Die Odyssee des  
Rudolf Klein 206 Mischlinge als Zwangsarbeiter im besetzten  
Frankreich 212 Zwangsarbeitslager für Mischlinge in Hitlers  
Deutschland 221 Der Weg eines Mischlings ins Konzentrations-  
lager 235 Weibliche Mischlinge als Zwangsarbeiterinnen 237  
Mischlinge in kleineren Zwangsarbeitslagern 243 Ein Mischling als  
Überlebender zweier Lager 249 Mischlinge als «Drückeberger» 253  
Fazit 257

## **Eine Zeit des Schweigens 260**

Das Schweigen gebrochen, Zeugnis abgelegt 264  
Einzelgeschichten 266 Fazit 311

## **Schlussbetrachtung 315**



**Anmerkungen 323**

**Bibliografie 341**

**Personenregister 349**

## VORWORT

Am Anfang dieser Arbeit stand kein Entschluss, sondern eine Zufallsbegegnung. Im Sommer 1978 sass ich, damals ein junger Assistenzprofessor für Geschichte, in einem D-Zug der Deutschen Reichsbahn, der durch die DDR rollte. Während eines Teils dieser Zugfahrt kamen in einem Abteil ein älterer Mann und eine Frau mir gegenüber zu sitzen. Ausser uns war niemand im Abteil, und so kamen wir ins Gespräch miteinander, wie Reisende es gelegentlich tun. Es stellte sich heraus, dass meine Mitreisenden Professor Werner Jentsch und seine Schwester waren. Er erzählte mir, er habe eine Professur für Mathematik an der Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale gehabt und befinde sich jetzt im Ruhestand. Seine Schwester blickte verdriesslich drein und sagte so gut wie nichts. Als DDR-Rentner durfte Jentsch unter bestimmten Bedingungen ins Ausland reisen. Er und seine Schwester hatten zwar gemeinsam den Zug bestiegen, doch während er unterwegs nach Schweden war, um Verwandte zu besuchen und in den schwedischen Bergen zu wandern, hatte sie ein anderes Reiseziel, das sie mir jedoch nicht preisgab. Privatreisen ins westliche Ausland waren in der DDR ein ganz besonderes Privileg, in dessen Genuss nur diejenigen Bürger kamen, die das Rentenalter erreicht und im Ausland Verwandte hatten, die für ihr finanzielles Auskommen während des Auslandsaufenthalts bürgten. Den Namen von Professor Jentschs Schwester erfuhr ich nicht und habe ihn bis heute nicht erfahren – sie war extrem zurückhaltend gegenüber Fremden, vielleicht ein verständliches Verhalten einer DDR-Bürgerin in jenen Zeiten des Kalten Krieges. Dagegen war ihr Bruder Werner aus mir nicht bekannten Gründen in Gesprächslaune. Nach zögerndem Beginn liess er – trotz der besorgten Blicke, die seine Schwester ihm zuwarf – seine Hemmungen fallen und breitete in einem faszinierenden Redefluss, der mehrere Stunden anhielt, seine Lebensgeschichte vor mir aus. Als wir uns die Hände schüttelten und unsere getrennten Wege gingen, nahm ich mir vor, dass ich, wenn ich je die Chance dazu bekäme, ein Buch über Jentsch und die womöglich vielen Anderen schreiben würde, die sein haarsträubendes und, soweit ich wusste, weitgehend unbekanntes Schicksal geteilt hatten. Werner Jentsch war *nolens volens* für mich zum Sprecher Tausender Deutscher seiner Generation geworden.

Werner Jentsch war in Hitlers Deutschland ein «Halbjuden» gewesen. Er erzählte von den Alpträumen, die das Leben im Nationalsozialismus für ihn bereitgehalten hatte. Nach dem Krieg war es im östlichen Deutschland und in der späteren DDR natürlich kein Verbrechen mehr gewesen, Halbjuden zu sein. Wie er mir jedoch versicherte, war die Entrechtung und Verfolgung, die er zwischen 1933 und 1945 erlitten hatte, für seine Mitbürger in der DDR ein Tabuthema, über das insbesondere auch die Behörden am liebsten gar nichts hören wollten. Jetzt, Jahrzehnte später, empfand er bei der Begegnung mit einem wildfremden Menschen aus dem Westen den Drang, zu erklären, was es bedeutet hatte, im Dritten Reich ein Halbjuden zu sein. Seit Kriegsende war immerhin eine ganz neue Generation herangewachsen, und es musste doch eigentlich Leute geben, die es interessierte, was er durchgemacht hatte.

Ich muss zugeben, dass ich mit ungläubigem Staunen zuhörte, als er mir geduldig darlegte, was ihm und seinen Schicksalsgenossen in Hitlers Reich widerfahren war. Im Verwaltungsdeutsch seien die Halbjuden damals als «jüdische Mischlinge» bezeichnet worden. Dieser Kategorie seien alle Personen zugerechnet worden, die zwei jüdische Großeltern hatten. Wie die «Volljuden», seien die jüdischen Mischlinge nach 1933 zu gesellschaftlichen Parias degradiert worden, allerdings sei dieser Status in seiner vollen Tragweite erst zu einem späteren Zeitpunkt offensichtlich geworden, mehrere Jahre nachdem der Leidensweg der Volljuden begonnen hatte. Jentsch holte zu einem juristischen Exkurs aus. In den Anfangsjahren des NS-Regimes sei für die jüdischen Mischlinge ein eigener rechtlicher Status definiert worden, der sie zunächst davor bewahrt habe, dieselbe Entrechtungs spirale zu durchlaufen wie ihre volljüdischen Verwandten. Letztere seien von Anfang an ihrer staatsbürgerlichen Rechte beraubt worden, durch den Ausschluss aus dem öffentlichen Dienst 1933, durch die Nürnberger Rassengesetze von 1935 und durch den Pogrom vom November 1938, ein Prozess, der seinen krönenden Abschluss in der 1942 angelaufenen «Endlösung der Judenfrage» fand. Doch auch die jüdischen Mischlinge in Deutschland hätten, so versicherte Jentsch mir, unter Verfolgung zu leiden gehabt, wenn auch später und weniger schwer als die Volljuden. Zuerst hätten die Nazis die Mischlinge in einem rechtlichen Schwebezustand gehalten, hätten ihnen die Möglichkeit gelassen, zumindest weiter unter ihren deutschen Mitbürgern zu leben und untergeordnete Berufe auszuüben. Gleichzeitig habe das NS-Regime ihnen aber per Gesetz verboten, Arier bzw. Arierinnen zu heiraten, und habe ihnen ein normales Leben in der Gesellschaft zu-

nehmend erschwert. Einige Mischlinge hätten sogar als Soldaten an der Front gedient, bis die Wehrmacht sie plötzlich mit Schimpf und Schande davongejagt habe. Um die Mischlinge habe sich, erklärte er, ein Fangnetz zusammengezogen, und gegen Ende des Krieges sei ihnen immer klarer geworden, dass sie nach den Volljuden die nächsten auserkorenen Opfer der nationalsozialistischen Mordmaschinerie waren. Nur das in der letzten Kriegsphase ausbrechende Chaos habe ihnen das Leben gerettet. Nach 1945 seien die meisten Mischlinge, er selbst eingeschlossen, in Deutschland geblieben, als ganz schnell in Vergessenheit geratene Opfer des Holocaust, als peinliches Überbleibsel eines Irrsinns namens Nationalsozialismus.

Im Verlauf dieser denkwürdigen Zugfahrt im Sommer 1978 betonte Jentsch mehrere Male, die offizielle DDR habe nicht das geringste Interesse an seiner Lebensgeschichte gezeigt. Es bedeutete ihm viel, jetzt endlich einen unparteiischen Zeugen vor sich zu haben, dem er erzählen könne, was sich vierzig Jahre zuvor zugetragen hatte. Die Konversation verlief nicht ganz ohne Momente der Irritation. Immer wieder warf Jentschs Schwester mir und ihrem Bruder nervöse Blicke zu, während seine Erinnerungen aus ihm herausbrachen. Schliesslich fiel bei mir der Groschen: Sie war damals logischerweise ja auch Mischling gewesen, und es bereitete ihr Unbehagen, dass ihr Bruder einem wildfremden Menschen dieses persönliche «Geheimnis» anvertraute. Ich brachte diese peinlichen Momente hinter mich, indem ich schwieg und mich aufs Zuhören beschränkte.

Schliesslich lief der Zug im Bahnhof meines Reiseziels ein und kam quiet-schend zum Stehen. Ich sammelte mein Gepäck und versuchte, mich gutgelaunt zu verabschieden. Erschüttert von dem, was ich gehört hatte, bemerkte ich kaum den Zettel, den Werner Jentsch mir beim Verlassen des Abteils in die Hand gedrückt hatte. Ich weiss noch, dass ich winkte, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, und dass ich ihn und seine bedenklich blickende Schwester durch das Abteilstfenster sah. Der Zug beschleunigte seine Fahrt und nahm Kurs in Richtung Ostsee. Ich sah die beiden nie wieder.

Auf dem Zettel in meiner Hand stand Werner Jentschs Postadresse. Ich übertrug sie in meinen Taschenkalender und nahm mir vor, ihm bald, sehr bald, zu schreiben. Doch nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten erfuhr ich von Freunden, die sich auskannten, dass DDR-Bürger, die private Post aus dem Westen erhielten, in Schwierigkeiten kommen konnten. So gross mein Verlangen war, Kontakt zu dem Mann, der mich so tief beeindruckt hatte, zu halten, beschloss ich doch, nicht an Werner Jentsch zu schreiben.

Ein Jahrzehnt verging. 1989 ging das Zeitalter des Kalten Krieges zu Ende. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mehrere andere historiografische Projekte fertig gestellt, zuletzt eine Geschichte der Freien Universität Berlin seit 1948. Die FU, eine gemeinsame Gründung deutscher Studenten und der amerikanischen Besatzungsbehörden in Berlin, hatte in der kurzen Zeit zwischen ihrer Gründung und 1988 eine faszinierende Entwicklung durchlaufen. Man brauchte nicht tief zu graben, um festzustellen, dass sie 1948 einen Moment lang der zentrale kulturelle Brennpunkt des Kalten Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und den Sowjets gewesen war. Im Verlauf meiner Recherchen zur Geschichte der FU stiess ich mehr oder weniger zufällig darauf, dass mehrere Angehörige des ersten Studentenjahrgangs dieser Universität Holocaust-Überlebende waren. Wie Werner Jentsch, erzählten auch sie mir – zuerst tastend, dann in grösserer Offenheit –, dass sie unter dem NS-Regime als Mischlinge eingestuft gewesen waren. Da war es wieder, das Wort «Mischlinge»!

Nachdem ich meine Geschichte der Freien Universität fertig gestellt hatte, widmete ich mich anderen Projekten. Doch an meinem Vorsatz, eine Geschichte der deutschen Halbjuden unter dem NS-Regime zu schreiben, hielt ich fest. Ich wandte mich in der Sache an die Personen, die mir bei der Arbeit an der Geschichte der FU behilflich gewesen und unter den Nazis wegen ihrer teiljüdischen Abstammung verfolgt worden waren. Dank ihrer Ermutigung und Unterstützung konnte ich Material für dieses Buch Zusammentragen. Es erhebt nicht den Anspruch, eine umfassende und endgültige Studie über diesen Aspekt des Holocaust zu sein, einschliesslich etwa tiefschürfender Analysen der Beweggründe und Ziele der beteiligten Akteure und Fraktionen innerhalb des NS-Machtapparats und der internen bürokratischen Diskussionen und Machtpöben. Andere Historiker haben hier bereits sehr viel wichtige Grundlagenforschung geleistet. Was mich vor allem aufwühlte, war die Tatsache, dass so wenige persönliche Lebensberichte und Falldarstellungen von Betroffenen oder über sie existierten, schon gar nicht in englischer Sprache. Ich wollte daher versuchen, ein Buch zu schreiben, das zeigen würde, wie Menschen teiljüdischer Abstammung mit den konkreten alltäglichen wie existenziellen Problemen zurechtkamen, die sich aus ihrer zunehmenden Entrechtung und Ausgrenzung ergaben, Problemen, die mit der Machtergreifung der Nazis begannen und bis zum Untergang des Dritten Reiches immer weiter eskalierten. Darüber hinaus wollte ich zeigen, wie der psychische Abraum des von den Nazis betrieb-

nen rassistischen Wahns den damaligen Opfern über das Ende des Dritten Reichs hinaus bis an ihr Lebensende zu schaffen machte.

Ein kurzes Eingehen auf methodische Aspekte meiner Arbeit an diesem Buch ist angebracht. Angesichts der Begrenztheit meiner finanziellen Ressourcen und der ebenfalls nicht unbegrenzten Zeit, die ich für Gespräche mit Zeitzeugen und für archivalische Forschungen zur Verfügung hatte, beschloss ich zu Beginn meiner Arbeit, während meiner Interviews möglichst ausführliche schriftliche Notizen zu machen, während meine Gesprächspartner ihre Erlebnisse schilderten und auf die Fragen eingingen, die ich ihnen im Verlauf des Gesprächs stellte. Ich verwendete kein Aufnahmegerät, weil ich nicht vorhatte, im Buch ausführliche Passagen aus ihren Erzählungen wörtlich zu zitieren, und auch weil das Buch zunächst nur auf Englisch erscheinen sollte und daher vor allem eine englischsprachige Leserschaft ansprechen würde. Möglichst zeitnah nach Abschluss eines jeden Interviews fertigte ich auf der Basis meiner Notizen ein detailliertes Gedächtnisprotokoll in englischer Sprache an. (Viele meiner Gesprächspartner, wenn auch nicht alle, hatten mir ihre Erfahrungen auf Deutsch geschildert.) Dieses Protokoll übersandte ich dann sogleich an den Betreffenden bzw. die Betreffende, mit der Bitte, Korrekturen, Ergänzungen, Berichtigungen oder Streichungen nach eigener Wahl vorzunehmen. Sobald ich die editierten Protokolle zurückerhielt, übertrug ich die Änderungen in eine neue Fassung des Protokolls, die ich wiederum den Interviewten zur nochmaligen Prüfung übersandte. In manchen Fällen ging dieser Prozess über zwei oder drei Korrekturrunden bis eine beide Seiten befriedigende Fassung des Interviewprotokolls vorlag. Die meisten meiner Gesprächspartner hatten kein Problem damit, die Korrespondenz und die Editierarbeit an den Protokollen auf Englisch zu erledigen. In den wenigen Fällen, in denen dies anders war, halfen den Betreffenden Angehörige oder Freunde, die Englisch konnten. Zweifellos würden manche Historiker, besonders solche, die auf «oral history» spezialisiert sind, wortgetreue Abschriften von Audio-Aufzeichnungen der Interviews vorziehen. Da mir für dieses Projekt die entsprechende technische und personelle Ausstattung nicht zur Verfügung stand, entschied ich mich für die beschriebene Methode.

Eine offensichtliche Schiefelage, die diesem auf die persönliche Befragung von Zeitzeugen gestützten historiografischen Ansatz innewohnt, ist die Tatsache, dass Personen, die zum Zeitpunkt der Machtergreifung der Nazis 1933 bereits erwachsen oder im fortgeschrittenen Alter waren, weitgehend aus der Darstellung herausfallen, gehören sie doch einer Altersgruppe an, von der fast

niemand mehr lebt. Am entgegengesetzten Ende des Altersspektrums stehen Sprösslinge aus jüdisch-christlichen Mischehen, die erst in der späteren Phase des Dritten Reiches zur Welt kamen und bei Kriegsende noch Kinder waren; sie müssen aus der Betrachtung herausfallen, weil sie kaum mitbekamen, was um sie herum wirklich geschah. Zu den Frustrationen, die die Arbeit an diesem Buch mir bereitete, gehörte der Umstand, dass ich von vielen Gesprächsprotokollen (die sich unter Umständen über Dutzende Seiten erstrecken konnten) nur einen Bruchteil verwenden konnte, um das Manuskript nicht über Gebühr anschwellen zu lassen und um die mehrfache Schilderung ähnlicher und gleichartiger Erlebnisse zu vermeiden. Sämtliche für dieses Buch erstellten Gesprächsprotokolle – darunter sind einige, die unter der Zusage strengster Vertraulichkeit zu Stande kamen – werde ich einem bedeutenden Archiv zur Verwahrung übergeben, sobald das Buch veröffentlicht ist; dort werden sie gemäss einer Vereinbarung unter Verschluss aufbewahrt, bis die Zeitzeugen, die um Wahrung der Vertraulichkeit gebeten haben, nicht mehr leben.

Einen letzten Gedanken über die Interviews muss ich noch loswerden. Während der Gespräche notierte ich mir das, was meine Gesprächspartner erzählten, so akkurat wie möglich, und mit ihrer editorischen Hilfe transponierte ich ihre Aussagen so getreulich wie möglich in die narrative Darstellung, die ich für das Manuskript benötigte. Dass persönliche Erinnerungen ein zwar wertvolles, aber ganz und gar nicht makellores Instrument der Geschichtsschreibung sind, ist sattsam bekannt. Deshalb sollten solche mündlichen Überlieferungen im Idealfall durch parallele archivalische Forschungen ergänzt werden, damit sich die Schilderungen der Zeitzeugen anhand von authentischen Unterlagen, Originaldokumenten oder Aussagen aus anderen Quellen verifizieren lassen. Dies zu tun, war in Bezug auf die Erzählungen meiner Gesprächspartner oft nicht möglich. Ich erhielt zwar Zugang zu wertvollen Archivbeständen über verfolgte Personen in Hessen und konnte im Berliner Landesarchiv einige vereinzelte Dokumente einsehen. Wertvoll und nützlich waren auch die in Nordrhein-Westfalen erhalten gebliebenen Bestände von Gestapo-Akten. Leider jedoch waren unter meinen Gesprächspartnern keine aus diesen Regionen – allein die Hälfte waren Berliner. Aus diesem Grund war es mir nicht möglich, gezielt Entschädigungsakten aus der Nachkriegszeit zu den Personen, die mir zuvor Interviews gewährt hatten, zu eruieren. So unbefriedigend und unvollkommen die Quellenarbeit zu diesem Projekt bleiben musste, brauchte ich doch nicht

ganz ohne objektive Stützen auszukommen. Da war zum einen die Tatsache, dass zwischen denjenigen meiner Gesprächspartner, die in Berlin lebten, seit Langem informelle Kommunikationsbeziehungen bestanden. Sie kannten einander teilweise schon seit den Kriegsjahren und hatten Erinnerungen daran, was sie an Verfolgung erlebten und wie sie es überlebten, über die Jahrzehnte hinweg ausgetauscht. Daher gab es zu vielen Episoden, die einzelne Berliner Zeitzeugen mir schilderten, Bestätigungen von Anderen, die zumindest bezeugten, dass ihnen die betreffende Geschichte in ihren Grundzügen schon jahrzehntelang bekannt war. Dazu kam, dass viele von denen, die sich zu einem Gespräch mit mir bereit erklärten, einschlägigen Historikern und anderen Sozialwissenschaftlern sowie mir persönlich bekannten Forscherkollegen in München, Hamburg und Frankfurt schon seit Langem bekannt waren und als seriöse Quellen galten. Nur in einem einzigen Fall interviewte ich eine Person, die mir weder von irgendeinem Angehörigen des Berliner Kreises, mit dem ich seit fast zwei Jahrzehnten auf vertrautem Fuss stand, noch von anderen zuverlässigen Forscherkollegen empfohlen worden war. Dieser eine Zeitzeuge meldete sich bei mir in Reaktion auf einen Artikel über mein Projekt, der 1994 in einer angesehenen Tageszeitung im Rhein-Main-Gebiet erschienen war, übrigens durch Vermittlung von Hans-Georg Ruppel, Stadtarchivar in Offenbach am Main und selbst forschender Historiker mit einer Liste eigener Veröffentlichungen, darunter auch Zeitzeugen-Interviews. Herr Ruppel stellte sich als «Kurier» zwischen mir und dem mir unbekanntem Briefschreiber zur Verfügung. Dieser Zeitzeuge, Helmut Langer (nicht sein richtiger Name), war einer derjenigen, die die Zusicherung strengster Vertraulichkeit verlangten. Seine Körpersprache und sein ganzes Betragen während unseres Gesprächs überzeugten mich von seiner Echtheit. Ich konnte und kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Helmut Langer nicht die Person ist, die er zu sein behauptet, oder dass er mir Erlebnisse schilderte, die ihm nicht widerfahren waren. Auch Stadtarchivar Ruppel, der selbst zahlreiche Interviews mit Zeitzeugen geführt hat, hegte keinerlei Zweifel an der Authentizität von Helmut Langer. Dennoch bleibt es eine unbestreitbare Tatsache, dass ich die Berichte der zwanzig in diesem Buch vorkommenden Zeitzeugen nicht gezielt anhand einschlägiger archivalischer Materialien überprüft habe. Tatsache ist andererseits jedoch, dass die archivalischen Quellen, die ich durchforstete (und bei denen ich die Namen der Opfer durchweg anonymisieren musste), die Erfahrungen, die meine zwanzig Gesprächspartner gemacht hatten und über die sie mir berichteten, voll und ganz, wenn auch nur



indirekt, bestätigten. Mir kamen zum Beispiel in den Archiven Gestapoakten unter, die konkrete Einzelheiten über bestimmte namentlich genannte Zwangsarbeitslager oder über bestimmte datierbare Vorgänge enthielten, die sich exakt mit Angaben meiner Gesprächspartner deckten. Letzten Endes bleibt es dem Leser überlassen, ob er die Schilderungen der Zeitzeugen, die sich für dieses Buch zur Verfügung stellten, als authentisch akzeptieren will oder nicht.

Den nachfolgend genannten Personen schulde ich Dank über alle Massen: Horst Hartwich, dem unlängst verstorbenen, langjährigen Direktor des Aussenamts der Freien Universität, der mir während der Jahre, in denen ich unter seiner Betreuung meine Geschichte der FU schrieb, unermüdlich von seinen Erlebnissen und Erfahrungen als Mischling erzählte. Horst brachte mich auch mit einer ganzen Reihe seiner Freunde und Bekannten zusammen, die auf ähnliche Verfolgenschicksale zurückblickten. Mit ihrer wertvollen Hilfe konnte ich mir einen Grundstock von Zeitzeugen zulegen, deren Berichte und Angaben mir schon in der Phase, in der ich dieses Buch konzipierte, gute Dienste leisteten. Die Namen aller dieser Gewährsleute sind im bibliographischen Teil dieses Buches aufgelistet.

Professor Stanislaw Karol Kubicki von der Freien Universität leistete mir ebenfalls äusserst wertvolle Hilfe bei der Kontaktaufnahme mit weiteren Zeitzeugen in Berlin und anderswo, desgleichen Professor Johann Gerlach, der frühere Präsident der Freien Universität. Wertvolle Unterstützung für dieses Projekt erhielt ich ferner von Dr. Beate Meyer aus Hamburg, die mich in einem wirklich kollegialen Geist von ihren jahrzehntelangen Erfahrungen mit der Befragung von Personen, die in der NS-Zeit verfolgt waren, profitieren liess. Es ist keine Übertreibung, zu sagen, dass Dr. Meyer die weltweit führende Expertin zu diesem Thema ist. Meine Historikerkollegin Dr. Ursula Huber in München vermittelte mir den persönlichen Kontakt zu mehreren anderen, entscheidend wichtigen Zeitzeugen. Stadtarchivar Hans Ruppel vom Archiv der Stadt Offenbach ebnete mir, wie bereits erwähnt, den Weg zu einem weiteren wertvollen Gewährsmann. Dr. Volker Eichler vom Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden machte mir wertvolle Aktenbestände zu den Entschädigungsverfahren der Nachkriegszeit zugänglich. Dr. Jürgen Wetzel und Dr. Klaus Dettmer am Landesarchiv Berlin erlaubten mir ebenfalls Einblick in ihre Aktenbestände, soweit es ihnen möglich war. Dr. Black-Veltrup und Dr. Anselm Faust vom Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf erlaubte mir, ihre weit grössere Sammlung von Gestapoakten auszuwerten. Charles Milford, akademischer Bibliothekar, berichtete mir in einem für mich sehr wertvollen

persönlichen Gespräch von seinen Erfahrungen und Erlebnissen und liess mich grosszügigerweise auch noch an den Segnungen seines superbem bibliographischen Wissens teilhaben. Professor Kurt Shell in Frankfurt am Main brachte mich freundlicherweise in Verbindung mit Dr. Rudolf Klein in Wien. Dr. Elisabeth Rohr, ebenfalls aus Frankfurt, leistete mir grosszügige Hilfe bei der Zusammenstellung der Erinnerungen ihrer Mutter Martha Rohr. Erika Waldegger aus dem bayerischen Memmingen, die ich auf Anregung von Dr. Huber und ihren Mitarbeitern an der Universität München kontaktierte, berichtete mir in grosser Ausführlichkeit über die Erlebnisse ihres Vaters Emil Steiner aus Kempten als Opfer der NS-Verfolgung. Bernd Rebensburg öffnete mir durch seine Erinnerungen an seine Schulzeit im Evangelischen Pädagogium (heute Otto-Kühne-Schule) in Bad Godesberg die Augen dafür, dass die bizarre Welt, in der jüdische Mischlinge durch den Rassenwahn der Nazis hineingestossen wurden, auch noch von Angehörigen anderer ethnischer Gruppen bewohnt wurde. Hans-Werner und Ingrid Koeppel arrangierten ein wichtiges Treffen mit dem früheren Direktor der Schule, Klaus Otto Kühne, der mir die Richtigkeit der Angaben von Bernd Rebensburg bestätigte. Sabine und Christian Koch leisteten mir unschätzbare Hilfe in Berlin, ebenso wie Heinz und Angelika Ferstl in Hamburg.

Vier Freunde, die sich als kluge und unnachsichtige Leser meines Manuskripts zur Verfügung stellten, verdienen ebenfalls meinen Dank: Hans A. Schmitt, Joyce Seltzer, Gerhard L. Weinberg und David S. Wyman. Jeder von ihnen bewahrte mich vor vielen Fallstricken in nicht nur historischer, sondern auch literarischer und organisatorischer Beziehung.

Zu guter Letzt gilt mein ewiger Dank Margaret Wyman Tent dafür, dass sie mir geholfen hat, dieses schwere Projekt durchzuziehen und zum Abschluss zu bringen. In Momenten, in denen kein Ende der Arbeit abzusehen war oder das zusammengetragene Material besonders deprimierend erschien, flösste sie mir Zuversicht ein und geleitete mich an einen Punkt zurück, von dem aus ich weiterschreiben konnte. Ihre Unterstützung war unschätzbar. Dieses Projekt war das schwierigste, an das ich mich je herangewagt habe. Die Recherchen und das Niederschreiben waren nicht das Hauptproblem. Die wirkliche Herausforderung bestand darin, mich Tag für Tag mit den durch und durch bösen Dingen auseinandersetzen zu müssen, die anständigen Menschen angetan wurden. Sehr wenige der hier erzählten Geschichten nahmen einen glücklichen Ausgang.

Noch eine Klarstellung erscheint mir nötig. Hitlers «Grossdeutsches Reich» war ein in Expansion begriffener Staat mit fliessenden Grenzen.

Sein Territorium umfasste Teile ehemals souveräner Nachbarstaaten, die formell annektiert waren und deren Bewohner als deutsche Reichsbürger galten. Dazu kamen eroberte und besetzte Gebiete, die direkt oder indirekt, vollständig oder teilweise unter deutscher Kontrolle standen, aber nicht annektiert waren. Weil die Nazis ihre Politik, insbesondere ihre Rassenpolitik, in ihrem gesamten Machtbereich zur alles beherrschenden Doktrin erhoben, ziehen es die meisten Historiker seit Langem vor, statt der nicht eindeutigen Bezeichnung «Deutschland» Begriffe wie «deutsch besetzte Gebiete» oder «NS-kontrollierte Gebiete» zu verwenden. So halte ich es auch in diesem Buch.

Wie für alle meine Arbeiten, gilt auch für die vorliegende, dass alle Fehler, Irrtümer oder Auslassungen voll und ganz in meine Verantwortung fallen.

P.S. Natürlich hatte ich nach dem Fall der Berliner Mauer den dringenden Wunsch, meinen Kontakt zu dem Mann zu erneuern, der mir bei unserer Zufallsbegegnung im Zug 1978 seine Lebensgeschichte erzählte und damit den Anstoss zu meiner Beschäftigung mit den jüdischen Mischlingen im NS-Staat gab. In den Jahren 1994-95 richtete ich mehrere Briefe an Werner Jentsch. Schliesslich erreichte mich eine finale Antwort, geschrieben von seiner Frau. Sie teilte mir mit, ihr Mann sei erkrankt, und jedes Rühren an seine Vergangenheit als verfolgter Mischling rege ihn fürchterlich auf. Sie bat mich inständig, ihm nicht mehr zu schreiben, und ich respektierte diese Bitte. Werner Jentsch verstarb im Jahr 2000.

## VORWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Seit dem Erscheinen der amerikanischen Originalausgabe dieses Buches vor einigen Jahren ist leider mehr als die Hälfte der zwanzig Zeitzeugen, auf deren Schilderungen das Buch basiert, verstorben. Das ist nicht verwunderlich, da die Generation, die die Verwerfungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts miterlebt hat, ans Ende ihrer biologischen Lebensspanne gelangt ist. Es ist trotzdem ernüchternd, einen nach dem anderen gehen zu sehen, und ich kann nur noch einmal meine Dankbarkeit dafür zum Ausdruck bringen, dass sie sich vor nunmehr einem guten Jahrzehnt – in damals schon fortgeschrittenem Alter – bereitgefunden haben, ihre Stimme zu erheben und ihre Geschichte zu erzählen. Mündliche Überlieferung ist keine perfekte, aber nach wie vor eine wichtige Quelle, wenn Akten und Dokumente aus Archiven oder persönlichen Sammlungen und andere authentische Zeugnisse als Korrektiv hinzukommen. Ich entschied mich in den 1990er Jahren, dieses Buch zu schreiben, weil die Zusammentragung dieser mündlichen Zeugenaussagen im wahrsten Wortsinn ein Wettlauf gegen die Zeit war.

Ein Zeitzeuge, der in der amerikanischen Ausgabe des Buches nicht vorkam, ist in der vorliegenden deutschen Ausgabe hinzugekommen: Gerhard Löwenthal, der bekannte Fernsehmoderator der 1970er und 1980er Jahre, das Gesicht des ZDF-Magazins. Ihn hatte ich zwar 1987 im Zuge der Arbeit an meiner Geschichte der Freien Universität interviewt, aber dabei war es nur um seine Rolle als einer der Gründungsstudenten der FU gegangen. Er erklärte mir damals, die Gründungsgeschichte der FU habe dazu beigetragen, ihn ein für alle Mal zu einem militanten Antikommunisten zu machen. Über seine wahrhaft haarsträubenden Erfahrungen als «jüdischer Mischling» unter dem NS-Regime verlor er damals kein Wort. Gerhard Löwenthal ist 2002 verstorben, doch mehrere seiner Freunde in Berlin versorgten mich, unabhängig voneinander, mit detaillierten Informationen über seinen Mut und seine Standfestigkeit gegenüber den Nazis und drängten mich, seine Erlebnisse in diese Neuausgabe aufzunehmen. Auf meine Bitte hin stellte mir Ingeborg Löwenthal, seine Witwe, freundlicher Weise ein Exemplar seiner veröffentlichten Memoiren zur Verfügung. So hat sich Gerhard Löwenthal *in absentia* den 20 Zeitzeugen hinzugesellt, die mir geholfen haben, dieses Buch zusammen zu stellen.

Seit der Veröffentlichung der amerikanischen Ausgabe dieses Buches 2003 sind wichtige wissenschaftliche Arbeiten über die Drangsale der «jüdischen Mischlinge» in Deutschland und ihrer in «Mischehe» bzw. «privilegierter Mischehe» lebenden Eltern erschienen. Bryan Mark Riggs *Hitler's Jewish Soldiers* kam genau genommen sogar etwas früher heraus als mein Buch und wurde sogleich ins Deutsche übersetzt; es erschien in Deutschland Ende 2003 unter dem Titel *Hitlers Jüdische Soldaten*. Ich hatte das Manuskript zu meinem Buch schon fertig gestellt, als Riggs Werk in den USA herauskam, und konnte letzteres nur noch in meiner Einleitung kurz erwähnen. Es sei mir daher gestattet, hier im Vorwort zur deutschen Ausgabe etwas ausführlicher auf dieses Buch einzugehen. Rigg verdient Anerkennung dafür, dass er das vernachlässigte Thema der Verfolgung von «Mischlingen» unter dem NS-Regime ins Licht gerückt hat. Er sprach mit nicht weniger als 400 NS-Opfern, allesamt ehemalige Soldaten der Deutschen Wehrmacht, und stellte das Interviewmaterial danach dem Deutschen Bundesarchiv zur Verfügung, so dass es künftig von anderen Forschern genutzt werden kann. Rigg hat wichtige, zur Diskussion einladende Themen aufgeworfen wie die «Arisierung» oder die verständlichen Bemühungen jüdischer Mischlinge, ihre (teilweise) jüdische Herkunft vor den Nazis zu verbergen. Auf der anderen Seite hat Rigg auch eine heftige Kontroverse ausgelöst, zumindest in Historikerkreisen. Schon der Titel seines Buches erregte Anstoss. Ein gut informierter deutscher Historiker sagte mir, nachdem Riggs Buch auf Deutsch erschienen war: «Einen noch gruseligeren Titel hätte er nicht wählen können!» Die meisten der von Rigg befragten und als «Hitlers jüdische Soldaten» präsentierten Männer waren keine Juden, weder nach ihrem eigenen Identitätsgefühl noch nach jüdischem Recht, streng genommen nicht einmal nach geltendem NS-Recht, denn die Nazis hatten mit den Nürnberger Gesetzen von 1935 eine (wenn auch wacklige) rechtliche Trennung zwischen «Juden» und «jüdischen Mischlingen» vorgenommen. Dazu kommt, dass der Titel von Riggs Buch den Eindruck erweckt (oder erwecken kann), Juden hätten aktiv für Hitlers Deutschland gekämpft, eine absurde und irreführende Unterstellung. Natürlich half der Buchtitel dem Autor Rigg, öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, aber seinem Ansehen bei grossen Teilen der Historikergemeinschaft kam dies nicht gerade zugute.

Rigg behauptete in seinem Buch des Weiteren, die tatsächliche Zahl jüdischer Mischlinge in Deutschland sei weitaus höher gewesen, als die Ergebnisse der Volkszählung von 1939 es auswiesen – diese hatte die Zahl der im damaligen Grossdeutschen Reich lebenden Halbjuden («Mischlinge ersten Grades»)

auf rund 72.000 und die der Vierteljuden («Mischlinge zweiten Grades») auf rund 40.000 beziffert. Rigg behauptete in mehreren öffentlichen Stellungnahmen, über 100.000 Männer mit jüdischen Wurzeln hätten allein in den deutschen Streitkräften gedient; stimmte dies, so müsste es in Nazideutschland mindestens zehn Mal so viele jüdische Mischlinge gegeben haben als nach den Zahlen der Volkszählung. Diese Behauptung veranlasste einige namhafte Historiker, Rigg der Sensationshascherei zu bezichtigen. Ich meine jedoch, dass Rigg einen bedenkenswerten Punkt angesprochen hat: Bei der Volkszählung von 1939 wurde wahrscheinlich eine zu niedrige Zahl von «Mischlingen» erhoben; wir müssen davon ausgehen, dass viele Deutsche, die irgendwie die Chance hatten, ihre jüdische oder teiljüdische Abstammung zu verschweigen, dies taten, einfach um der Verfolgung zu entgehen. Allerdings halte ich es für undenkbar, dass die «Dunkelziffer» beim Zehnfachen der amtlich festgestellten Zahl von Mischlingen lag. Unter dem Strich würde ich sagen, dass Rigg das Verdienst zukommt, das Bewusstsein der Öffentlichkeit für eine bis dahin vernachlässigte Gruppe von NS-Opfern geschärft zu haben.

Erfreulicherweise hat das Interesse an den jüdischen Mischlingen auch in Deutschland in den letzten Jahren zugenommen. An erster Stelle möchte ich Dr. Beate Meyer in Hamburg nennen, die seit Jahren exzellente und ergiebige Arbeiten über die deutschen Juden im Allgemeinen vorlegt und die führende wissenschaftliche Expertin für die jüdischen Mischlinge in Deutschland ist. Neben ihrem Standardwerk «*Jüdische Mischlinge*». *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945*, das 1999 erschienen ist, hat sie in jüngster Zeit einflussreiche Artikel veröffentlicht wie «Geschichte im Film. Judenverfolgung, Mischehen und der Protest in der Rosenstrasse 1943», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52 (2004) und «Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933-1945», hrsgg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 2006, dazu viele weitere Beiträge in wissenschaftlichen und journalistischen Medien. Ich schulde Frau Dr. Meyer grossen Dank für die fortwauernde Grosszügigkeit, mit der sie mir und anderen Forschern bei der Recherchearbeit zu diesem Thema Rat und Hilfe zuteilwerden liess und lässt.

Ein weiterer Kollege, der wertvolle Beiträge zu diesem Thema geleistet hat und leistet, insbesondere im Hinblick auf «Mischehen» und Zwangsarbeit in den Kriegsjahren, ist Dr. Wolf Gruner. Sein Register an Veröffentlichungen ist eindrucksvoll; zu seinen Büchern gehören Titel wie *Judenverfolgung in Berlin 1933-1945. Eine Chronologie der Behördenmassnahmen in der Reichshauptstadt*, Berlin 1996; *Der Geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur*

*Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938 bis 1943*, Berlin 1997; *Zwangsarbeit und Verfolgung österreichische Juden im NS-Staat 1938-1943*, Innsbruck/Wien/München 2000; *Widerstand in der Rosenstrasse. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der «Mischehen» 1943*, Frankfurt am Main 2005; «Die NS-Führung und die Zwangsarbeit für so genannte jüdische Mischlinge. Ein Einblick in Planung und Praxis antijüdischer Politik in den Jahren 1942 bis 1944», in *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus: Forschungen und Betrachtungen, gewidmet Kurt Pätzold, zum 70. Geburtstag*, hrsgg. von Manfred Weisbecker und Reinhard Kühnl unter Mitwirkung von Erika Schwarz, Köln 2000, sowie weitere wichtige Werke. Die Arbeiten Meyers und Gruners stehen bei weitem nicht allein, auch andere deutsche Historiker haben neue Forschungsergebnisse in letzter Zeit publiziert oder bereiten deren Veröffentlichung vor, vieles davon unter besonderer Berücksichtigung der lokalen und regionalen Ebene, auf der die historische Aufarbeitung dessen, was damals geschah, ihre greifbarste und anschaulichste Form annimmt. Wie die fortdauernde – und bewunderungswürdige – Arbeit dieser Kollegen zeigt, greift die Erkenntnis um sich, dass die wahnhafte Hybris der nationalsozialistischen Judenmörder tragische seismische Wellen quer durch eine komplexe und leidgeprüfte Gesellschaft sandte. Es ist meine Hoffnung, dass die vorliegende Arbeit die wertvollen Beiträge dieser Kollegen sinnvoll ergänzt.

Mein besonderer Dank gilt ferner Harald Liehr und seinen Mitarbeitern beim Böhlau Verlag, die sich der Herausforderung gestellt haben, dieses Buch der deutschsprachigen Welt zugänglich zu machen. Professor Klaus J. Bade in Osnabrück und Wolfgang Lauterbach in Kronberg im Taunus leisteten entscheidende Handreichungen. Karl Heinz Siber hat aus meiner Prosa einen geschmeidigen deutschen Text gezaubert. In diesem Zusammenhang sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich immer darauf Wert gelegt habe, lesbare Geschichte zu schreiben. Von Anfang an wollte ich dieses Buch so anlegen, dass es so etwas wie eine Palette der Gesellschaft bietet, einen Querschnitt von Personen aus unterschiedlichen Milieus, die 1933-45 verfolgt wurden, weil sie jüdische Vorfahren hatten. Im Verlauf meiner Recherchen und Interviews kam mir die Erkenntnis, dass es auch entscheidend wichtig war, die Nachkriegs-Lebenswege meiner Protagonisten, wie knapp auch immer, nachzuzeichnen – nach ihren traumatisierenden Erfahrungen mit den Nazis mussten sie sich den Herausforderungen des Lebens im Land ihrer Geburt stellen (nur die wenigsten wanderten aus). Ich bin der festen Überzeugung, dass der Historiker neben der Aufgabe, neue Forschungsergebnisse zum Nutzen und Frommen seiner gelehrt-

ten Kollegen zu erarbeiten, noch eine weitere wichtige Mission hat: der Öffentlichkeit Lust auf die eigene Geschichte zu machen. Damit das gelingt, muss der Historiker einen Schreibstil wählen, der sowohl akademische Kollegen als auch die Öffentlichkeit zur Lektüre animiert. Dazu gehört auch, dass man, wo immer möglich, glaubwürdige Zeit- und Augenzeugen zu Wort kommen lässt. In 33 Jahren als akademischer Lehrer habe ich die Erfahrung gemacht, dass eine «anekdotische» Darstellung der Vergangenheit aus erster Hand, in narrativer Form präsentiert, dem Leser die Geschichte näherbringen kann als die wissenschaftliche Analyse und Bewertung archivalischer Dokumente oder anderer schriftlicher Zeugnisse allein. In den Jahren des Zweiten Weltkrieges lauschten Millionen Franzosen gefesselt den Radiosendungen der Résistance, aber auch den unbestechlichen Meldungen, die ihnen alliierte Quellen wie das BBC-Programm «Français parle aux Français» lieferten. Es ist meine Hoffnung, dass dieses Buch einer Gruppe der deutschen Gesellschaft, die jahrzehntelang in Vergessenheit geraten war, helfen möge, mit frischer Stimme zu den Deutschen der übernächsten Generation zu sprechen.

James F. Tent  
Birmingham, Alabama  
15. Januar 2007



## EINLEITUNG

Gestützt auf Erlebnisberichte deutscher Bürger, die zwischen 1933 und 1945 als «jüdische Mischlinge» in Deutschland lebten, versucht dieses Buch anhand individueller Fallgeschichten herauszuarbeiten, wie viel Mühe sich Hitler und seine nationalsozialistischen Gefolgsleute den Versuch kosten liessen, auch noch die letzten Spuren des Judentums in Europa zu tilgen. Der Völkermord an den Juden behauptet einen einzigartigen Platz in unserer Erinnerung und Geschichtsschreibung, als ein weitgehend gelungener Versuch, eine Bevölkerungsgruppe als Ganze aus rassistischen Gründen auszulöschen. Die Juden standen stets im Zentrum des Hitlerschen Hasses, von dem Tag, da er sich entschloss, Politiker zu werden, bis zur Stunde seines Selbstmordes. Seine treuesten Gefolgsleute teilten seinen Judenhass. Ungewiss und unter den Historikern nach wie vor umstritten ist der Zeitpunkt, an dem der Vorsatz der Nazis, alle Juden aus Deutschland wegzubekommen, in den konkreten Plan umschlug, sie alle zu ermorden.<sup>1</sup> Im Zuge der historischen Erforschung dieses ungeheuren Menschheitsverbrechens sind andere Dimensionen des nationalsozialistischen Vernichtungswillens und auch andere Opfergruppen sichtbar geworden. Die irrationale Rassenbiologie der Nazis war Bestandteil einer von Intoleranz geprägten Weitsicht. Die NS-Verfolgung erstreckte sich auf zahlreiche Opfer und Opfergruppen, denen nicht allein aus rassistischen, sondern auch aus ideologischen und religiösen Gründen, wegen ihrer sexuellen Orientierung oder wegen körperlicher oder geistiger Behinderungen das Lebensrecht entzogen wurde. Die europäischen Zigeuner zum Beispiel (Sinti und Roma) wurden furchtbar verfolgt, ebenso wie Homosexuelle, die zu Tausenden sterben mussten. Dem Euthanasieprogramm der Nazis fielen ebenfalls Tausende Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen zum Opfer. Zu den unglücklichen Opfern Hitlers gehörten auch die Zeugen Jehovas sowie viele Tausend Kommunisten und Sozialdemokraten. Es wäre eine unnütze Übung, die verschiedenen Gruppen von Holocaust-Opfern nach dem Grad ihrer Verfolgung und ihres Leidens zu sortieren, und doch ist die Feststellung wichtig und unstrittig, dass die Juden die mit Abstand grösste und sichtbarste unter den zur völligen Ausmerzung bestimmten Volks- und Gesellschaftsgruppen waren. Begnügen wir uns ansonsten mit der Aussage, dass der Nationalsozialismus eine in ihrer Konse-

quenz brutal intolerante und rassistische Weltanschauung war. Er gab jede Person und jede Gruppe zur Verfolgung frei, die in den Augen der Nazis nicht in die deutsche Volksgemeinschaft passte.<sup>2</sup>

In diesem Buch wird versucht, auf die Leiden einer Opfergruppe aufmerksam zu machen, die in den bisherigen Forschungen zum Holocaust weitgehend unbemerkt geblieben ist: der jüdischen «Mischlinge». Als jüdische Mischlinge galten nach nationalsozialistischem Recht Menschen mit einem jüdischen Elternteil, so genannte Halbjuden, in zweiter Linie auch so genannte Vierteljuden. Man muss sich deutlich machen, dass diese Terminologie von einer rassenbiologischen Vererbungslehre bestimmt war. Definiert man das Judentum als Religionsgemeinschaft, so wäre es offensichtlich ebenso unsinnig, von «Halbjuden» zu sprechen, wie von «Halbchristen». Doch da diese rassistische Begrifflichkeit in den Jahren des NS-Regimes Eingang nicht nur in den allgemeinen Sprachgebrauch, sondern auch in Gesetze, Verordnungen und Rechtsprechung fand, erscheint es aus pragmatischen Gründen angebracht, Ausdrücke wie «Halbjude» in diesem Kontext weiterzuverwenden, allerdings unter ausdrücklicher Distanzierung von der rassenbiologischen Vorstellungswelt, der sie entstammten.

Die historische Forschung lässt keinen Zweifel daran, dass Menschen von teilweise jüdischer Abstammung, namentlich die so genannten Halbjuden, früher oder später ins Visier der Planer des NS-Völkermordes gerieten, dass jedoch die komplexen formaljuristischen Konstruktionen, die Hitlers bürokratische Helfershelfer in dieser rassenbiologischen Grauzone errichteten, letztlich dafür sorgten, dass die meisten dieser «Mischlinge» überlebten – sehr oft jedoch mit knapper Not. Ihre persönlichen Berichte verraten eine Menge über die Dynamik, aber auch die Willkürlichkeit der NS-Bewegung. Bemerkenswerterweise verwendete das Regime auch noch und gerade in der Situation der drohenden militärischen Niederlage einen beträchtlichen Teil der ihm verbleibenden Energien und Ressourcen darauf, die traurigen Restbestände dessen, was vom europäischen Judentum noch übrig war, auszutilgen, auch jene bis dahin gesetzlich geschützten Volljuden, die mit einem arischen Partner in einer sogenannten Mischehe lebten (oder in einer «privilegierten Mischehe», wenn sie Kinder hatten). Die Bürokraten des NS-Staats trafen auch Vorkehrungen zur Vernichtung der als «Halbjuden» oder «Mischlinge ersten Grades» definierten Kinder aus solchen Mischehen. «Vierteljuden» konnten bestenfalls darauf hoffen, nicht umgebracht, sondern zwangsweise sterilisiert zu werden, den Rest ihres Lebens

mit irgendwelchen niedrigen Arbeiten zu verbringen und dieses dann als letzte übrig gebliebene Exemplare ihrer «Rasse» auszuhauchen. Ausführliche Gespräche mit Augenzeugen und Betroffenen der Judenverfolgung – zumeist waren es schon hoch betagte Leute – versetzten mich in Verbindung mit jüngst zugänglich gewordenen archivalischen Quellen in die Lage, ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang des Nationalsozialismus die Lebensschicksale dieser Mischlinge zu erforschen. Was viele von ihnen durchmachten, war so belastend, dass sie ebenfalls jedes Mitgefühl für die ihnen zugefügten Leiden und jede Anerkennung für die Tapferkeit verdienen, mit der sie ihr Schicksal meisterten und versuchten, in einer Welt, die von dem ihnen widerfahrenen Leid nichts wusste und nichts wissen wollte, ein möglichst «normales» Leben, meist auf sich allein gestellt, zu führen. Dass so viele der in dieser kaum erforschten Opferkategorie Angesiedelten in der NS-Periode Kinder oder Heranwachsende waren, verleiht ihren Erlebnissen eine besondere Prägnanz, da man bei ihnen ein höheres Mass an Naivität, Gutgläubigkeit und Verwundbarkeit unterstellen kann.

Die Bezeichnung «Mischling» wurde nur auf deutsche Staatsbürger angewandt, nicht auf gleich gelagerte Bewohner anderer Länder im NS-Machtbereich. Die Zahl der rechtlich von diesem Begriff erfassten Personen ist daher begrenzt und bestimmbar. Nach den genauest möglichen Schätzungen fielen ungefähr 72.000 deutsche Staatsbürger in die Rubrik der «Halbjuden» (nach Massgabe der Volkszählung von 1939 im damaligen Grossdeutschen Reich). Rund 40.000 weitere Deutsche wurden als «Vierteljuden» eingestuft.<sup>3</sup> Der Begriff «Mischling» wurde im 19. Jahrhundert zunächst auf Kinder aus gemischtreligiösen Ehen, etwa zwischen einem katholischen und einem protestantischen Partner, angewandt, später auf Personen von gemischter «rassischer» oder ethnischer Herkunft. So wurden zum Beispiel Kinder, die in der Zeit der kolonialen Expansion des deutschen Kaiserreichs aus Verbindungen zwischen deutschen Soldaten und afrikanischen Frauen hervorgingen, als «Mischlinge» bezeichnet. Als in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg französische Besatzungstruppen mit senegalesischen Einheiten (oder nach dem Zweiten Weltkrieg dunkelhäutige US-Soldaten) stationiert waren und mit deutschen Frauen Kinder zeugten, wurden auch diese «Mischlinge» genannt (wobei die Kinder der senegalesischen Besatzungssoldaten bereits 1937 zwangssterilisiert wurden).<sup>4</sup> Die nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland herangewachsenen Generationen haben verstanden, dass in diesem Begriff rassistische Konnotationen mitschwingen, und haben ihn als nicht mehr akzeptabel aus ihrem Sprachrepertoire gestrichen.

In der NS-Zeit hatte der Begriff jedoch einen «amtlichen» Charakter und war den Zeitgenossen absolut geläufig. Wo immer der Begriff in den folgenden Kapiteln vorkommt, bezieht er sich, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes gesagt wird, auf deutsche Staatsbürger mit einem jüdischen Elternteil («Halbjuden») oder einem jüdischen Grosselternteil («Vierteljuden»). Insofern als es sich um einen belasteten Begriff handelt, wird der Leser sich nicht wundern, ihn in Anführungszeichen gesetzt oder mit dem Vorspannwort «so genannt» gekoppelt zu sehen. Ich möchte meinen Lesern allerdings nicht zu viele Anführungszeichen zumuten und habe deshalb im Text dieses Buches darauf verzichtet, belastete Begriffe wie «Mischling», «Halbjude» oder «Arier» konsequent mit diesen orthografischen Warnzeichen zu versehen, zumal es sich dabei noch um die harmlosesten zeitgenössischen Bezeichnungen für diese Opfergruppe handelte. An meiner kritischen Distanz zur rassistischen NS-Terminologie und der dahinterstehenden Weltanschauung wird dies hoffentlich keinen Zweifel wecken.

Wie bereits angedeutet, brachte die Evolution der nazistischen Rassengesetze bis 1935 zwei Hauptkategorien jüdischer Mischlinge hervor. Wer zwei Grosseltern hatte, die von den Nazis als jüdisch eingestuft wurden, galt als «Mischling ersten Grades». (Die Einstufung der betreffenden Grosseltern als Juden richtete sich dabei in der Regel nach deren Zugehörigkeit zu jüdischen Religionsgemeinschaften, obwohl für die Nazis doch eigentlich die «Rasse» der entscheidende Faktor war – aber die Familienbücher der jüdischen Gemeinden waren eben am leichtesten greifbar.) In die zweite Kategorie fielen diejenigen, denen die NS-Bürokraten attestierten, nur einen jüdischen Grosselternteil zu haben; sie galten als «Mischlinge zweiten Grades». Im Grossen und Ganzen waren Mischlinge zweiten Grades nicht denselben Verfolgungen ausgesetzt wie die Halbjuden (von den «Volljuden» nicht zu reden), doch auch sie wurden Opfer rassistischer Schikanen der Nazis, indem der NS-Staat ihnen etwa die Zulassung zur Universität oder das berufliche Fortkommen verwehrte. Ihre Chancen, ein normales Leben zu führen, verschlechterten sich unter der NS-Herrschaft von Jahr zu Jahr, und vieles deutet daraufhin, dass das NS-Regime auch die Vierteljuden der Zwangssterilisierung unterworfen hätte, wenn es länger an der Macht geblieben wäre. Wäre es nach Rassenfanatikern wie Himmler und Heydrich gegangen, so wären die Vierteljuden wohl mit den anderen zusammen ermordet worden. In der Öffentlichkeit wurde nicht immer zwischen Mischlingen ersten und Mischlingen zweiten Grades differenziert; oft wurde nur von «Halbjuden» gesprochen, nur selten einmal von «Viertelju-

den». Eine andere Unterkategorie für jüdische Mischlinge ist von Bedeutung. Die meisten von ihnen kamen aus nichtreligiösen Familien, waren allerdings häufig auf Wunsch ihrer Eltern evangelisch oder (seltener) katholisch getauft worden. (Das traf auf 90 Prozent der jüdischen «Mischlinge» zu.) Erklärte ein deutscher Staatsbürger, der als Halbjude klassifiziert war, er habe sich für den jüdischen Glauben als Religion seiner Wahl entschieden, oder fand sich sein Name in den Verzeichnissen einer jüdischen Gemeinde, so sortierten die NS-Behörden ihn, auch wenn er formell nur ein Mischling ersten Grades war, in eine gesonderte Rubrik ein, die der «Geltungsjuden». Wer in dieser Rubrik landete, war nach NS-Auffassung «einem Juden gleichzustellen». Das bedeutete, dass diese «Geltungsjuden» denselben Verfolgungs- und Unterdrückungsmassnahmen ausgesetzt waren wie die in Mischehe lebenden Volljuden. Die Nazis schlugen rund 8.000 «Mischlinge ersten Grades» dieser Opfergruppe zu und vergatterten sie von 1941 an, genau wie die Volljuden den gelben Davidsstern zu tragen. Viele «Geltungsjuden» kamen im Verlauf der zwölfjährigen Herrschaft der Nationalsozialisten zu Tode oder landeten hinter Gitter und Stacheldraht. Als normale «Mischlinge ersten Grades» wurden rund 64.000 deutsche Staatsbürger eingestuft. Die meisten von ihnen überlebten.

Auch nach NS-Massstäben war ein Mischling ersten Grades ein halber Arier. Hieraus ergibt sich die Frage: Warum wurde diese Personengruppe Gegenstand so vieler interner Diskussionen im Staats- und Parteiapparat Hitlerdeutschlands? Auf der einen Seite hatte das sicher damit zu tun, dass viele Nazis von Anfang an keinen Unterschied zwischen Volljuden und Teiljuden gemacht hatten. Sie fanden beide gleich hassenswert. Hitler hatte schon in *Mein Kampf* das Blatt vor den Mund genommen, wenn es darum ging, den verderblichen Einfluss des «jüdischen Blutes» auf das rassistisch höherwertige Deutschtum zu verteufeln. «[Die Natur] liebt die Bastarde nur wenig», hatte er 1923 geschrieben. Sich auf die Rassentheorien des Houston Steward Chamberlain und anderer berufend, hatte er gegen die «Bastardisierung» des Deutschtums, gegen jede Kreuzung und Mischung von Rassen vom Leder gezogen. «Würde [...] beispielsweise in einer bestimmten Rasse [...] von einem einzelnen Subjekt eine Verbindung mit einem rassistisch niederstehenden eingegangen, so wäre das Ergebnis zunächst eine Niedersenkung des Niveaus an sich.» In mehreren Passagen seiner verwinkelten Kampfschrift war er auf die vermeintlich unglückseligen Folgen der «Rassenkreuzung» zurückgekommen und hatte daraus die Forderung abgeleitet, der zukünftige deutsche Staat müsse Mischehen unterbinden.<sup>5</sup> Auch in seinen öffentlichen Ansprachen, seinen späteren, endlos

wiedergekäuten Monologen und in parteiinternen Diskussionen äusserte er sich immer wieder zu diesem Thema. Seine gläubigen Anhänger taten es ihm nach. So wurden neben den «Volljuden» auch die deutschen Halb- und Vierteljuden zu Zielscheiben ersten Ranges, nachdem die Nazis 1933 an die Macht gelangt waren.

Im Verlauf der partei- und regierungsinternen Diskussionen in der Phase der Ausarbeitung der bedeutsamen Nürnberger Gesetze von 1935 tat einer der Architekten dieses Gesetzesswerks, Ministerialrat Bernhard Lösener aus dem Reichsinnenministerium und dort Leiter des Referats für Judenfragen, einen bemerkenswerten Ausspruch. «Der Halbjude ist als Feind grundsätzlich ernster zu nehmen als der Volljude, da er neben jüdischen Eigenschaften ebenso viele germanische hat, die dem Volljuden fehlen.»<sup>6</sup> Das klang im ersten Moment so, als sei Lösener ein ebenso glühender Antisemit gewesen wie alle anderen ranghohen Nazis. Doch bei näherem Hinsehen schälten sich aus seiner verschachtelten Argumentation andere Facetten seines Standpunktes heraus. Lösener, der das volle Vertrauen seines Vorgesetzten, des Staatssekretärs Wilhelm Stuckart, hatte, war im Innenministerium der massgebliche Mann für die gesetzliche Ausgestaltung der NS-Rassenpolitik. Obwohl ihr Auftrag nichts Gutes für die Juden erwarten liess, entwickelten sich Lösener und die überwiegend namenlosen Fachbeamten, die ihm zuarbeiteten, zu unerwarteten Verbündeten der «Mischlinge». Dabei war Lösener schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) im Januar 1933 Mitglied dieser für ihren grellen Antisemitismus bekannten Partei geworden. Andererseits war er als Beamter überzeugt von der Notwendigkeit von Klarheit und Ordnung im Handeln des Staates und der Justiz und fand sich zunehmend in der für ihn unerwarteten Rolle eines Beschützers derjenigen Deutschen wieder, die nicht nur Halbjuden, sondern eben auch halbe Arier waren, ein Umstand, den auch eine noch so haarspalterische Rassenscholastik nicht wegzudiskutieren vermochte. Mischlinge waren oft Mitglieder von Familienverbänden, die in glücklicheren Zeiten das deutsche Beamtenheer mit bemannt hatten. Sie hatten demgemäss viele nichtjüdische Verwandte, mit denen es sich die Nazis nicht unbedingt verderben wollten. 1935, zur selben Zeit, als Hitler seine Rassengesetze verkündete, verfasste Lösener eine Denkschrift, die den Zweck verfolgte, gewisse Eiferer in der Partei davon abzuhalten, Halbjuden mit Volljuden gleichzusetzen. Er musste seine Argumentation in Begriffe kleiden, die ihn auf keinen Fall dem Verdacht aussetzen würden, Mitleid mit den Juden zu haben.

Er hätte sonst jeden Rückhalt in den höheren Rängen des Regierungsapparats verloren, vom radikal rassistischen Kern der NSDAP ganz zu schweigen. Sicherlich hatten diejenigen Deutschen, die der nationalsozialistischen Sache treu ergeben waren, gar keinen Sinn für die gedanklichen Feinheiten des Lösenerschen Aufsatzes und liessen sich nicht davon abbringen, die in Deutschland lebenden Mischlinge weiterhin als ebenso verfolgungswürdig einzustufen wie die Volljuden. Lösener und seine untergebenen Beamten sorgten in den jeweils entscheidenden Phasen der antijüdischen Gesetzgebung – 1935, 1938 und noch einmal 1942 – durch diskrete, aber wirksame Einflussnahme dafür, dass die Halbjuden von den Volljuden rechtlich getrennt blieben. De facto lief die von Lösener praktizierte Taktik darauf hinaus, dass den Mischlingen einige wichtige Jahre relativer Schonung beschert wurden. Stuckart machte sich als faktischer Sprecher des Innenministeriums die Argumente Löseners zu eigen und setzte mit Hinweisen auf praktische Probleme und taktische Notwendigkeiten bei Hitler politische Ängste frei. Der Führer wollte sich nicht jede Menge arische Angehörige von Halbjuden zum Feind machen, am wenigsten in den ersten zehn Jahren seiner Herrschaft. Er war ein überzeugter Anhänger der Theorie vom «Dolchstoss in den Rücken des Heers», den eine demoralisierte Zivilgesellschaft der kämpfenden Truppe 1918 angeblich versetzt und damit die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg herbeigeführt hatte, und war deshalb, ebenso wie sein Propagandaminister Joseph Goebbels, entschlossen, im kommenden Krieg auf die Stimmungslage der arischen «Fraktion» in gemischtjüdischen Familien Rücksicht zu nehmen. Indem Lösener als die treibende Kraft im Innenministerium auf der Klaviatur dieser Sensibilitäten spielte, gelang es ihm, das Anliegen der Fanatiker, die Halbjuden mit den Volljuden in einen Topf zu werfen, zu durchkreuzen. Hätte er das nicht getan, wären sie sicherlich zusammen mit den Volljuden zuerst in die Gettos und dann in die Deportationszüge nach dem Osten, die 1941 zu fahren begannen, gewandert. Damit wären auch sie an der Seite der anderen Opfergruppen der Vernichtung anheimgefallen. So aber überlebten die Mischlinge, mehr schlecht als recht, in der eigens für sie geschaffenen rechtlichen Nische. Das bedeutete aber nicht etwa, dass die Nazis die Halbjuden in Ruhe gelassen hätten. In den Kriegsjahren demonstrierten die selbst ernannten Wächter über die rassische Reinheit des deutschen Volkes immer wieder ihre Entschlossenheit, die «unerledigte Aufgabe» zu Ende zu bringen. Und am Ende kamen die Rassenfanatiker ihrem Ziel, auch die Halbjuden Deutschlands zu vernichten, sehr nahe.

Weil die meisten deutschen Halbjuden das Dritte Reich und den Krieg überlebten, kommen sie in den meisten Arbeiten über den Holocaust nur am Rande, wenn überhaupt, vor. Trotz aller leidvollen Erlebnisse und Erfahrungen der Mischlinge muss man für ihre stiefmütterliche Behandlung in massgeblichen Holocaust-Studien ein gewisses Verständnis aufbringen. Was die reine Opferzahl anbelangt, so stellten die Mischlinge eine vergleichsweise kleine Gruppe dar. Doch auch wenn die meisten von ihnen überlebten, machten sie Schreckliches durch; nach normalen Massstäben würde man ihnen heute bescheinigen, dass ihnen übel mitgespielt wurde. Die Grausamkeiten, die ihnen angetan wurden, würde ein heutiger Sozialpsychologe in ihrer traumatisierenden Wirkung sicherlich mit schweren Fällen von Kindesmisshandlung gleichsetzen. Dazu kam, dass die Mischlinge, die das Glück hatten, das Kriegsende zu erleben, ohne Zweifel ganz genau wussten, dass ihre Gruppe die nächste gewesen wäre, die der Mordmaschinerie der Nazis zum Frass vorgeworfen worden wäre. Daran lässt auch die historische Beweislage keinen Zweifel. Angesichts dieser Erkenntnis haben Überlebende, Historiker und andere an dem Thema Interessierte endlich begonnen, den Erfahrungen und Erlebnissen der damaligen Mischlinge in der Epoche des Nationalsozialismus mehr Aufmerksamkeit und Mitgefühl zu widmen.

Der einst dünne bibliografische Fundus zum Thema Mischlinge ist daher im Wachsen begriffen. Einer der massgeblichen Chronisten des Holocaust und besten Kenner der deutschen Ministerialbürokratie, die ihn möglich machte, Raul Hilberg, lieferte in seinem bedeutenden Buch *Die Vernichtung der europäischen Juden*, das 1961 erstmals und danach regelmässig in neu bearbeiteten Auflagen erschien (in deutscher Fassung allerdings erst ab 1982), bereits eine Menge brauchbarer Informationen über das Schicksal der Mischlinge im Windschatten des Holocaust. Auch wies er bereits auf das innerbürokratische Hickhack zwischen dem Reichsinnenministerium und den radikal antisemitischen Elementen in Staat und Partei hin, wenngleich man sagen muss, dass den Mischlingen in Hilbergs umfassendem Werk nur ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt wurde. 1989 veröffentlichte der britische Historiker Jeremy Noakes einen ausführlicheren Beitrag, der im 34. Jahrbuch des Leo-Baeck-Instituts unter dem Titel «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish ‚Mischlinge‘, 1933-1945» erschien.<sup>7</sup> Der Autor verzichtete darin auf anekdotische Berichte von Überlebenden, konzentrierte sich vielmehr auf die entscheidend wichtigen rechtspolitischen Entwicklungen innerhalb des Staats- und Parteiapparats, die das Leben der deutschen Halb- und Vierteljuden so grundle-



gend verändern und prägen sollten. Des Weiteren sind in den zurückliegenden Jahren neben ein paar autobiografischen Werken auch weitere wissenschaftliche Arbeiten erschienen. Die bis dato profundeste Untersuchung zum Schicksal der «Mischlinge» hat die Hamburger Historikerin Beate Meyer vorgelegt. Sie hatte zuvor über ein Jahrzehnt lang an diversen staatlich und privat finanzierten geschichtswissenschaftlichen Projekten über die Verfolgung von Juden und Mischlingen mitgearbeitet, an einem «Oral-History»-Projekt in Hamburg, «Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung», aber auch in Berlin und zuletzt an der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem. Im Zuge dieser Arbeit hatte sie Hunderte Augenzeugen des Holocaust befragt und staatliche und lokale Archive nach schriftlichen Darstellungen durchwühlt. Beate Meyers Dissertation, die 1999 unter dem Titel *Jüdische Mischlinge* erschien, ist wohl die bis heute solideste Arbeit über das Leben deutsch-jüdischer Mischlinge und über das Innenleben jenes bürokratischen Apparats, in dessen Fängen sie sich sowohl während der NS-Ära als auch in den Jahren nach 1945 befanden.<sup>8</sup> Ein US-Historiker namens Nathan Stoltzfus hat sich mit der rechtlichen Stellung der «privilegierten Mischehen» zwischen deutschen «Ariern» und Juden im nationalsozialistischen Deutschland befasst, deren Kinder ja die Mischlinge waren, um die es hier geht. In seiner Arbeit *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse – 1943* greift er die mutige Protestaktion Berliner Ehefrauen im Februar 1943 gegen den drohenden Abtransport ihrer jüdischen Männer auf und macht ihn zum Angelpunkt seiner wegweisenden Studie.<sup>9</sup> Wie darin aufgezeigt wird, waren die Nazis in den Kriegsjahren sehr darum besorgt, arische Angehörige von Halbjuden nicht zu verärgern, weil das die Moral an der Heimatfront hätte schwächen können. Vielleicht war dies sogar der entscheidende Faktor, der die Nazis in ihrem Vorgehen gegen Mischlinge gerade lange genug bremste, um ihnen das Schicksal der Volljuden Europas zu ersparen. Bryan Mark Rigg hat vor Kurzem an der Universität Cambridge eine Dissertation über Juden, Mischlinge und andere Nichtarier vorgelegt, die in der Zeit des Dritten Reiches in der deutschen Wehrmacht dienten. Seine Arbeit erschien im Frühjahr 2002 in Buchform und ein Jahr später in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Hitlers jüdische Soldaten*.<sup>10</sup> Auch andere Historiker haben eindrucksvolle Beiträge zu diesem Thema geleistet. Gerhard Lindemanns umfassende Studie *Typisch jüdisch*, erschienen 1998, befasst sich mit der Behandlung von Juden, Halbjuden und dem Judentum als Kultur und Religion im Allgemeinen von der Weimarer Republik bis in die Frühzeit der Bundesrepublik; die evange-

liche Kirche in Hannover und ihr Verhältnis zu Gemeindemitgliedern jüdischer Herkunft dienen dem Autor dabei als Referenz. Aleksandar-Sasa Vuletics 1999 erschienenes Buch *Christen jüdischer Herkunft* analysiert mit Akribie die Semantik des Begriffs Mischling und enthält darüber hinaus bedeutsames Material über die Bemühungen der Betroffenen, noch bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges Selbsthilfegruppen zu organisieren.<sup>11</sup> Doch es war der bereits erwähnte Noakes, der das grundlegende Erklärungsmuster dafür geliefert hat, wie der Nationalsozialismus mit dem Problem der Mischlinge bürokratisch umging und weshalb die meisten von ihnen letztlich überlebten, während die deutschen Volljuden fast vollzählig der Vernichtung anheimfielen. Er forderte wertvolle Detailerkennnisse darüber zu Tage, welcher gesichtslose Konflikt hinter den Mauern der Bürokratie ausgetragen wurde, wo einige wenige Ministerialbeamte, die meisten davon im Reichsinnenministerium, doch mitunter auch der eine oder andere aus anderen Ressorts wie Wirtschaft oder Arbeit, einen nach NS-Massstäben gemässigten Gegenpol zu den kompromisslosen Rassisten in der Partei bildeten. Dem Ministerialrat Lösener und seinem Chef Stuckart fiel in diesem Spiel die Rolle der «Moderaten» zu, die sich für geordnete bürokratische Prozeduren im Umgang mit den Mischlingen einsetzten. Es war dies kein Ringen zwischen gleich Starken. Der andere, grösseren Druck ausübende Pol bestand aus den durch und durch fanatischen Elementen in der NS-Führung, Männern wie Heinrich Himmler, Reinhard Heydrich und dem Führungspersonal der SS, zu deren Imperium Behörden wie das Reichssicherheitshauptamt (RSHA), der Sicherheitsdienst (SD) und die Geheime Staatspolizei (Gestapo) gehörten. Wichtige Einflussnehmer waren auch Funktionäre aus dem Parteiapparat, insbesondere aus der Parteikanzlei, die offiziell *Kanzlei des Führers der NSDAP* hiess und als KdF abgekürzt wurde, genau wie der nationalsozialistische Reiseveranstalter *Kraft durch Freude*. Philipp Bouhler, ein glühender Antisemit, stand dieser Kanzlei des Führers vor.<sup>12</sup> Martin Bormann, Hitlers Adjutant, spielte eine zunehmend einflussreichere Rolle, desgleichen andere Extremisten wie der Gauleiter Julius Streicher, Verleger des notorisch antisemitischen und halb pornografischen Wochenblatts *Der Stürmer*. Die Überzeugungen der Fanatiker legierten sich gut mit den extremen Ansichten, die Hitler seit Langem vertreten hatte. Der Politiker Hitler fühlte sich jedoch bemüssigt, Zurückhaltung zu üben, ein Instinkt, den Lösener und sein zögerlicher Chef Stuckart geschickt manipulierten. Wenn Hitler sich, vor allen in den Vorkriegsjahren, Mässigung auferlegte, tat er dies in bewusster Rücksichtnahme auf die

jenigen seiner arischen Gefolgsleute, die Juden und Mischlinge in ihrer Verwandtschaft hatten. Gewiss bröckelte diese Zurückhaltung unter dem ständigen Druck der Hardliner mit der Zeit ab, in den Friedensjahren nur langsam, nach Kriegsbeginn in einem sich beschleunigenden Tempo.

Noakes zeigt auf, dass dieses ominöse Tauziehen weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand, hinter den dicken Mauern der NS-Bürokratie. Wie stark Hitler selbst in diese Entscheidungsprozesse eingriff, wissen wir nur aus zweiter Hand – wie in vielen anderen finsternen Bereichen der NS-Politik, hinterliess er auch hier keine schriftlichen Weisungen. Wie auch immer, das behördeninterne Tauziehen hatte zur Folge, dass die rechtliche Stellung der Mischlinge und die Intensität, mit der sie verfolgt wurden, erheblichen zeitlichen und örtlichen Schwankungen unterlagen, je nachdem ob gerade die «Gemässigten» mit ihren taktischen Bedenken und Mahnungen mehr Gehör fanden oder die Fanatiker im Kräfteressen hinter den Kulissen wieder einmal die Oberhand behielten.

Willkürliche Schikanen gegen Mischlinge waren ganz und gar nicht das ausschliessliche Vorrecht der NS-Funktionäre in Berlin. Wie es den Betroffenen erging, hing nicht zuletzt auch vom Fanatisierungsgrad örtlicher Amtsträger und ihres Fussvolks ab. Abhängig vom jeweiligen Persönlichkeitstypus, legten Parteifunktionäre, angefangen vom Ortsgruppenleiter über den Kreisleiter bis zum Gauleiter, einen sehr unterschiedlichen Grad an Enthusiasmus oder Effektivität an den Tag, was die Verfolgung der jüdischen Mischlinge betraf. Örtliche Polizeibehörden, regionale Stellen der Gestapo, Beamte der Kriminalpolizei und ähnliche Amtsträger spielten oft entscheidende Rollen, ebenso die mehr oder weniger stark ausgeprägte Neigung der Bevölkerung, sich antisemitisch zu gerieren und als Denunzianten zu betätigen. Das deutlichste Indiz dafür, dass zwischen den Antisemiten in der Parteiführung und den zuständigen Ministerialbeamten Kraftproben im Gang waren, ist die Tatsache, dass die Gesetze, Verordnungen und Weisungen für den Umgang mit Mischlingen sich nicht linear, sondern erratisch entwickelten, insbesondere in den Jahren vor Kriegsausbruch. Der langfristige Trend war jedoch trotz aller Ausschläge unverkennbar: Irgendwann, so war klar, würden auch die Halb- und Vierteljuden Deutschlands abtransportiert und getötet werden. Daran würden letzten Endes auch die diversen Ausnahmeregelungen nichts ändern, die Hitler oder die Partei zugunsten des einen oder anderen Mischlings gewährten.

Es lohnt sich, einen Blick auf die Etappen zu werfen, die die rassenpolitischen Entscheidungsprozesse der Nazis durchliefen. Der Rassebegriff beschäf-

tigte die Nationalsozialisten vom Gründungstag ihrer Partei an bis zu ihrem Untergang.<sup>13</sup> Wie absolut willkürlich und «unordentlich» die Nazis ihre Gesetze machten, offenbarte sich unmittelbar nach ihrer Machtergreifung im Januar 1933. Während die Juden die Opfer erster Wahl waren und blieben, hatten im ersten breit angelegten Versuch des NS-Regimes, per Gesetz festzulegen, wer Arier und wer Jude war, auch die Mischlinge ihren prominenten Auftritt. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, verkündet im April 1933 auf der Grundlage des Ermächtigungsgesetzes, enthielt einen so genannten Arierparagrafen. Jeder Deutsche, der mindestens ein jüdisches Grosseiterteil hatte, war diesem Paragraf zufolge Jude und konnte deshalb keine Stellung im öffentlichen Dienst mehr bekleiden. Zum öffentlichen Dienst gehörten im damaligen Deutschland unter anderem Lehrer, Krankenschwestern, Polizisten, Postbeamte und Eisenbahner, dazu natürlich die Bediensteten der öffentlichen Verwaltung. Es ging um Hunderttausende Beamte und Angestellte des Öffentlichen Dienstes, von hochrangigen Amtsträgern bis zu kleinen Rädchen. Schon aus diesem Grund erwies sich der Arierparagraf, ähnlich wie die gleichzeitig lancierten Kampagnen zum Boykott jüdischer Geschäfte und zur Hinausdrängung von Juden und Teiljuden aus der Privatwirtschaft, als nicht praktikabel. Gezwungenermaßen und äusserst widerwillig mussten die Nazis einige Rückzieher machen, um ein wirtschaftliches Chaos zu vermeiden. Sie wollten den gerade in Gang gekommenen wirtschaftlichen Aufschwung nicht bremsen, den sie sich auf ihr politisches Konto gutschrieben. Einige einflussreiche Nazis, insbesondere im Aussen- und Wirtschaftsministerium und in den Wirtschaftskreisen, die sich um die Exportchancen Deutschlands Sorgen machten, registrierten auch die zunehmend kritischeren internationalen Reaktionen auf die antisemitischen Massnahmen des NS-Staats und zogen sie ins Kalkül.

Allein, bei den Antisemiten reinen Wassers waren diese Bedenken nur taktischer und vorübergehender Natur. Zwei Jahre später, als die Wirtschaft in Deutschland florierte und die Furcht vor einer erneuten Wirtschaftskrise gewichen war, zeigten sie sich eifrig bemüht, Hitler bei der Ausformulierung der sogenannten Nürnberger Gesetze von 1935 zu helfen. Die Art und Weise, wie diese Gesetze und die zugehörigen Verordnungen und Durchführungsbestimmungen verkündet wurden, wirkte improvisiert und verriet viel über das Wesen des NS-Regimes. Am 13. September 1935 kündigte Hitler, wohl wissend, dass die Partei im Begriff war, eine neue Welle des Antisemitismus anrollen zu las-

sen, in einer Rede auf dem Nürnberger Parteitag an, neue Judengesetze würden innerhalb der folgenden zwei Tage in Kraft treten. Zuvor hatte ein gewisser Dr. Gerhard Wagner, Sonderberater des Führers in Medizinfragen, mit Hinweisen auf die Gefährlichkeit geschlechtlicher Beziehungen zwischen Trägern jüdischen und Trägern deutschen Blutes die Aufmerksamkeit Hitlers errungen. In dieser für streng gläubige Nazis hoch emotionalen Frage die Volksseele bearbeitend, hatte Wagner auf demselben Parteitag öffentlich angekündigt, dass die NS-Führung etwas unternehmen werde, um das deutsche Blut zu schützen, eine Äusserung, die darauf angelegt war, Hitler in Zugzwang zu bringen. Im Übrigen zeugten die Ausführungen Wagners davon, dass rassistische Überzeugungen sich in der deutschen Ärzteschaft breit machten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Lösener als Vertreter des Innenministeriums mit Rücken- deckung seines Vorgesetzten Stuckart zu erreichen versuchte, dass in die Gesetzesvorlage der Satz eingefügt wurde: «Dieses Gesetz findet nur auf Volljuden Anwendung.» Hitler liess das nicht zu. Er strich den Zusatz, kurz bevor das Gesetz dem Reichstag zur Abstempelung zugeleitet wurde. Zugleich verfügte er jedoch, dass in öffentlichen Verlautbarungen der betreffende Satz erhalten bleiben solle. In diesem widersprüchlichen Agieren zeigte sich Hitlers fortbestehende Unschlüssigkeit in der Frage der Mischlinge.<sup>14</sup>

Die in Nürnberg verkündeten Gesetze enthalten Detailbestimmungen, die es wert sind, näher betrachtet zu werden. Das am 15. September 1935 verkündete «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» bestimmte, dass Juden Personen «deutschen und artverwandten Blutes» nicht heiraten und zu ihnen auch keine sexuellen Beziehungen unterhalten durften. Beziehungen (auch sexueller Art) zwischen Mischlingen und deutschen Nichtjuden wurden jedoch nicht ausdrücklich verboten. Die erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz, wie sie am 14. November 1935 in Kraft trat, entzog deutschen Volljuden die Staatsbürgerschaft; Mischlingen hingegen gewährte das Gesetz den Status von Staatsbürgern auf Abruf, was bedeutete, dass ihnen die Staatsbürgerschaft zu einem künftigen Zeitpunkt aberkannt werden konnte. Faktisch hielten die beiden Gesetze das künftige Schicksal deutscher «Mischlinge» in der Schwebe. Das war eine wichtige Weichenstellung. Hätten die Rassengesetze von 1935 die Mischlinge den Volljuden gleichgesetzt, so wären wahrscheinlich beide Gruppen sieben Jahre später denselben Schicksalsweg gegangen, nämlich den in die Vernichtungslager. So jedoch sorgten bürokratische Uneinigkeit und die Hitler- sche Zwiespältigkeit dafür, dass die Mischlinge 1935 nicht derselben Kategorie

zugeschlagen wurden wie die Volljuden.<sup>15</sup> Sie wurden sozusagen zu einer «dritten Rasse» erklärt. Nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze wurden weitere einschlägige Verordnungen und Durchführungsbestimmungen verabschiedet, unter anderem mit dem Ziel, die schulischen und universitären Ausbildungsmöglichkeiten für Mischlinge drastisch zu beschneiden. In der Privatwirtschaft begannen die verschiedensten Organisationen und Arbeitgeberverbände Mischlinge offen auszugrenzen, wie sie es bei den Volljuden schon jahrelang getan hatten. Im Anschluss an den Pogrom vom 9. November 1938 («Reichskristallnacht») begannen die Nazis mit der Gettoisierung der Volljuden. Mischlinge und mit arischen Partnern verheiratete deutsche Juden blieben von dieser Gettoisierung verschont. Auch das war eine Entscheidung von schicksalhafter Dimension, denn wahrscheinlich bewahrte sie die Mischlinge davor, zusammen mit den deutschen Volljuden in den Osten «umgesiedelt» zu werden, was nichts anderes war als die Vorstufe zu ihrer physischen Vernichtung, die zwei Jahre später begann. Die Anomalien setzten sich fort. Dieselben Mischlinge, die sich ab Ende der 1930er Jahre in Schulen, Vereinen, Verbänden und im Beruf einer zunehmenden Diskriminierung ausgesetzt sahen, wurden weiterhin zum Wehrdienst in den deutschen Streitkräften einberufen. Dies galt, bis Hitler im April 1940 eine neuerliche Kehrtwende vollführte.

Dieses Tauziehen führte zu merkwürdigen Verwicklungen. Es ist nützlich, kurz einen Zeitsprung nach vorne zu machen und zu schauen, welchen Juden und Mischlingen ein Ausnahmestatus zugebilligt wurde. Nach der Verkündung der Nürnberger Gesetze von 1935 gestalteten die NS-Behörden komplizierte Antragsprozeduren für Personen, die sich um die «Heraufstufung» vom Juden zum Mischling ersten Grades, von diesem zum Mischling zweiten Grades oder sogar zum Arier bemühten. Der vielleicht prominenteste Fall war der des Luftwaffenoffiziers Erhard Milch, der es später zum Feldmarschall brachte. Göring intervenierte persönlich bei Hitler, um zu erreichen, dass Milch vom Halbjuden zum Arier «befördert» wurde. («Wer Jude ist, entscheide ich», lautete einer von Görings berühmten Aussprüchen.) Offensichtlich kam Milch in den Genuss einer höchst ungewöhnlichen Vorzugsbehandlung. Normalerweise konnten solche Anträge nur auf zwei bürokratischen Wegen gestellt werden, entweder über das Reichsinnenministerium oder über die Partei. Der letztgenannte Weg erwies sich in der Praxis praktisch als Sackgasse: Mächtigen Parteileuten wie Rudolf Hess passte die ganze Richtung nicht; nach ihrer Überzeugung durfte es keinerlei Vermischung deutschen Blutes mit dem Blut von Juden oder Halbjuden (oder auch Vierteljuden) mehr geben.

Denen, die ihren Status ändern wollten, ging es nicht nur darum, sich der Verfolgung zu entziehen; die meisten der 9636 Antragsteller, die sich an das Innenministerium wandten (das ihre Anträge an Hitler weiterleitete), suchten um eine Heiraterlaubnis entgegen den Bestimmungen des Gesetzes zum «Schutz des deutschen Blutes» an. Die NS-Bürokraten liessen sich einen labyrinthischen Beantragungsprozess einfallen; unter anderem mussten die Antragsteller einen Satz Fotografien einreichen und seitenlange Fragebögen ausfüllen. Ziel der Prozedur war es, die Physiognomie der Antragsteller (ihre «Rassemerkmale»), ihren Stammbaum, ihre eventuell vorhandenen «jüdischen Eigenschaften», ihre charakterlichen Qualitäten (eine höchst willkürliche Prädikatsvergabe), ihre beruflichen Leistungen, ihre militärischen Dienstzeiten und so weiter zu katalogisieren. In Fällen, in denen keine Gewissheit bestand, wer die Eltern des Antragstellers waren, erlangten körperliche Merkmale eine besondere Bedeutung, und in manchen «schwierigen» Fällen konsultierten die befassten Beamten NS-geprüfte Anthropologen und Mediziner. Dass die NS-Behörden alle diese Anträge mit höchstem Argwohn prüften, braucht kaum eigens betont zu werden. Ein Indiz dafür, wie restriktiv das Verfahren gehandhabt wurde, war die Tatsache, dass Hitler zwischen 1935 und Mai 1941 nur 263 Anträge auf «Heraufstufung» vom Volljuden zum Mischling ersten Grades genehmigte. In der Zeit danach bewilligte er so gut wie keine solchen Anträge mehr, wahrscheinlich weil ihm das Verfahren als solches nicht passte und sein Langmut gegenüber Mischlingen nachliess. Mitte 1941 kam das Antragsverfahren praktisch zum Erliegen, zumindest soweit es Zivilisten betraf. Die Entscheidung Hitlers, keine solchen Anträge mehr zuzulassen, fiel ziemlich genau zu selben Zeitpunkt, da die Stigmatisierung der Mischlinge in ein neues Stadium trat. Im Kontext des Holocaust ist es aufschlussreich, sich zu vergegenwärtigen, dass wenige Monate nach der De-facto-Aussetzung des schon vorher auf wackligen Beinen stehenden Antragsverfahrens der Abtransport der Volljuden in die Ostgebiete – und damit auf mehr oder weniger direktem Weg in den Tod – einsetzte. Zeitgleich mit dieser drastischen Erhöhung des Verfolgungsdrucks begannen die Mischlings-Verwandten der Volljuden zu spüren, wie sich die Schlinge auch um ihren Hals legte.<sup>16</sup>

Wie die Abschaffung des Antragsverfahrens zeigt, verschärfte sich in den Kriegsjahren die Gangart der Judenverfolgung; die Fanatiker in der Partei gewannen die Oberhand. Als der Krieg im Dezember 1941 zum Weltkrieg wurde, war nicht mehr zu übersehen, dass die Spirale sich beschleunigte und die radikal

antisemitischen Kräfte in der Partei die Hemmungen, die Hitler bis dahin gegenüber Landsleuten mit nur teilweise jüdischen Vorfahren gehabt haben mochte, nach und nach wegräumten. Praktisch alle Mischlinge sahen sich nach zwei oder drei Kriegsjahren auf den Status von Hilfsarbeitern reduziert. Etwa um diese Zeit wurden die Mischlinge zu einem der Hauptgegenstände einer streng geheimen Besprechung hochrangiger NS-Funktionäre, die im Januar 1942 in einer Villa im Berliner Vorort Wannsee stattfand. Hitlers Paladine, angeführt von Reinhard Heydrich, hatten sich zu diesem Zeitpunkt über die berüchtigte «Endlösung» für die Volljuden geeinigt. Die Argumente Löseners, wie Stuckart sie auf der Wannsee-Konferenz und anderswo vortrug, resonierten auch zu diesem späten Zeitpunkt noch mit der Furcht Hitlers vor abträglichen politischen Folgen für den Fall, dass jüdische Mischlinge zusammen mit den Volljuden in den Tod geschickt und ihre arischen Angehörigen in erheblicher Zahl dem Regime die Loyalität aufkündigen würden. Trotz allen Drängens der Fanatiker, endlich auf einen harten Kurs umzuschalten, sorgten sich Hitler und sein Chefpropagandist Goebbels nach wie vor um die Stabilität der Heimatfront – die Erinnerung an den Zusammenbruch der Durchhaltungsmoral der deutschen Zivilbevölkerung gegen Ende des Ersten Weltkrieges war ihnen noch immer gegenwärtig. Lösener und Stuckart konnten in den internen Debatten diese Befürchtungen zu ihrem Vorteil nutzen.

Nach der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942, auf der der Beschluss, alle Juden Europas zu ermorden, besiegelt, der Status der Mischlingen jedoch ein weiteres Mal in der Schwebe belassen wurde, liess sich wiederum, parallel zur anlaufenden Ausrottung der europäischen Juden, eine Verschärfung der Gangart bei der Verfolgung der Halbjuden feststellen. Im Spätsommer 1942 kam das Gerücht auf, Himmler werde binnen kurz oder lang seiner Gestapo befehlen, die Mischlinge für den Transport in die Vernichtungslager im Osten zu erfassen, woraufhin sich das Gespann Lösener/Stuckart aus dem Innenministerium erneut ins Zeug legte. Die beiden legten in einem Brief an Himmler die Argumente dar, die aus ihrer Sicht nach wie vor dafür sprachen, die Mischlinge zumindest für die Dauer des Krieges zu verschonen. Sie deuteten an, dass sie notfalls den Führer selbst auf die negativen politischen Folgen eines übereilten Vorgehens der Gestapo hinweisen würden. Diese Intervention rettete den Mischlingen wahrscheinlich einmal mehr das Leben, doch auch jetzt dachten die Fanatiker in der Partei nicht daran, klein beizugeben. Wie Nathan Stoltzfus in seinem Buch *Widerstand des Herzens* aufgezeigt hat, schickte sich die Gestapo im Februar 1943 an, die letzten noch in Berlin verbliebenen Juden (fast



durchwegs in «Mischehe» mit arischen Partnern lebend) abzutransportieren, ohne Rücksicht auf ihren «privilegierten» Status. Goebbels hiess die Massnahme in seiner Eigenschaft als Gauleiter von Berlin gut. Nur der mutige öffentliche Protest der (überwiegend weiblichen) arischen Ehepartner der festgesetzten Juden veranlasste das Regime, aus Angst vor negativen Reaktionen einer breiteren Öffentlichkeit einen Rückzieher zu machen. In seiner Funktion als Propagandaminister musste Goebbels (anders denn in seiner Rolle als Gauleiter) Rücksicht auf die öffentliche Stimmungslage nehmen. Eine isolierte Protestepisode (deren öffentliche Wahrnehmung die Nazis nach Kräften unterbanden) bedeutete keineswegs das Ende jeder Gefahr für mit christlichen Partnern verheiratete Juden. Wie in der Einleitung zu Kapitel 4 dieses Buches dargelegt, begann die Gestapo 1944 nach mehreren vorbereitenden Schritten (unter anderem einer öffentlichen Schmähkampagne, in der sie die Mischlinge als Kriegsdienst-Drückeberger hinstellte) mit der systematischen Internierung aller männlichen Mischlinge. Sie sollten als Zwangsarbeiter in Sonderlagern eingesetzt werden, vermutlich im Rahmen der totalen Mobilmachung der Zivilbevölkerung. Dieser bereits Ende 1943 gefasste Beschluss wurde im Frühjahr 1944 in die Tat umgesetzt. In der Folge landeten Tausende junge und nicht mehr ganz junge deutsche Männer, darunter Teilnehmer des Ersten Weltkriegs und der Feldzüge zu Beginn des laufenden Krieges, in Zwangsarbeitslagern, in denen die Insassen kaum besser behandelt wurden als in Konzentrationslagern. Den weiblichen Mischlingen erging es auch nicht viel besser. Das einzige Zugeständnis an sie bestand darin, dass sie als Zwangsarbeiterinnen zu Hause wohnen bleiben durften. Dann jedoch, Anfang 1945, wurden die Samthandschuhe ausgezogen. Unter der Leitung der Gestapo wurden nun alle noch verbliebenen Mischlinge sowie alle in Mischehen oder (wenn Kinder da waren) «privilegierten Mischehen» lebenden Juden systematisch erfasst und interniert. Einzelne Mischlingstransporte in Lager wie Theresienstadt setzten im November 1944 ein und gingen bis März 1945 weiter. Bei den grossen Razzien von Anfang 1945 setzte die Gestapo eigene Leute in grosser Zahl ein – sie sorgte damit nicht nur dafür, dass ihre Männer beschäftigt blieben, sondern auch dafür, dass diese im Allgemeinen körperlich fitten jungen Männer nicht an der militärischen Front eingesetzt wurden, jetzt da alliierte Truppen von Osten und Westen her auf das Territorium des «Tausendjährigen Reichs» vordrangen. Von entscheidender Bedeutung war hier der Zeitrahmen, in den diese abschliessende Phase der Judenverfolgung fiel: Es war

nämlich nur das «Chaos» der letzten Kriegsphase und der über das Land hereinbrechenden Niederlage, das die zweifellos geplante Deportierung und Abschachtung der meisten Mischlinge im Frühjahr 1945 verhinderte. Welches Los ihnen bestimmt war, wussten diese Menschen sehr genau, hatten sie doch aus privaten Quellen seit 1942 immer wieder Informationen über den Tod ihrer jüdischen Angehörigen und Verwandten erhalten.

Ein besonders demoralisierender Umstand für die Mischlinge war der, dass sie das, was ihnen widerfuhr, weitgehend auf sich allein gestellt, als isolierte Individuen, durchstehen mussten. Mehrere jüdische Organisationen hatten zwar nach 1933 verzweifelt versucht, bedrängten Juden in Deutschland, und später im ganzen deutsch besetzten Europa, zu Hilfe zu kommen, doch sie verfügten über jämmerlich unzureichende Mittel und Ressourcen, und keine ausländische Regierung war willens, zu intervenieren. Wie die Juden, die in einer Mischehe lebten, schnell herausfanden, würden sie, wenn sie ihr Heil in der Auswanderung suchten, praktisch die Trennung von ihrer Familie vollziehen müssen, da, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nur die jüdischen Mitglieder einer Familie damit rechnen konnte, von jüdischen Organisationen Hilfestellung bei der Emigration zu erhalten. Dass die Organisationen so handelten, war nur logisch, weil Volljuden unmittelbare Gefahr drohte, während ihre Kinder als Mischlinge noch nicht bedroht waren – vorläufig. Überwältigt von der Flut menschlicher Not, die ihnen entgegenschlug, konnten die jüdischen Hilfsorganisationen und Auswanderungsbüros ihre begrenzten Ressourcen schwerlich für Leute einsetzen, denen nicht dieselbe unmittelbare Lebensgefahr drohte wie den Volljuden. Folglich wurde nur ganz wenigen Mischlingen Hilfe bei der Ausreise ins Ausland zuteil. Alle anderen steckten fest.

Ein paar kleinere Organisationen, wie der «Reichsverband» oder der «Reichsverband christlich-deutscher Staatsbürger nichtarischer oder nicht rein arischer Abstammung» bestanden einige Jahre lang, doch das NS-Regime drehte ihnen und anderen schwachbrüstigen Organisationen gegen Ende der 30er Jahre die Luft ab.<sup>17</sup> Gewiss betätigten sich im Rahmen der staatlich alimentierten Evangelischen und der Katholischen Kirche kleine, zumeist informelle Unterstützerguppen, aber ihre Existenz war der Initiative einzelner Pastoren oder Priester zu verdanken, und es gab ausserordentlich wenige davon. Die britischen und amerikanischen Quäker unterstützten ein kleines Quäkerzentrum in Berlin, dessen Direktor, ein britischer Pazifist namens Corder Catchpool, politisch und rassisch verfolgten Deutschen Hilfe anbot. Das Zentrum war jedoch nur eine winzige Einrichtung und konnte trotz aller heroischen

Bemühungen seiner Mitarbeiter bedrängten Juden und Mischlingen allenfalls begrenzte Hilfestellung und moralische Unterstützung leisten, und auch das fast ausschliesslich in Berlin.<sup>18</sup> Es ist daher nicht übertrieben zu sagen, dass die deutschen Mischlinge im Grossen und Ganzen ihrem Schicksal ausgeliefert waren. Sie hatten eine stetig zunehmende Verfolgung zu gewärtigen, mit der sie isoliert voneinander und von der Gesellschaft fertig werden mussten. Sie konnten nur darum beten, dass der Krieg zu Ende gehen würde, bevor das Los ihrer volljüdischen Verwandten auch sie ereilte.

Hierin besteht die breite Kluft zwischen den Juden und den jüdisch-christlichen Mischlingen. Obwohl auch Letztere in den Jahren des ausgehenden Krieges einer sich verschärfenden Verfolgung ausgesetzt waren, überlebten die meisten Mischlinge den Nationalsozialismus, die meisten Volljuden jedoch nicht. Die wenigen Überlebenden aus der letzteren Gruppe verliessen Deutschland nach dem Krieg. Auch die Mischlinge standen im Mai 1945 vor dieser Entscheidung: Sollten sie den Volljuden ins selbstgewählte Exil folgen oder in Deutschland bleiben? Die meisten überlebenden «Geltungsjuden» verliessen Deutschland nach Kriegsende. Ganz anders die «normalen» sogenannten Mischlinge ersten Grades. Sie entschieden sich in ihrer überwältigenden Mehrzahl dafür, in Deutschland zu bleiben, ebenso wie die Mischlinge zweiten Grades. Sie glaubten, gute Gründe dafür zu haben. Selbst nach den irrationalen Massstäben der Nazis waren diese deutschen Halbjuden eben auch halbe Arier, um im rassistischen Sprachgebrauch der Nazis zu bleiben. Indem die im Dritten Reich als Halbjuden eingestufteten Deutschen sich (zumindest in ihrer grossen Mehrzahl) dafür entschieden, in den Schoss der deutschen Nachkriegsgesellschaft zurückzukehren, wurden sie schnell zu einer unsichtbaren Gruppe, d.h. sie gerieten nach 1945 weitgehend in Vergessenheit. Diese ehemaligen Mischlinge und Verfolgungsoffer fürchteten nichts mehr als die gesellschaftliche Ausgrenzung. Unter dem NS-Regime war es Teil ihrer Überlebensstrategie gewesen, so unauffällig und unsichtbar wie möglich zu leben. Die meisten hatten zwischen 1933 und 1945 ihre Kindheits- und Jugendjahre durchlebt, und so war ihnen dieses Verhalten in Fleisch und Blut übergegangen. Sie hatten sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser gehalten und sich bemüht, ihren Vorgesetzten, Kollegen und Nachbarn kooperativ, freundlich und beflissen gegenüberzutreten, vor allem aber so wenig Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu ziehen. Nachdem sie nun den Krieg überlebt hatten, entschieden sie sich bewusst oder unbewusst, diese bewährte Überlebensstrategie auch in Zukunft anzuwenden. Die Erfahrung lehrte sie, dass sie damit am besten fuhren, merkten

sie doch nur allzu schnell, dass die deutsche Nachkriegsgesellschaft eher misstrauisch als mitfühlend reagierte, wenn die Rede auf die Judenverfolgung im Dritten Reich kam. Antisemitische Äusserungen standen nun zwar unter Strafe, aber antisemitische Einstellungen bestanden unter der Oberfläche fort. Dazu kam, dass die Mischlinge wussten und von Freunden und Bekannten auch ungeniert daran erinnert wurden, dass sie nicht dieselbe schwere Verfolgung erlitten hatten wie die Volljuden. Tatsache war schliesslich auch, dass die meisten Mischlinge nicht im jüdischen Glauben aufgewachsen waren – neun Zehntel von ihnen waren getaufte Protestanten oder Katholiken. Angesichts all dessen ist es kein Wunder, dass die überlebenden Mischlinge, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den Mantel des Schweigens über das deckten, was ihnen zwischen 1933 und 1945 widerfahren war. Aus dieser Haltung heraus verzichteten auch viele, allerdings keineswegs alle, die als deutsche Halb- oder Vierteljuden den Status von Verfolgten des NS-Regimes hätten geltend machen können, entweder von vornherein auf Wiedergutmachungsansprüche oder gaben den Versuch, diese anzumelden, nach kurzer Zeit auf. Mit einem solchen Antrag hätten sie nur unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Auch hatten sie keinerlei Neigung, sich öffentlich in Wort oder Schrift über ihre Erlebnisse und Erfahrungen zu äussern. Sie hätten damit ja ebenfalls öffentliche Aufmerksamkeit erregt und ihren Status als ehemalige Parias der Gesellschaft offenbart. Es existieren demgemäss bemerkenswert wenige Memoiren oder Erlebnisberichte überlebender Mischlinge. Hieraus erklärt sich, dass im heutigen Deutschland und in der jüdischen Welt als Ganzer nur ganz wenige Menschen etwas über die Mischlinge und ihre grausamen Schicksalsprüfungen wissen.

Die vorliegende Arbeit ist kein Versuch einer systematischen Darstellung der Gesetze, Verordnungen, Weisungen und Erlasse, mit denen das NS-Regime die Mischlinge drangsalierte. Historiker wie Raul Hilberg, Jeremy Noakes, Beate Meyer, Sigrid Lekebusch, Gerhard Lindemann, Bryan Mark Rigg, Nathan Stoltzfus, Aleksandar-Sasa Vuletic und andere haben mit ihren Arbeiten dazu beitragen, dass heute ein umfassendes historisches und juristisches Wissensgerüst zur Judenverfolgung vorliegt. Das vorliegende Buch ist keine Geschichte von Organisationen oder Bürokratien. Es schildert vielmehr Lebenswege und Schicksale einer repräsentativen Gruppe einzelner Verfolgungsoffer, Geschichten von Männern und Frauen aus allen Bereichen der Gesellschaft. Jedes dieser Fallbeispiele erweitert unser Verständnis dessen, was Verfolgung im Dritten Reich im konkreten Alltagsleben bedeutete. Rechtsbegriffe aus dem

nationalsozialistischen Unrechtsstaat spielen in diesem Buch zwangsläufig eine Rolle, doch finden sie nur insoweit Erwähnung, als sie die Rechtsstellung der deutschen Mischlinge auf dem langen, abschüssigen Weg zum Beinahe-Verhängnis veränderten. Im Unterschied etwa zu Noakes' bahnbrechendem Beitrag zur Beleuchtung eines rassistische motivierten Abwärtstrends im bürokratischen NS-Staat, stellt dieses Buch die persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse von Menschen in den Mittelpunkt, die die NS-Zeit als Kinder, junge Erwachsene oder im reiferen Alter durchlebten. Geografisch erstrecken sich die hier versammelten Lebensskizzen über einen grossen Teil des früheren Grossdeutschen Reiches und reichen von Erfahrungen von Grossstadtbürgern bis zu solchen von Bewohnern ländlicher Gebiete. Dem Buch kommen Gespräche mit Betroffenen und Zeitzeugen ebenso zugute wie dokumentierte Informationen aus staatlichen Quellen (sowohl aus der nationalsozialistischen Periode als auch aus der Nachkriegszeit), aus protokollierten Aussagen und bekräftigten Dokumenten, die Überlebende oder Angehörige von NS-Opfern nach 1945 zusammentrugen, um das Ausmass ihrer Entrechtung und Verfolgung zu belegen. Dieses Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit – zu wenige Zeitzeugen stellten sich dem Autor zur Verfügung, als dass es sich um eine statistisch relevante Auswahl handeln könnte. Immerhin aber präsentiert das Buch eine gesellschaftliche Palette aus Jung und Alt, Männern und Frauen, Städtern und Landeiern, Starken und Schwachen, Zivilisten und Soldaten, Überlebenden und einigen, die nicht überlebten. Gewiss ist die letztgenannte Kategorie, die der ermordeten Mischlinge, im Vergleich zum Blutzoll des Holocaust als ganzen verschwindend klein, aber andererseits wiegt das Schicksal jedes einzelnen Mischlings schwer genug, zumal die Verfolgung bei jedem von ihnen lebenslange Narben hinterliess. Was die Angehörigen dieser vergessenen Opfergruppe zu berichten haben, macht anschaulich, was Verfolgung wirklich bedeutete.

Der Autor gibt zu, einen erheblichen Knick in der Optik zu haben, der die Zusammensetzung der Fallgeschichten in diesem Buch grundlegend beeinflusst hat: Sein ganz besonderes Interesse galt den Lebensläufen von Personen, die die zwölf Jahre der NS-Herrschaft als Teenager oder junge Erwachsene durchlebten. Sie erlebten die Verfolgung in einem Stadium ihres Lebens, in dem sie sich besonders drastisch auf ihre Lebenschancen und ihren Lebensunterhalt auswirkte. Eine objektive Ursache für das Übergewicht dieser Altersgruppe ist der Umstand, dass Mischheiraten zwischen Juden und Christen, die noch im Deutschland des 19. Jahrhunderts relativ selten vorgekommen waren,

in den 10er und 20er Jahren des 20. Jahrhunderts exponentiell zunahmen. Natürlich war es damit nach der Machtergreifung Hitlers 1933 sehr schnell vorbei. Die grosse Mehrzahl derer, die unter dem NS-Regime als jüdische Mischlinge eingestuft wurden, gehörten den Geburtsjahrgängen 1910 bis 1933 an.<sup>19</sup> Sie erlebten die Verfolgung in entscheidenden Abschnitten ihres Lebens. Daher kommen in den nachfolgenden Kapiteln gehäuft und vor allem Lebensabschnitte wie Kindheit, Schulzeit, Ausbildungsjahre und erste Stationen im Berufsleben vor, überlagert von Erfahrungen des Ausgestossenwerdens, der Entrechtung, der Verfolgung in der Spätphase des Krieges, des Überlebens in den letzten Kriegswirren und des Neuanfangs im post-nationalsozialistischen Deutschland. Demgemäss reflektieren die Kapitel dieses Buches vorwiegend die Erfahrungen von Menschen, die in der NS-Zeit die genannten Lebensabschnitte durchliefen, während die Erfahrungen von Betroffenen, die erheblich älter waren, vergleichsweise zu kurz kommen. Eine bedauerliche, aber für den Leser sicherlich nicht verwunderliche Tatsache ist es, dass in diesem Buch ausschliesslich die Geschichten von Menschen erzählt werden, die eloquent und gebildet genug waren oder sind, um schriftlich oder mündlich Zeugnis von dem abzulegen, was ihnen widerfahren ist. Vielen der Opfer – tatsächlich sogar den allermeisten von ihnen – war dies nicht gegeben.

Die Anerkennung der jüdischen Mischlinge deutscher Staatsangehörigkeit als politisch Verfolgte des NS-Regimes kam viel zu spät, um dieser Opfergruppe irgendeine nennenswerte Wiedergutmachung oder Erleichterung einzutragen. Materielle Entschädigungen bedeuten ihnen nach so langer Zeit kaum noch etwas. Verstrichen ist für die überlebenden Mischlinge auch die Chance, eine Erlösung von den Ängsten zu finden, die ihnen ihr ganzes Leben im Nacken gesessen sind, jedenfalls seit Beginn der Judenverfolgung 1933. Was dieses Buch, ergänzend zu anderen Arbeiten über den Holocaust, leisten will, ist die Auswirkungen der Verfolgung durch das NS-Regime auf alle davon Betroffenen plastischer sichtbar zu machen. Es soll, so die Hoffnung des Autors, dem heutigen Leser einen Eindruck von den menschlichen Kosten vermitteln, die die Verfolgung einer Personengruppe auf der Basis einer ihr zugeschriebenen – oder bei ihr induzierten – «Abnormität» verursachte. Die Nationalsozialisten benutzten ethnische Zugehörigkeit, politische Ideologie, Religion und andere willkürliche Zuordnungen als Spaltkeile, um ihre Opfer gesellschaftlich zu isolieren und zu traumatisieren. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass die überlebenden Mischlinge lernen mussten, mit bösen Geistern zu leben, ähnlich wie Menschen, die als Kinder traumatische Schädigungen erlebt haben.

Ihre gleichartige Reaktion war: nicht darüber reden. Ein Unrecht, wie es hier begangen wurde, treibt die Opfer ebenso um wie die Täter. Die deutschen Mischlinge sahen sich in der Nazizeit gezwungen, ein Leben mitten in einer Gesellschaft zu führen, die sich ihnen gegenüber zunehmend feindselig gebärdete und sie immer mehr ausgrenzte; dabei hatte dieselbe Gesellschaft sie bis 1933 als vollkommen normale Mitbürger betrachtet. Nach zwölf Jahren NS-Herrschaft entschieden sich diese Menschen jedoch dafür, sich wieder voll und ganz in eben diese Gesellschaft zu integrieren, die ihnen die kalte Schulter gezeigt und zur Ermordung ihrer volljüdischen Angehörigen geschwiegen hatte – und die letzten Endes sogar bereit gewesen war, die Mischlinge demselben Schicksal zu überantworten. Noch eine weitere, ihnen eigentümliche Last mussten die Mischlinge unter dem NS-Regime tragen: Sie mussten erkennen, dass sie ausser ihren unmittelbaren Familienangehörigen keine Freunde und Verbündeten mehr hatten, oder doch bald keine mehr haben würden. Es gab niemanden, der sich um sie kümmerte.

Der Leser mag sich fragen, weshalb die meisten, die damals als Mischlinge eingestuft wurden, in den Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkrieges ihr Misstrauen gegenüber Fremden und gegenüber der Gesellschaft im Allgemeinen beibehielten, obwohl alle Welt nun die Verfolgung aus rassistischen Gründen verurteilte. Eine zumindest partielle Antwort wird, so hoffe ich, die Lektüre der nachfolgenden Erlebnisberichte und archivalischen Zeugnisse liefern. Auf jede Lebensgeschichte, die in diesem Buch (oder in anderen Arbeiten) erzählt wird, kommen Dutzende oder wahrscheinlich Hunderte persönlicher Lebenserinnerungen, die in den Herzen und Hirnen anderer Überlebenden verschüttet bleiben, die es selbst heute, zwei Generationen später, nicht fertig bringen, ihre Geschichte zu erzählen.

## UNSCHULDIGE IM KLASSENZIMMER

Ein Merkmal der demografischen Entwicklung in Deutschland war die starke Zunahme von «Mischehen» zwischen jüdischen und christlichen Partnern in den 10er und noch mehr den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts. Die Söhne und Töchter, die aus diesen Ehen hervorgingen, waren in ihrer Mehrzahl noch Teenager oder Kinder, als Hitler und die Nazis 1933 an die Macht kamen. Das NS-Regime rang sich zwar widerwillig dazu durch, gemischte Paare, sofern sie Kinder hatten, als «privilegierte Mischehen» einzustufen, doch die Kinder aus solchen Ehen erhielten den Status von «Mischlingen» und galten als Halb- oder Vierteljuden (je nachdem, ob sie zwei jüdische Grosseelternteile hatten oder nur eines). Ein «Mischling» zu sein, war im damaligen Deutschland, wie in der Einleitung bemerkt, ein Stigma. Die meisten in diese Kategorie eingruppierten Personen bzw. Familien erlebten einen finanziellen Abstieg, da die Brotverdiener (in dieser Generation fast immer die Männer) nach und nach aus ihren Berufen gedrängt wurden und sich nach einer anderen, in aller Regel schlechter bezahlten Arbeit umsehen mussten. Unmittelbar nach ihrer Machtergreifung organisierten die Nazis Boykottaktionen gegen jüdische Geschäfte und erließen Gesetze und Verordnungen, die die Rechte der deutschen Juden auf breiter Front beschnitten. So diente zum Beispiel der «Arierparagraph» des 1933 verabschiedeten Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums als rechtlicher Hebel zur Ausschaltung sämtlicher Juden, auch der so genannten Halb- und Vierteljuden, aus dem öffentlichen Dienst. Dann kamen die Nürnberger Gesetze von 1935, zwei Verordnungswerke, mit denen den Volljuden die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt und Ehen zwischen Juden und «Deutschblütigen» verboten wurden. Den so genannten Mischlingen wurde nur noch eine «vorläufige Staatsbürgerschaft» zuerkannt, und auch ihnen wurde es untersagt, «arische» Deutsche zu heiraten – später wurden ihnen Beziehungen jeglicher Art zu ihren «arischen» Landsleuten verboten. So brutal diese Ausgrenzung durch Boykotte und Gesetze auch sein mochte, die zu Mischlingen erklärten Kinder massen ihr zunächst nicht viel Bedeutung bei. Ihre Eltern wussten natürlich um die Tragweite dieser Entwicklung. Die zunehmenden Diskriminierungen akkumulierten sich zu einer stetigen Verschlechterung der Lebenssituation der betroffenen Familien, obwohl viele von ihnen dem städti-



schen Besitz- und Bildungsbürgertum angehörten. Den Kindern fiel zumeist nicht der finanzielle Niedergang als solcher auf, sondern etwa der Umzug ihrer Familie in ein anderes, in der Regel ärmeres Stadtviertel und eine kleinere Wohnung. Kleine Kinder dachten sich auch dabei oft nichts. Diejenigen Mischlinge, die in den ersten Jahren des NS-Regimes noch Kinder waren, bekamen die NS-Verfolgung in der Regel erstmals richtig zu spüren, wenn sie in die Schule kamen.

Somit ist die Frage von Interesse, wie der Nationalsozialismus seine antisemitischen Bestrebungen im Schulbereich umsetzte. Gesetze kamen bei den Nazis auf chaotische Weise zu Stande – zwangsläufig, denn was das Regime hier unternahm, war der Versuch, irrationale rassistische Vorurteile in ein Rechtssystem einzubauen, das überwiegend nach rationalen Grundsätzen strukturiert war. In der Kaiserzeit hatten die antisemitischen Kräfte im Reichstag auf die Einbringung antijüdischer Gesetzesvorlagen verzichtet, als ihnen klar wurde, dass der Versuch, festzulegen und nachzuweisen, wer jüdisch war und wer nicht, in Teufels Küche führte.<sup>1</sup> Die Nazis hatten 1933 und danach keine solchen Skrupel, und sie machten sich weniger Gedanken über die Konsequenzen – der vorerwähnte Arierparagraf zum Beispiel hätte, rigoros angewandt, so viele Beamte ihre Stellung im öffentlichen Dienst gekostet, dass daraus in Verbindung mit den gleichzeitigen Boykotten und anderen Entlassungswellen in der Privatwirtschaft das Chaos ausgebrochen wäre. Wirtschaftliche Verwerfungen hätten dem Ziel der Nazis widersprochen, die deutsche Wirtschaft wieder auf Trab zu bringen und die Arbeitslosigkeit schnell zu beseitigen. Daher drängten Leute mit kühlerem Kopf, die es in mehreren Reichsministerien gab, namentlich im Innen- und Wirtschaftsministerium, auf ein vorsichtigeres Vorgehen. Was den Bildungsbereich betraf, so enthielt das am 25. April 1933 in Kraft getretene Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen ebenfalls einen Arierparagrafen, doch wurde in den Durchführungsbestimmungen festgelegt, dass Mischlinge, und zwar sowohl Halb- als auch Vierteljuden, staatliche Schulen vorläufig weiter besuchen durften. Im September 1935 verkündete Reichserziehungsminister Bernhard Rust seine Absicht, ab 1936 eigene Volksschulen für Juden und Halbjuden zu eröffnen. Dieses Vorhaben wurde jedoch zurückgestellt, weil man erst abwarten wollte, wie die im Entstehen begriffenen Nürnberger Gesetze ausfallen würden. Im Juli 1937 erneuerte Rust seine Forderung, separate Schulen für Volljuden einzurichten, diesmal jedoch mit einer kleinen, aber folgenreichen Akzentverschiebung: Mischlinge ersten Grades durften weiterhin «arische» Schulen besuchen. Auf

eigenen Wunsch durften sie allerdings an eine jüdische Schule wechseln. Diese letztgenannte Option stand Mischlingen zweiten Grades nicht offen. Sie mussten weiterhin eine arische Schule besuchen. Dies war ein weiteres frühes Indiz für eine Politik der abgestuften Diskriminierung, wobei die Nazis die harte Abgrenzung dieses Mal zwischen Halb- und Vierteljuden zu machen versuchten, ein Zeichen dafür, dass das Regime darauf ausging, die Halbjuden immer mehr der Kategorie der Volljuden zuzuschlagen, die Vierteljuden hingegen den «Ariern». Es entstand so eine Kluft, die sich mit zunehmender Zeit verbreitern sollte. Auch im Bereich der weiterführenden Bildung verengten sich die Möglichkeiten der Mischlinge zunehmend. Der Weg in den Lehrerberuf wurde ihnen versperrt, und wie aus diversen Weisungen hervorgeht, die das Erziehungsministerium in der zweiten Hälfte der 30er Jahre erliess, wurde Nicht-Ariern auch der Zugang zu einer ganzen Reihe weiterer Studiengänge erschwert oder verwehrt – Medizin und Pharmazie wurden ausdrücklich genannt. Wie die Betroffenen nach Ablegung ihres Abiturs feststellen mussten, wurden sie als Mischlinge an den meisten deutschen Universitäten zu keinem Studium zugelassen. In den Kriegsjahren, als sich die antisemitische Agitation der Nazis intensivierte, erliess das Regime die Weisung, Mischlinge ersten Grades müssten von allen weiterführenden Schulen verwiesen werden. Nur ganz wenige Betroffene konnten durch die Maschen dieses Erlasses schlüpfen. Und es kam noch schlimmer: Im Sommer 1944 wurden Mischlinge ersten Grades auch noch vom Grundschulbesuch ausgeschlossen; so sollten sie vollends ihrer Bildungschancen beraubt werden.<sup>2</sup> Noch im Angesicht der über Deutschland hereinbrechenden Niederlage hatte das Hitler-Regime den Ausschluss der Juden aus der deutschen Gesellschaft um ein weiteres Stück vorangetrieben. Es war ein Abbild dessen, was einige Jahre vorher den Volljuden widerfahren war.

Die Mischlinge, die in den Anfangsjahren der NS-Herrschaft die Schule besuchten, wussten in ihrer grossen Mehrzahl zunächst nichts von den sie betreffenden Gesetzen, Verordnungen und Weisungen. Obwohl die Einzelnen sehr unterschiedliche Erfahrungen machten, zeigen sich in Bezug auf das schulische Leben einige übergreifende Tendenzen. Gewiss konnte es vorkommen, dass politische Ereignisse traumatisch in ihr Leben einbrachen; viele dieser Kinder durchlebten häufig Situationen der Angst und Unsicherheit zu Hause, wenn sich draussen einschneidende Dinge ereigneten wie Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 oder die «Reichskristallnacht» am 9. November 1938. Die meisten wurden freilich nie unmittelbar Zeugen oder Opfer

solcher Vorgänge, es sei denn eine Horde SA-Braunhemden stürmte ihr Elternhaus, was manchmal vorkam. In der Regel aber wurden sie von ihren Eltern abgeschirmt und vor den schlimmsten Auswüchsen gesellschaftlicher Diskriminierung geschützt. Am Tag ihrer feierlichen Einschulung war es jedoch mit diesem Schutz, den die Familie und die eigenen vier Wände gewährten, abrupt zu Ende. Hierin steckt ein Stück Ironie: Der erste Schultag war in Deutschland traditionell ein Freudentag für stolze Eltern und Schulanfänger, der den Kindern durch eine prall mit Süßigkeiten und Spielzeug gefüllte Schultüte und durch eine Atmosphäre der Hochstimmung verschönt wurde. Nach 1933 mussten Deutschlands jüdische und halbjüdische Kinder feststellen, dass der einst so freudig begangene Tag jetzt mit Zwischentönen durchzogen war, die nichts Gutes ahnen liessen.

Von grosser Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass es entscheidend von der Einstellung der einzelnen Lehrer zu ihren Schülern abhing, welches Klima Kinder und Jugendliche, die als Juden bzw. Teiljuden eingestuft waren, an ihrer Schule vorfanden. Wenn ein Lehrer sich die ideologischen Massstäbe des Nationalsozialismus zu Eigen machte, insbesondere dessen rassistisches Gedankengut, dann mussten junge Mischlinge fast sicher damit rechnen, Probleme mit ihren Klassenkameraden, mit Jugendgruppen, mit der Schulleitung und im schulischen Leben als Ganzem zu bekommen, wenn sie hingegen Lehrer hatten, die keine Nazis waren, vielleicht nur pro forma der Partei angehörten und den rassistischen Überzeugungen der Nazis die kalte Schulter zeigten, bestand eine gute Chance, dass die Mischlinge von ihren Mitschülern anerkannt und akzeptiert wurden. Die Lehrer spielten also eine entscheidende Rolle für das Wohl- oder Übelgehen der jüdischen Schüler. Man muss sich in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, dass der Klassenlehrer in der Regel die erste Autoritätsfigur ausserhalb der Familie war, mit der ein Kind es zu tun bekam. Auch waren die Schullehrer für diese Kinder die ersten Repräsentanten der Staatsmacht, da in Deutschland die Lehrer in der Regel Beamte waren. Das hatte zur Folge, dass der Lehrer im gesellschaftlichen Leben Deutschlands gewöhnlich eine geachtete und oft auch gefürchtete Instanz war. Man sollte in diesem Zusammenhang auch berücksichtigen, dass Kinder in jüdischen oder teiljüdischen Familien Deutschlands, ebenso wie ihre nichtjüdischen Altersgenossen, zu einem nach amerikanischen Massstäben erstaunlichen Mass an Respekt vor der «Obrigkeit» erzogen wurden. Unter den Historikern herrscht Einigkeit darüber, dass in der städtischen deutschen Mittelschicht im Grossen und Ganzen eine extrem ausgeprägte Bereitschaft zur Gesetzestreue und zur Unter-

ordnung unter die staatliche Autorität bestand; die meisten jüdischen oder teiljüdischen Familien gehörten eindeutig dieser Schicht an. Daraus folgte, dass wenn ein Repräsentant der staatlichen Autorität, wie in diesem Fall ein Lehrer, einen Schüler herabsetzend behandelte, dies zwangsläufig eine verheerende Beispielwirkung entfaltete.

Tatsächlich aber erfreuten sich viele deutsche Schüler und Schülerinnen, die als Mischlinge eingestuft waren, einer zumindest stillschweigenden Solidarität seitens ihrer Lehrer. Verallgemeinerungen können in die Irre führen, doch darf man davon ausgehen, dass die deutsche Lehrerschaft, zumindest was das Personal grösserer städtischer Schulen anging, politisch eher links von der Mitte stand. Vor 1933 hatte die Mehrzahl der deutschen Lehrer sich in den oder für die Parteien des gemässigten Konservatismus, der demokratischen Mitte oder auch der gemässigten Linken engagiert. Es gab selbstverständlich zahlreiche Ausnahmen von dieser generellen Regel, die jedoch in grossstädtischen Ballungsräumen wie Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main, Köln und nach 1938 auch Wien im Grossen und Ganzen zutraf. In ländlichen Gebieten mag es tendenziell umgekehrt gewesen sein; hier könnten in der Lehrerschaft die konservativen, nationalistischen Elemente überwogen haben. Die Aussage, dass die Lehrer in Deutschland zu den angeseheneren Berufsgruppen gehörten, ist insofern zu präzisieren, dass man zwischen Grundschullehrern und Gymnasiallehrern differenzieren muss. Letztere hatten ein Hochschulstudium absolviert, wurden besser bezahlt und standen in der gesellschaftlichen Rangliste höher. Sie waren im Allgemeinen konservativer und nationalistischer orientiert als die Grundschullehrer. Andererseits waren sie stolz auf das erzieherische Ethos ihres Berufs und setzten den Versuchen der Nazis, Minderheiten wie Juden und Mischlinge zu diskriminieren, Bedenken entgegen – zumindest eine Zeit lang.

Alle diese Aussagen sind natürlich Verallgemeinerungen. Mit den Jahren stieg der Anteil der überzeugten Nazis an den neu eingestellten Lehrern, und entsprechend sank der Anteil der politisch neutralen Erzieher. Das Regime und die Partei übten einen unerbittlichen Anpassungsdruck aus. 1936 gehörten bereits über 97 Prozent aller deutschen Lehrer dem Nationalsozialistischen Lehrerbund an. Noch ominöser war, dass zum selben Zeitpunkt fast ein Drittel aller Lehrer in die NSDAP eingetreten waren. Ab Mitte der 30er Jahre veranstaltete die Partei alljährlich vierwöchige Sommerlager für Lehrer, die gleichermassen der Indoktrinierung wie der körperlichen Ertüchtigung dienten. Bis Ende der 30er Jahre hatten die meisten Lehrer diese Gleichschaltungskurse durchlaufen.

Indoktrinierung und Leibeserziehung erhielten in den schulischen Lehrplänen immer grösseres Gewicht, wobei die Nazis Kampfsportarten wie dem Boxen Vorrang einräumten. Auch in andere Schulfächer floss nationalsozialistisches Gedankengut ein. Geschichte wurde gross geschrieben, insbesondere die deutsche Geschichte, unter besonderer Berücksichtigung nationalistischer Themen. Auch Biologie wurde zu einem wichtigen Fach befördert, zugleich aber dadurch pervertiert, dass Rassen- und Vererbungslehre in den Vordergrund gestellt wurden. Ein besonders abartiger Auswuchs dieser Neuorientierung bestand darin, dass die Schüler im Biologieunterricht angehalten wurden, ihren Schädelumfang und den ihrer Klassenkameraden zu messen. Sie erhielten genaue Massgaben für die Identifizierung von Rassetypen. Der Einfluss des Nationalsozialismus auf das deutsche Schulwesen wurde mit fortschreitenden Jahren immer deutlicher spürbar und sichtbar, sehr zum Schaden der jüdischen Kinder und ihrer halb- und vierteljüdischen Klassenkameraden.<sup>3</sup>

## Einzelgeschichten

Die Berlinerin Eva Heilmann, älteste Tochter von Ernst Heilmann und Magdalene Heilmann geb. Müller, kam 1920 auf die Welt. Ihr Vater war ein sozialdemokratischer Politiker, der in den späten Jahren der Weimarer Republik als Präsident des Preussischen Landtags amtierte. Ernst war Jude, Magdalene Christin; beide stammten aus gebildeten, arbeitsamen Familien. Die Heilmanns hatten vier Kinder (ungewöhnlich viele für eine gemischtreligiöse, grossstädtische Mittelschichtfamilie). Neben Eva gab es noch Peter, Ernst Ludwig und Beate. Die beiden Jungen waren ihrer Schwester Eva in jeweils zweijährigem Abstand gefolgt: Peter 1922, Ernst Ludwig 1924. Das Nesthäkchen Beate kam 1927 nach. Alle vier Kinder der Heilmanns durchlebten ihre frühe und mittlere Kinderzeit in den Jahren der Weimar Republik. Sie waren eine glückliche, gut integrierte und politisch prominente Familie im pulsierenden Berlin der 1920er Jahre. Die Religion spielte in ihrem Leben fast keine Rolle. Ihre grosse Leidenschaft war die Politik, genauer gesagt die Politik der deutschen Sozialdemokratie (SPD). Mit ihrer Religionszugehörigkeit wurden die Heilmann-Kinder eigentlich erst konfrontiert, als sie beim Eintritt in die Grundschule danach gefragt wurden. Im Weimarer Schulsystem waren vier Konfessionen vorgesehen: evangelisch, katholisch, jüdisch oder «sonstiges». Die Heilmanns entschieden sich für die letztgenannte Kategorie. Die vier Geschwister begannen ihre Schul-

laufbahn mit dem Besuch der nächst gelegenen Volksschule in ihrem Stadtteil Kreuzberg, der überwiegend proletarisch geprägt war. Es war eine typische Grossstadtschule, bunt und laut, doch zumindest zu Hause begann für die Kinder mit dem Schulbesuch tatsächlich die Zeit des Lernens.<sup>4</sup>

Der angesehene SPD-Funktionär Ernst Heilmann wurde 1930 als Abgeordneter in den Preussischen Landtag gewählt und führte dort bis 1933 die sozialdemokratische Fraktion. Magdalene, die in den politischen Kämpfen jener stürmischen Zeit oft an seiner Seite war, widmete sich verstärkt sozialen Fürsorgeprojekten; sie besuchte häufig Brennpunkte in grossstädtischen Arbeitervierteln und organisierte Hilfe für sozial Benachteiligte. Beide Heilmanns pflanzten ihren Kindern ein Interesse an sozialen und politischen Anliegen ein. Eine einflussreiche Bezugsperson war für die Kinder auch ihre Tante Klara. Klara Heilmann war die ältere Schwester von Ernst und eine sehr respektgebietende, aber auch warmherzige Persönlichkeit. Sie war eine hoch intelligente und belebte Frau, Lehrerin für Französisch und Deutsch an einer jüdischen Mädchenschule. «Tante Klara» las den Heilmann-Kindern spannende Geschichten vor, selbst erdachte ebenso wie Übersetzungen von Kindergeschichten aus dem französischen und englischen Literaturschatz. Durch sie lernten die Kinder zum Beispiel die Abenteuer von *Winnie-the-Pooh* von A.A. Milne kennen, die damals noch nicht «offiziell» ins Deutsche übersetzt waren und die daher die wenigsten deutschen Kinder kannten. Eva, Peter und die beiden kleineren Geschwister lauschten fasziniert, wenn Tante Klara ihnen Geschichten vorlas, aber auch wenn die Erwachsenen beim Essen leidenschaftlich über Politik diskutierten. Geprägt von klugen und aufmerksamen Eltern und Verwandten, kamen die Heilmann-Kinder schon vor ihrer Einschulung in den Genuss einer wahrhaft internationalen und kosmopolitischen Erziehung.<sup>5</sup>

1933 war es mit der schulischen Normalität für die Heilmann-Kinder zu Ende. Zwangsläufig waren es die beiden ältesten Geschwister, Eva und Peter, die als erste mit den Schikanen des NS-Regimes konfrontiert wurden, aber auch den beiden Jüngeren blieben traumatische Erlebnisse nicht erspart. Eva, eine begabte Schülerin, war 1930 als 10jährige auf das Viktoria-Lyzeum übergewechselt, eine Oberschule für Mädchen. Sie erlebte dort einige glückliche Jahre unter der Ägide der äusserst fähigen Rektorin Dr. Engelmann. Doch dann liess die Machtergreifung der Nazis dunkle Wolken über der Schule aufziehen, und eine ganz besonders dunkle über der Familie Heilmann. Im Mai 1933 verfügte

das NS-Regime die Auflösung aller politischen Parteien (ausser der NSDAP); einen Monat später wurde Ernst Heilmann verhaftet und im neu eröffneten Konzentrationslager Oranienburg nördlich von Berlin interniert. Magdalene, die zu ihrem Glück noch nicht ahnte, welches Schicksal ihrem Mann bevorstand, stattete ihm mehrmals mit den Kindern kurze, schmerzvolle Besuche ab. Ernst Heilmann wurde schliesslich 1940 in Buchenwald ermordet. Andere Mitglieder seiner begabten Familie, darunter auch die von den Kindern vergötterte Tante Klara, sollten ebenfalls dem Holocaust zum Opfer fallen. Somit bekamen die Heilmann-Kinder schon in jungen Jahren mit, welches Schicksal jüdischen Deutschen und ihren Nachkommen drohte.<sup>6</sup>

Vorläufig konnten die Kinder jedoch ihren Bildungsweg fortsetzen, wenn auch etwas schlingernd. Nachdem Hitler 1935 die Nürnberger Rassengesetze verkündet hatte, begann zunächst Evas Schullaufbahn zu entgleisen. Das erste Warnzeichen war die plötzliche Entlassung ihrer beliebten Schulrektorin. Frau Dr. Engelmann war zwar praktizierende Protestantin, entstammte aber einer jüdischen Familie und war konvertiert – für die Nazis zählte das 1936 nicht mehr. Eine Welle der Verstörtheit flutete durch das Viktoria-Lyzeum, aber es sollte noch schlimmer kommen. Evas Klassenlehrer, Herr Warncke, hatte sich bis 1933 unauffällig verhalten, doch nach der Machtergreifung Hitlers hatte er plötzlich angefangen, an der Schule seine SA-Uniform zur Schau zu tragen. Dann, eines Tages, kurz nach der Entlassung von Frau Dr. Engelmann, hatte Warncke Eva Heilmann zur Seite genommen und der 13jährigen gesagt, bald werde das Viktoria-Lyzeum «judenfrei» sein. Er kleidete seine Aussage in Wohlwollen und liess durchblicken, sie solle sich taufen lassen. (Der unglücklichen Rektorin der Schule hatte dies freilich nichts genützt.) Eva Heilmann war ratlos. Ihre Vorfahren väterlicherseits waren gläubige Juden, die Vorfahren ihrer Mutter gläubige Christen gewesen. Der Heilmannsche Haushalt selbst war durch und durch weltlich. Nach Evas Empfinden wäre eine christliche Taufe in dieser Situation einem Verrat an den religiösen Überzeugungen ihrer Vorfahren und ihrer Familie gleichgekommen. Sie begann sofort, sich nach einer anderen Schule umzusehen, und schaffte es mit einiger Mühe, an die Uhland-Schule zu wechseln. Währenddessen liess Mutter Magdalene auf Anraten des Anwalts der Familie ihre anderen Kinder taufen. Peter, der Zweitälteste, erhielt bald darauf Religionsunterricht von einem wohlmeinenden evangelischen Pfarrer. Der christliche Glaube wurde für ihn jedoch nie zur Herzenssache, wie er unter Vertrauten zugab. Religion spielte im Leben der Heilmann-Kinder einfach keine zentrale Rolle.<sup>7</sup>

Unterdessen erfuhr Eva am eigenen Leib, was Rassendiskriminierung wirklich bedeutete. Sie war bei ihren Mitschülern stets beliebt und wohlgehten gewesen. Eines Tages fiel ihr auf, dass einige ihrer besten Freundinnen nicht mehr um sie herum sassen. Als sie sich im Klassenzimmer umsah, wurde ihr klar, dass eine neue Sitzordnung herrschte, die nicht zufällig zu Stande gekommen sein konnte. Alle jüdischen und halb-jüdischen Schüler hatten solche Ausgrenzungserlebnisse. Nicht alle Mitschülerinnen schnitten Eva; eine hübsche und beliebte Klassenkameradin gesellte sich sogar demonstrativ zu ihr. Dieses Mädchen wanderte viele Jahre später nach Israel aus.

Die Uhland-Schule war ein Mädchengymnasium. Die Rektorin, Anna Schönborn, war eine einnehmende Persönlichkeit, den Heilmanns aber auch ein Rätsel, denn sie war Mitglied der NSDAP. Als Frau Heilmann sich jedoch vertraulich umhörte, kam ihr zu Ohren, Frau Schönborn sei in die Partei ausdrücklich in der Absicht eingetreten, ihre berufliche Stellung zu festigen und die Politik der Partei von innen zu sabotieren. Die Lehrer und Lehrerinnen an der Uhland-Schule waren kompetent, die Mitschülerinnen Evas waren gute Schülerinnen und gute Kumpels. Doch trotz des guten Schulklimas kam es manchmal ohne Vorwarnung zu unangenehmen Situationen. Eva mochte Fremdsprachen und hatte Spass am Französischunterricht, der von einem fähigen Lehrer erteilt wurde. Doch eines Tages, als sie einen Text vorlas, unterbrach eben dieser Lehrer sie und herrschte sie an: «Halt deinen Mund, Heilmann. Dein hebräischer Akzent tut meinen Ohren weh!» Eva war völlig perplex. Sie glaubte zunächst, ihren Lehrer falsch verstanden zu haben, aber ein Blick auf sein Gesicht belehrte sie eines Besseren. «Hebräisch?» fragte sie sich. «Warum Hebräisch?» Sie hatte noch nie in ihrem Leben jemanden Hebräisch sprechen hören. Warum sagte ein Erwachsener, ein Lehrer, den sie bis dahin respektiert hatte, so etwas? Sie schlug ihr Buch zu und setzte sich. Zu ihrem Glück war dieses Erlebnis untypisch. Die meisten ihrer Lehrer waren anständige und fürsorgliche Menschen. Eva Heilmann erhielt ihr begehrtes Abiturzeugnis 1939. Jetzt stand ihr die Tür zu einem Universitätsstudium und einer Laufbahn offen.<sup>8</sup> Das dachte sie wenigstens.

Auch Peter Heilmann machte sein Abitur – zwei Jahre später, im Mai 1941, dem letzten Jahr, in dem Mischlinge noch weiterführende Schulen besuchen durften. Im Lauf des darauffolgenden Jahres wurden die beiden jüngeren Heilmann-Geschwister, Ernst Ludwig und Beate, vom weiteren Besuch des Gymnasiums ausgeschlossen und konnten bis nach Kriegsende keinen Schulabschluss machen. Die Erlebnisse dieser Familie zeigten, dass die Verfolgung



minderjähriger Mischlinge sich stetig verschärfte, solange die Nazis an der Macht blieben. Peter feierte 1940 seinen 18. Geburtstag. Wie Eva, registrierte auch er, dass die Drangsalierung der Mischlinge im Klassenzimmer zunehmend ungenierter wurde, wobei er als Junge besonders darauf achten musste, sich nicht bei einem allzu freundschaftlichen Umgang mit so genannten arischen Mädchen erwischen zu lassen. Als getaufter Protestant schloss er sich der Jugendgruppe seiner Kirche an, die Mitglieder beiderlei Geschlechts hatte, darunter auch einige, die wie er Mischlinge waren. Man traf sich im Haus des einen oder anderen Gruppenmitglieds, trank Tee und las einander aus den Werken Shakespeares oder anderer bedeutender Autoren vor. Nicht lange jedoch, und der Pfarrer untersagte Treffen unter Teilnahme beider Geschlechter ohne erwachsene Aufsichtspersonen, ein Verbot, das es zuvor nicht gegeben hatte. Peter empfand das Misstrauen, das in der Anweisung des Pfarrers zum Ausdruck kam, als kränkend und trat aus der Jugendgruppe und der Kirche aus. Dadurch wurde freilich nichts besser für ihn. Wie er sich später im Rückblick auf diese Zeit erinnerte, war eines der hervorstechenden Merkmale seines Lebens als Schuljunge die ungemaine Isolierung, in die er durch seinen Status als Mischling geriet. Nicht nur, dass er nicht mit arischen Mädchen ausgehen durfte, er war auch angehalten, sich nicht im Theater, in Konzerten, im Kino und vor allem nicht bei Tanzveranstaltungen blicken zu lassen. Peter Heilmann versuchte trotzdem, an möglichst vielen kulturellen Aktivitäten teilzunehmen – und sich dabei so unauffällig wie möglich zu verhalten.<sup>9</sup>

Die Erlebnisse und Erfahrungen der Geschwister Heilmann in ihrer Schulzeit waren nicht untypisch für das, was der Nationalsozialismus für minderjährige deutsche Mischlinge vorgesehen hatte. In allen gesellschaftlichen Bereichen gingen die Nazis vom Tage ihrer Machtergreifung an daran, jede Spur einer jüdischen Präsenz aus dem gesellschaftlichen Leben in Deutschland zu verbannen. Die so genannten Volljuden waren dabei offensichtlich ihre wichtigste «Zielgruppe». Die deutschen Halb- und Vierteljuden wurden jedoch von denselben sukzessiven Wellen der Diskriminierung erfasst, wenn auch nicht mit derselben Wucht wie die Volljuden. Für diejenigen Altersgruppen unter den Mischlingen, die während der NS-Zeit die Schule besuchten, wurde das Leben in der Schule zunehmend schwerer erträglich, eine Abwärts-Spirale, die sich bis zum letzten Tag des zweiten Weltkrieges immer schneller drehte. Im Klassenzimmer erfuhren deutsche Mischlinge wie die Heilmann-Geschwister aus erster Hand, was Ausgrenzung bedeutete, und es erging ihnen dabei kaum

besser als ihren unglücklichen rein jüdischen Klassenkameraden. Wie Eva Heilmann, blickten sie sich alle irgendwann einmal im Klassenzimmer um und stellten fest, dass ihre nichtjüdischen Klassenkameraden sich von ihnen abge-sondert hatten.

Solche und ähnliche Vorgänge spielten sich überall in Deutschland ab. Lore M., ein Mischlingsmädchen aus Krefeld, erlebte die Ausgrenzung in leicht abgewandelter Version. In allen Unterrichtsfächern wurde sie von ihren Lehrern in die vorderste Bank gesetzt. Wenn sie sich umdrehte, blickte sie hinter sich auf eine leere Bankreihe. Anders als Eva Heilmann, hatte Lore M. nicht das Glück, dass eine ihrer Mitschülerinnen aus der Einheitsfront der anderen aus-geschert und sich mit ihr solidarisiert hätte. Inmitten eines lebhaften Schulall-tags war sie zum Paria geworden. Ihr Vater, ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Elektriker, hatte weder die Kontakte noch das Geld, um für seine Tochter eine andere Schule zu finden. Ein Verlaufsmuster der gesellschaftlichen Isolierung von Mischlingskindern breitete sich über ganz Deutschland aus, dieweil der Nationalsozialismus sich im deutschen Schulwesen breit machte.<sup>10</sup>

Von dieser Isolierung blieben auch die so genannten Vierteljuden keines-wegs verschont. Hans-Joachim Boehm war Berliner wie die Heilmanns. Seine Familie gehörte weder zur politischen Prominenz, noch verfügte sie über Be-ziehungen. Die NS-Bürokratie begann, wie an anderer Stelle bemerkt, zuneh-mend stärker zwischen Halb- und Vierteljuden zu differenzieren, und so wurde die zwischen beiden verlaufende Trennlinie immer mehr zur Wasserscheide zwischen denen, die sich weiterhin der deutschen Gesellschaft zugehörig füh-len durften – zumindest am Rande –, und denen, die aus ihr ausgeschlossen wurden. Dennoch hatten auch Vierteljuden (Mischlinge zweiten Grades) ein nicht eben beneidenswertes Los, wie die Erfahrungen Hans-Joachim Boehms zeigen. Einer seiner Grosseltern war jüdisch, doch weder seine Eltern noch er selbst hatten diesem Umstand je grosse Beachtung geschenkt – früher. Hans-Joachim Boehms Schülerleben spielte sich in Friedenau ab, einem Berliner In-nenstadtbezirk. Er war ein guter Schüler und brachte aus der Volksschule so gute Zeugnisse nach Hause, dass er ins Friedenau-Gymnasium aufgenommen wurde. 1928 starb sein Vater und liess seine Mutter, die von Krankheiten ge-plagt und zu keiner regelmässigen Erwerbsarbeit fähig war, mittellos zurück. Frau Boehm musste nach dem Tod ihres Mannes zahlreiche Antragsformulare ausfüllen, um Sozialhilfeleistungen zu erhalten. Dabei wurden auch Angaben zum religiösen und ethnischen Hintergrund der Familie abgefragt. Auf diese

Weise gelangte es zur Kenntnis der Behörden, dass einer der vier Grosseltern der Boehm-Kinder den Vornamen Samuel gehabt hatte. Solange die Weimarer Republik fortbestand, war das kein Problem, aber nach 1933 wurde es für Hans-Joachim Boehm zu einem Klotz am Bein. Auf die Nazis wirkte der Name Samuel wie ein rotes Tuch. Später verurteilten sie alle als Juden eingestuft Deutschen dazu, einen zweiten Vornamen zu führen, den sie (die Nazis) als ausgesprochen jüdisch empfanden. Bei männlichen Juden lautete dieser zugeteilte Vorname Israel, bei weiblichen Sara. Für Nazi-Ohren klang Samuel genau so jüdisch wie Israel oder Sara.<sup>11</sup>

In mancherlei Hinsicht war der Übertritt ans Friedenau-Gymnasium für Hans-Joachim ein Glücksfall. Der Rektor dort war kein Nazi. Er war ein Deutschnationaler alter Schule, der die Nazis vulgär fand. Zu Hans-Joachims Leidwesen nahmen die Nazis dem Mann seine Antipathie übel und ersetzten ihn bald durch einen Rektor, der mehr für den Nationalsozialismus übrig hatte. Bis dahin hatte Hans-Joachim, wie er sich später erinnerte, die stillschweigende Protektion des Rektors genossen, und auch die anderen Lehrer behandelten die Schüler fair. Sie kamen in den Genuss eines soliden Gymnasialunterrichts durch fähige Lehrer. Im Grossen und Ganzen galt die Regel, dass Schüler ihr Verhalten an dem der Lehrerschaft orientierten, doch es konnte im Einzelfall auch anders sein. Hans-Joachim litt an einem weiteren Makel, der in jener Zeit Bedeutung erhielt: Seine Physiognomie entsprach in den Augen vieler dem Klischee des «Jüdischen», und mehrere seiner Klassenkameraden setzten hier den Hebel an, um ihn zu piesacken. Sie verpassten ihm den Spitznamen «Itzig» und hänselten ihn. Ein paar anderen aus der Klasse erging es ebenso. Die Betroffenen taten sich alsbald zusammen und bildeten einen eigenen Freundeskreis.<sup>12</sup>

Weitere Komplikationen kamen hinzu. Die Jungen in Hans-Joachims Klasse waren bald alt genug, um in die Hitlerjugend einzutreten. In den Jahren der Weimarer Republik waren Jugendverbände zunehmend populärer geworden. Pfadfindergruppen für Mädchen und Jungen waren ebenso aus dem Boden geschossen wie religiöse und andere Jugendorganisationen. Sie alle waren nach 1933 von den Nazis verboten worden. Die einzigen Gruppen, die von da an noch zählten, waren die Hitlerjugend (HJ) und ihr weibliches Pendant, der Bund Deutscher Mädels (BDM). Kinder zwischen zehn und dreizehn konnten sich dem Jungvolk, der Vorstufe zu HJ und BDM, anschliessen. Ab vierzehn begannen die Jugendlichen dann die diversen Altersgruppen von HJ und BDM zu durchlaufen. Es fällt aus heutiger Sicht schwer, die Anziehungskraft dieser Or-

ganisationen auf die damalige Jugend nachzuvollziehen. In dem 1930er Jahren forderten und forcierten die Nazis den Aufstieg von HJ und BDM so nachhaltig, dass daraus eine neuartige Jugendbewegung wurde. «Jugend führt Jugend», verkündeten ihre Banner. Selbst arme Familien opferten Teile ihres knappen Einkommens, um für ihre Söhne und Töchter Uniformen zu kaufen. An nationalen Jubeltagen fanden in allen grossen deutschen Städten Massenaufmärsche der Jugendorganisationen statt. Die HJ entwickelte einen eigenen Korpsgeist, eigene Rituale, Lieder und Mythen. 1939 war es so weit, dass praktisch jedes deutsche Kind der HJ oder dem BDM angehörte. Die organisierte NS-Jugendkultur war zu einem nationalen Phänomen geworden. Hans-Joachim Boehm fühlte sich schon 1933 von dem jugendlichen Schwung, den die HJ ausstrahlte, angezogen und wollte beitreten. Doch das Schicksal kam dazwischen. Ein Jahr nach der Machtergreifung der Nazis, als er das Mindestalter für die Mitgliedschaft im Jungvolk erreichte, war er sich seiner Sache nicht mehr sicher. Unschöne Begegnungen mit Mitschülern, die schon in der HJ waren, gaben ihm zu denken. Er fürchtete (wohl zu Recht), dass er in der HJ mit einem noch aggressiveren Rassismus konfrontiert würde als an der Schule. Auch wurde zu diesem Zeitpunkt schon sichtbar, dass die HJ grossen Wert auf militärisches Gepränge legte. Das war Hans-Joachim und seiner Familie ebenfalls ein Dorn im Auge. So liess er das Jahr 1934 vergehen, ohne sich zum Jungvolk zu melden. Doch die Zeit arbeitete nicht für ihn. 1936 fiel die bürokratische Entscheidung, dass alle Schulkinder bei Erreichen des Eintrittsalters Mitglied der HJ bzw. des BDM werden mussten, und am 20. April 1936 erhielt Hans-Joachim (als Geschenk zum Geburtstag des Führers) einen Brief, der ihm eröffnete, dass er nun ein Anwärter für die Hitlerjugend war. Diese Mitteilung einfach zu ignorieren, wäre zu gefährlich gewesen; daher sprach er bei der angegebenen HJ-Meldestelle vor, um seinen Aufnahmeantrag abzuholen. Auf dem Nachhauseweg, mit den Antragsformularen in der Tasche, kam ihm eine Erleuchtung. Vier Wochen später, am letzten Tag der Anmeldefrist, suchte er das HJ-Büro wieder auf und liess den diensthabenden Funktionär wissen, er werde zum Ende des laufenden Schuljahres nach Hamburg umziehen. Er heuchelte ein brennendes Interesse daran, in die HJ einzutreten, und bat darum, die Antragsformulare behalten zu dürfen; er werde sie bei seinem Umzug nach Hamburg mitnehmen und dort seine Anmeldung nachholen. Der HJ-Funktionär liess sich darauf ein. Das Angebot des Jungen, als Kurier in eigener Sache zu fungieren, würde ihm bürokratischen Papierkram ersparen. Hans-Joachim machte sich auf den Heim-

weg und warf die Anmeldeformulare unterwegs in einen Abfallbehälter. Als Angehöriger einer späteren Generation, die es gewöhnt ist, dass ihr Leben von einer computerbewehrten Bürokratie überwacht wird, kann man über eine so simple List nur den Kopf schütteln. Aber sie funktionierte 1936 für Hans-Joachim Boehm.<sup>13</sup>

Wenn man der NS-Weltanschauung etwas bescheinigen kann, dann ist es ein hohes Mass an Willkürlichkeit. Das galt in besonderem Mass für den Umgang mit Mischlingen. Sicher, auf den Antisemitismus der Nazis war voll und ganz Verlass. Doch die Behandlung, die Hans-Joachims Bruder Erich Boehm widerfuhr, zeigt, welche Extreme an Willkür möglich waren. Erich Boehm schloss sich, wie sein Bruder sich erinnert, der HJ voller Begeisterung an. Anders als Hans-Joachim, hatte er die Physiognomie eines «echten» deutschen Jungen und wurde deshalb von seinen Klassenkameraden bereitwillig akzeptiert. Er trat bei erster Gelegenheit in die Hitlerjugend ein, blühte in ihr regelrecht auf und schaffte sogar den Sprung in eine begehrte Sondereinheit, die Marine-HJ. Ihre Mitglieder trugen prächtige blaue Matrosenanzüge und fühlten sich als Teil einer neuen Elite. Noch später meldete sich Erich zu einer anderen Vorzugstruppe, der Motorisierten HJ in Berlin. Niemand machte sich die Mühe, nachzufragen, warum Erich ohne Weiteres die Aufnahme in solche nationalsozialistischen Eliteverbände gewährt wurde, während sein älterer Bruder gegen Ausgrenzung zu kämpfen hatte. Die Erklärung war einfach. Hans-Joachim hatte das Pech, «jüdisch» auszusehen. Das war das erste rote Tuch. Das zweite war die Erkenntnis wissbegieriger Bürokraten, dass es in der Familie einen Grossvater namens Samuel gegeben hatte. Bei Erich schauten sie erst gar nicht nach. Vordergründige Dinge zählten in Hitlers Deutschland unter Umständen eine Menge, und das erweiterte den Willkürspielraum der Bürokraten beim Umgang mit Einzelnen.<sup>14</sup>

Wie Hans-Joachim Boehm, hatte auch Ernst Benda einen jüdischen Grosselternteil und wurde dadurch zum Mischling zweiten Grades. Die Familie Benda wohnte in Siemensstadt im Norden Berlins, wo Ernsts Vater, ein Halbjude, als Ingenieur beim Elektrokonzern Siemens & Halske arbeitete. 1932 hatte Ernst an einer Geburtstagsfeier seines Grossvaters, des Ministerialrats Benda, teilgenommen, eines hochdekorierten Kriegsteilnehmers, der im Ersten Weltkrieg beim Generalstab des deutschen Heers gedient hatte und nun an hoher Stelle im Reichswehrministerium arbeitete. Ihm zu Ehren hatte die Reichswehr an seinem Geburtstag eine zweiköpfige Ehrengarde in Paradeuniform vor seinem Haus aufmarschieren lassen. Dann kam Hitler an die Macht. Ernst Ben-

da war am 30. Januar 1933 knapp acht Jahre alt. «Wir sassen alle zusammen in der Küche», erinnerte er sich später. «Dann kam aus dem Radio eine Bekanntmachung, eine Meldung über den gigantischen Fackelzug [vor Hitlers Fenster in der Reichskanzlei]. In dem Augenblick drehte sich mein Vater zu uns um und sagte: ‚Das bedeutet Krieg!‘»<sup>15</sup> Er sollte Recht behalten. Doch zunächst einmal entfernten die Nazis Grossvater Benda unverzüglich aus dem Staatsdienst. Ein gewisser Herr Barzin, der neue Ortsgruppenleiter der NSDAP in Siemensstadt, schoss sich derweil öffentlich auf die Bendas ein, indem er verkündete, er habe seinen Sprösslingen verboten, mit diesen «jüdischen Benda-Kindern» zu spielen. Aus diesem Vorgang zog der Schuljunge Ernst den Schluss, dass sich seine ganze Familie im Visier der Nazis befand. 1938 liess sein geliebter Onkel Klemens die Bendas wissen, dass es ihm jetzt reichte. Er hatte sich erfolgreich um eine Psychiatrie-Professur an der Harvard-Universität bemüht und wanderte kurz darauf aus. Noch einprägsamer waren die Stunden und Tage nach dem 9. November 1938, in denen Ernst mit eigenen Augen einige der Bescherungen der «Reichskristallnacht» sah, zum Beispiel eine zerstörte Synagoge im nahe gelegenen Spandau. Vor jüdischen Geschäften, in denen die SA-Horden gewütet hatten, waren die Gehwege noch mit Glassplittern übersät.<sup>16</sup>

Ungeachtet dieser hässlichen Vorfälle erging es Ernst Benda in der Schule nicht schlecht. Sowohl in der Volksschule als auch am Gymnasium hatte er es mit freundlichen und fähigen Lehrern zu tun. Dennoch blitzten hin und wieder Anzeichen von Diskriminierung auf. So wurde Ernst und seinem älteren Bruder Hans-Jochen die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend verwehrt. Nach dem Wechsel auf das nahe gelegene Kant-Gymnasium wurde auch allmählich deutlich, dass die beiden Brüder, selbst wenn sie bis zum Abitur durchhielten (und beide waren sehr gute Schüler), niemals die Möglichkeit erhalten würden, an einer Universität zu studieren. Von den Gymnasiallehrern wurden sie weiterhin freundlich behandelt, obwohl Ernsts Englischlehrer Parteimitglied war und zu nationalistischen Ausbrüchen neigte. Die Jungen taten ihn als «Quatschkopf» ab. Auch sein Deutschlehrer war NS DAP-Mitglied, aber er verhielt sich gegenüber Ernst und den anderen nichtarischen Schülern anständig. Er war von Ernsts Sprachbegabung beeindruckt.

Der Rektor des Kant-Gymasiums, Herr Krüger, war Fachlehrer für Altgriechisch und Latein und ignorierte die Nazis, so gut er konnte. Er hielt an traditionellen Wertvorstellungen fest und prägte damit auch den Geist, der im Lehrkörper herrschte. Wie Ernst sich später erinnerte, bekam sein Bruder Hans-Jochen einmal den schulinternen Literaturpreis für einen Aufsatz, in dem er deut-

liche Kritik an den Nazis übte. Herr Krüger bat daraufhin Hans-Jochen zu einem Gespräch in sein Büro und herrschte ihn mit Stentorstimme an, sein Aufsatz sei unter aller Kanone. Hans-Jochen hatte den Rektor noch nie so ausrasten sehen. Der Literaturpreis wurde dem Geehrten diskret wieder aberkannt, und die ganze Episode geriet rasch in Vergessenheit und hatte keine politischen Folgen für Hans-Jochen. Rektor Krüger balancierte auf einem schmalen Grat zwischen pädagogischer Fürsorge für seine Schüler und einem Minimum an politischer Gefolgstreue gegenüber den Nazis.<sup>17</sup>

Ein Vorfall im Haus der Bendas vermittelte eine Ahnung von den schockierenden Dingen, die unter der NS-Herrschaft vorgingen. Eines Abends im Herbst 1941 klopfte es an der Tür. Der unerwartete Besucher war ein junger Wehrmachtssoldat, der die Benda-Söhne, die ihm öffneten, fragte, ob er mit Frau Benda sprechen könne. Sie erkannte ihn wieder als den Heizungsmonteur, der sich vor dem Krieg um ihre Öfen gekümmert hatte, und bat ihn herein. Frau Benda und ihre Familie hätten, so sagte der junge Soldat, auf ihn einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, und er habe jetzt, da er auf Urlaub sei, das Bedürfnis, ihnen etwas anzuvertrauen. Mit grosser Erregung erzählte er seinen Zuhörern, er sei gerade von der Ostfront zurückgekehrt und habe dort nicht nur fürchterliche Schlachtszenen erlebt, sondern sei auch Zeuge von Gräueltaten gegen Zivilisten geworden, verübt von seiner eigenen Truppe. Atemlos unterbrach ihn Frau Benda und fragte ihn, wer die Opfer gewesen seien. «Es waren zumeist Juden», antwortete der junge Mann und setzte hinzu, dass auch einige nichtjüdische Vertreter der unterworfenen Bevölkerung dabei gewesen sein könnten. Von Soldaten habe er erfahren, einige der Opfer seien Intellektuelle gewesen. «Trotzdem waren die meisten Juden», bekräftigte er. Die Bendas luden den Besucher ein, zu bleiben, doch der war dazu offenbar zu aufgewühlt und verabschiedete sich nach kurzer Zeit; sie sahen ihn nie wieder. Die Bendas hatten nun erfahren, was an der Ostfront wirklich vor sich ging, doch Ernst wagte es nicht, diese Erkenntnisse mit Klassenkameraden oder Lehrern zu teilen. Zu gross war die Gefahr, dass er wegen Verbreitung verleumderischer Gerüchte denunziert worden wäre, zumal das Leben in Berlin in dieser Phase des Krieges noch einen einigermaßen normalen Gang ging, so dass viele vielleicht mit Zweifel oder Unglauben reagiert hätten.<sup>18</sup>

Ernst hatte Freude an seinem Deutschlehrer trotz dessen kindlichen Glaubens an den Nationalsozialismus. Wenn der gute Mann in den Kriegsjahren mit schlechten Nachrichten von der Front konfrontiert wurde, übte er sich in Platti-

tüden wie: «Wenn sich nur der Führer selbst darum gekümmert hätte!» Immer wieder erinnerte er seine Schüler daran, dass der Nationalsozialismus eine neue Gesellschaft hervorbringen würde. Der Führer sei einfach zu beschäftigt, um sich mit jeder Einzelheit befassen zu können. Der Deutschlehrer liebte deutsche Lyrik und lud seine Schüler immer Diensttagsabends in seine Wohnung ein, um am Radio Rezitationen von Hölderlin-Gedichten zu lauschen. Am Abend des 3. Februar 1943 sass der Lehrer in versteinierter Konzentration vor dem Volksempfänger und nahm die von einem Hölderlin-Exegeten deklamierten und kommentierten Verse in sich auf. Doch plötzlich unterbrach eine ungewohnte Stimme die Sendung und meldete, dass in Stalingrad eine ganze deutsche Armee vernichtet worden war. Ernst Benda konnte in diesem Moment zusehen, wie die Welt seines Deutschlehrers zusammenbrach. «Ich sah es mit meinen eigenen Augen», erinnerte er sich viele Jahre später. Neun Wochen später war Bendas Schulzeit zu Ende. Obwohl er Vierteljude war, wurde ihm jetzt das Privileg zuteil, in Hitlers Wehrmacht dienen zu dürfen.<sup>19</sup>

Bendas Mit-Berliner Horst Hartwich, Sohn eines jüdischen Apothekers und einer arischen Mutter, war ein ausgezeichnete Schüler und ein guter Sportler. Doch sein Status als Mischling legte sich als dunkle Wolke über seine gesamte Schullaufbahn, von der Volksschule über die Handelsschule bis zum Lessing-Gymnasium. Manche seiner Lehrer waren freundlich und behandelten ihn fair. Andere waren weniger wohlwollend und lebten ihre Vorurteile umso ungehemmter aus, je grossartiger die Siege der deutschen Armeen ausfielen. Als 1940 Frankreich kapitulierte, überraschte Hartwichs Gemeinschaftskundelehrer an der Handelsschule, Dr. Jacobi, die Klasse mit einem Bonbon: Er zeigte ihnen Fotos aus seiner Sammlung «verbrecherischer» Persönlichkeiten der Weimarer Republik. «Es sind alles Voll-, Halb-, Viertel-, Achteljuden und ähnliches Gesindel», eröffnete er seinen Schülern. Sich an Horst wendend, fügte er hinzu: «Hartwich, gehen Sie inzwischen raus. Sie stören mich beim Unterrichten.» Wie vom Donner gerührt, erhob sich der 15jährige von seinem Sitz und trollte sich aus dem Klassenzimmer.<sup>20</sup>

Mit komplizierten Manövern gelang es Horst Hartwich trotz der geltenden Bestimmungen, die Mischlingen den Besuch weiterführender Schulen untersagten, am Lessing-Gymnasium aufgenommen zu werden. Im Sommer 1942 referierte er in einer Deutschstunde über ein Werk Goethes. Er war so erpicht darauf, seinem Lehrer Dr. Ratloff zu imponieren, dass er zu schnell redete und das eine oder andere Wort verschluckte.



Der Lehrer fiel ihm schliesslich ins Wort und ermahnte ihn, langsam zu machen und sich nicht «von der jüdischen Hast» fortreissen zu lassen. Dieser Ausdruck war damals in der Umgangssprache gebräuchlich und in der Situation sicher nicht persönlich gemeint. Horst nahm die Formulierung nicht einmal bewusst wahr. Er befolgte den in freundlichem Ton gegebenen Rat seines Lehrers, bremste sein Redetempo und brachte seinen Vortrag überzeugend zu Ende. In der Pause rief Dr. Ratloff ihn zu sich, was sehr ungewöhnlich war. Mit unguten Vorahnungen trat er vor seinen Lehrer. «Horst, ich habe dort vorhin eine unbedachte Äusserung getan, die dich sicher gekränkt hat», sagte Dr. Ratloff. «Ich vergass ganz, dass dein Vater Nichtarier ist, und wollte dich keineswegs verletzen.» Der Lehrer streckte die Hand aus und verpasste dem überraschten Schüler einen kräftigen Händedruck. Dann drehte er sich um und ging weg. Horst blickte auf seine Hand hinunter und merkte, dass seine Augen feucht geworden waren.

Der einzelne Lehrer konnte in der Tat etwas bewirken, allerdings nichts Entscheidendes. Nur wenige Wochen später liess der Rektor des Gymnasiums Horst Hartwich und einen zweiten Jungen, Klaus Muehlfelder, in sein Amtszimmer kommen und erklärte ihnen, sie könnten als Mischlinge nicht an dieser Schule bleiben. Eine Stunde später hatte Horst das Gebäude verlassen. Für die Restdauer des Dritten Reiches war seine Schullaufbahn zu Ende.<sup>21</sup>

Auch Margit Weinbaum musste sich mit Lehrern auseinandersetzen, die es nicht gut mit ihr meinten, doch anders als Horst Hartwich, hatte sie keine robuste Psyche und keine intakte Familie, auf die sie sich hätte stützen können. Margit war das einzige Kind eines in bescheidenen Verhältnissen in Frankfurt am Main lebenden Ehepaars; ihr jüdischer Vater, ein Invalide, starb 1934. In ihrer finanziellen Not schickte die Witwe ihre 12jährige Tochter Margit zu Kost und Logis bei ihrer Tante Jenny in Köln. Margit fand Aufnahme an einer nahegelegenen Mädchenschule, doch ihre neue Klassenlehrerin, Frau Wildschenck, war eine enthusiastische Parteigenossin, die nicht lange brauchte, um Margit als Mischling zu identifizieren. Margits neue Mitschülerinnen registrierten rasch den offen feindseligen Umgang ihrer Lehrerin mit der Neuen in der Klasse und behandelten sie ebenfalls als Paria. Frau Wildschenck untersagte Margit die Teilnahme an Schulausflügen und Wandertagen und liess sie nicht mit aufs Klassenfoto. Gegen Ende des Schuljahres reichten die Mädchen ihre besten im Kunstunterricht angefertigten Werke für eine Ausstellung ein. Margit war glücklich, als ihre Arbeit ausgewählt wurde, und hoffte, ihr künstlerisches Talent werde endlich eine Wende zum Besseren bewirken.

Bei der Eröffnung der Ausstellung erblickte Margit zu ihrer grossen Freude ihre Zeichnungen sogleich. Dann sah sie genauer hin und stellte fest, dass auf allen die Signatur fehlte. Ihre Lehrerin hatte ihren Werken zwar einen prominenten Platz eingeräumt, aber akribisch ihren Namen von jedem einzelnen Blatt getilgt. Ihr erstes Jahr an der neuen Schule ging traurig zu Ende. Das zweite Jahr verlief nicht anders. Endlich, im Frühjahr 1936, meldete Tante Jenny sie zwei Monate vor Schuljahresende vom Unterricht ab und besorgte ihr einen Hauslehrer. Im Sommer kehrte Margit entnervt zu ihrer verwitweten Mutter in Frankfurt zurück.

Doch in Frankfurt lagen die Dinge auch nicht besser. Da Margit den Nachnamen ihres verstorbenen Vaters trug, landete ihr Name automatisch in der Mitgliederliste der jüdischen Gemeinde Frankfurts. Ihre Mutter protestierte dagegen, da weder sie noch ihre Tochter einer Konfession angehörten. Ungeachtet dessen erhielt Margit regelmässig Vorladungen zu Vernehmungen bei der Gestapo. Diese Termine jagten ihr Angst und Schrecken ein, und sie wurde immer nervöser. 1940 schickte ihre Mutter sie aus purer Verzweiflung wieder zu Tante Jenny nach Köln, wo ihr nichts anderes übrig blieb, als wieder die ungeliebte Mädchenschule zu besuchen. Die Gestapo war stets mit von der Partie. Wie Tante Jenny später berichtete: «Doch auch hier liess man ihr keine Ruhe. Sie bekam laufend Gestapo-Vorladungen, vor denen sie zitterte und weinte.» 1942 war Margit schliesslich mit der Schule fertig. Die dauernde Drangsalierung an der Schule und durch die Gestapo hatte sie jedoch in ein psychisches Wrack verwandelt.<sup>22</sup>

Die Leidensgeschichte der Schülerin Margit Weinbaum zeigt, dass Lehrer einzelnen Kindern schreckliche emotionale Wunden zufügen konnten. Ein Klassenlehrer, im Leben eines deutschen Kindes normalerweise die erste Autoritätsfigur ausserhalb der Familie, besass die Macht, ein Milieu zu gestalten, das entweder aufbauend oder destruktiv war. Während viele Pädagogen im Dritten Reich die antisemitischen Vorgaben der NS-Propaganda ignorierten oder die Auswirkungen der Judenverfolgung zumindest abzufedern versuchten, machten sich viele andere die rassistischen Grundsätze der neuen Staatsideologie mit Feuereifer zu eigen. Anhänger Hitlers mussten im Lehrkörper einer Schule nicht in der Mehrheit sein, um dem Schulleben ihren Stempel aufdrücken zu können. Sie hatten die Macht des Regimes hinter sich, dazu die Bestätigung durch eine nie nachlassende Propaganda, durch Jugendorganisationen und eine Vielzahl staatlicher Institutionen, und konnten daher Einfluss weit über ihren zahlenmässigen Anteil hinaus ausüben. Im Übrigen wuchs der Anteil

überzeugter und begeisterter Nationalsozialisten in der Lehrerschaft von Jahr zu Jahr. Für viele Kinder, die als Mischlinge eingestuft waren, bedeutete das, dass sich ihre Situation Jahr für Jahr verschlechterte.

Der Berliner Gerhard Löwenthal hatte mit der Schule, die seine Eltern für ihn aussuchten, Glück. Als Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter, die jedoch zum Judentum konvertiert war, gehörte Gerhard jener rund 10prozentigen Minderheit der deutschen Mischlinge an, die im jüdischen Glauben aufwuchsen. Das bedeutete zu seinem Unglück, dass er nach 1933 in die Kategorie der «Geltungsjuden» eingruppiert wurde, bei denen Entrechtung und Diskriminierung früher einsetzten und weiter gingen als bei «normalen», d.h. christlich getauften Mischlingen; entsprechend grösser war bei ihnen die Wahrscheinlichkeit, dass sie schon in der Schule von Lehrern und Mitschülern stigmatisiert und angefeindet wurden. Gerhard Löwenthal war ein guter Schüler und wechselte nach der vierten Volksschulklasse im Herbst 1932 auf das Kaiser-Friedrich-Gymnasium über. Nach der Machtergreifung Hitlers musste die Schule sich, zumindest der Form nach, den nationalsozialistischen Gesetzen und Verordnungen entsprechend verhalten. Gerhard konnte sich indes vorerst nicht beklagen. Wie er später rückblickend schrieb: «An die Schulzeit habe ich trotz allem überwiegend positive Erinnerungen. Der Direktor sowie die Mehrzahl der Lehrer waren anständige Menschen und gute Pädagogen.» Natürlich gab es an seinem Gymnasium auch fanatische Hitler-Anhänger. Immer mehr Schüler schlossen sich der Hitlerjugend an, und eines Tages lauerten einige von ihnen Gerhard auf dem Heimweg auf und griffen ihn an. Daraufhin schlossen er und sein älterer Bruder Herbert sich dem jüdischen Sportverein Makkabi an und lernten boxen. Beim nächsten Schlagabtausch fügten sie den Angreifern etliche Rippen- und Nasenbeinbrüche zu und wurden von da an in Ruhe gelassen. Die lokalen Gendarmen lachten sich heimlich ins Fäustchen darüber, dass die eingebildeten HJ-Halbstarke eine Abreibung bekommen hatten, und in diesen frühen Jahren des Dritten Reiches dachte noch niemand daran, die Gestapo einzuschalten. Zumal diese noch alle Hände voll mit der Jagd auf Kommunisten und Sozialisten zu tun hatte und nicht daran dachte, sich mit Schlägereien unter Schuljungen zu befassen. Neben seiner kampfsportlichen Fitness profitierte der «Geltungsjude» Gerhard Löwenthal auch von seinem äusseren Erscheinungsbild. Ein in dieser Beziehung aufschlussreiches Erlebnis schildert er in seinen Lebenserinnerungen wie folgt:

Ich entsinne mich an einen jungen fanatischen Nazi, der gerade frisch aus einer NS-Lehrerbildungsstätte kam und Biologie unterrichtete. Für ihn bedeutete das in erster Linie, die «Rassenlehre» zu verbreiten. So kam er gleich in seine erste Unterrichtsstunde bei uns mit der Absicht, am lebenden Objekt den Unterschied vom «nordisch-arischen» zum «jüdischen» Typ zu demonstrieren. Da er weder die Schüler kannte noch wusste, dass inzwischen die «Arier» von den «Juden» getrennt sassen, liess er mich und meinen Freund Norbert vortreten und begann, an uns die Vorzüge der «nordischen Rasse» zu preisen. Da wir beide gross, hellblond und blauäugig waren, verfiel er direkt in eine hymnische Lobpreisung unserer typisch arischen Merkmale. Er überhörte in seiner sich immer mehr steigernden Begeisterung die aufkommende Unruhe in der Klasse. Als er einmal zwischendurch Atem holte, sagten wir beide wie aus einem Munde, dass wir Juden seien. Zuerst meinte er wohl, dies sei einer der üblichen Schülerscherze. Aber das verlegene Schweigen der echten «Arier» machte ihm dann wohl das Peinliche der Situation klar. Er liess eine wütende antisemitische Schimpfkanonade auf uns los und brach den Unterricht unter irgendeinem Vorwand ab. Am nächsten Tag beschwerten sich unsere Väter, und da sich das peinliche Geschehen wie Lauffeuer in der Schule verbreitet hatte, beurlaubte der Schulleiter den nationalsozialistischen Tollpatsch sofort und sorgte für seine umgehende Versetzung an eine andere Schule.<sup>23</sup>

Wie diese Episode zeigte, hatten Gerhards Eltern bei der Auswahl des Gymnasiums in der Tat eine glückliche Hand gehabt.

Die Eltern von als Mischlingen eingestuft Kindern, die um die grosse Bedeutung eines gesunden Schulklimas wussten, bemühten sich verzweifelt, Schulen zu finden, an denen ihre Kinder willkommen waren. Das war oft ein aussichtsloses Unterfangen, wie die Erfahrungen von Ursula Kühn zeigen. Ursula kam 1929 in Hamburg zur Welt, als jüngere von zwei Töchtern der Eheleute Egon und Johanna Kühn. Ursulas Vater war Arzt, ihre Mutter eine gelernte Buchhändlerin aus Giessen. Egon war Jude, Johanna Christin, doch spielte Religion im Hause Kühn keine wahrnehmbare Rolle. Eine der ersten Kindheitserinnerungen Ursula Kühns verband sich mit dem 1. Mai 1933, dem Tag, an dem nationalsozialistische Braunhemden zur Feier des «Tags der Arbeit» durch Hamburg marschierten. Obwohl es ein aufregendes Erlebnis war, fühlte sie die Beklemmung, die ihre Eltern ergriff, als die vielen uniformierten Kraftprotze vorbeimarschierten. In der darauffolgenden Nacht hatte Ursula

zum ersten Mal in ihrem Leben Alpträume. Weitere belastende Erlebnisse kamen hinzu. Wenn Freunde zu Besuch kamen, brachten ihre Eltern Ursula und ihre ältere Schwester in grosser Eile zu Bett, und die Erwachsenen führten dann intensive Gespräche. Als Ursula und ihre Schwester einmal unter einem Vorwand ins Wohnzimmer hereinplatzten, verstummte die Diskussion, und alle Augen richteten sich auf die Mädchen. Ursula hatte gelauscht und mitbekommen, dass ihre Eltern und deren Freunde über die Notwendigkeit sprachen, sich aus Deutschland abzusetzen.<sup>24</sup>

Andere beunruhigende Entwicklungen setzten ein. Obwohl Ursulas Eltern zahlreiche gute Bekannte in der Umgebung hatten, liessen sie sich nie auf private Unterhaltungen mit diesen Nachbarn ein. Sie mieden politische Themen und gaben nie ihre Ansichten über die Nazis oder die «Judenfrage» preis. Sie verloren auch nie ein Wort über Auswanderung. Ursula hatte in ihren frühesten Kinderjahren eine enge Freundin in der Nachbarschaft gehabt, doch jetzt fiel ihr auf, dass ihre Eltern, wenn die beiden Familien zusammenkamen, mit diesen Freunden immer nur oberflächliche Nettigkeiten austauschten, und das selbst an Tagen, an denen politische Ereignisse in aller Munde waren. Schon früh lernte Ursula durch Erfahrung, ein doppelbödiges Leben zu führen. Sie lernte, den Umgang ihrer Eltern mit anderen Erwachsenen aufmerksam zu beobachten. Sie lernte des Weiteren, allen Fremden zu misstrauen. Diese Kindheitserfahrungen verfestigten sich später zu Lebenseinstellungen. Obwohl sie noch ein kleines Kind war, bemerkte Ursula, dass die Lebensumstände ihrer Familie sich verändert hatten. 1935 zogen sie (aus Gründen, die Ursula nicht verstand) in eine wesentlich kleinere Wohnung um. Nach dem Pogrom der Kristallnacht am 9. und 10. November 1938 registrierte sie, dass ihr Vater, bis dahin ein viel beschäftigter Arzt, nicht mehr viel arbeitete. Seine Patienten blieben aus, weil er ein «jüdischer» Arzt war – was immer das bedeuten mochte. Kurz darauf entzogen die Behörden Dr. Kühn das Recht, als Arzt zu praktizieren. Schon vorher hatte Ursula ein visuelles Schreckenserlebnis gehabt, das ihrer kindlichen Psyche zusetzte. Am Tag nach der «Kristallnacht» war sie durch mit Glassplittern und Scherben übersäte Einkaufsstrassen gelaufen. Dabei war sie auch über den Jungfernstieg gegangen, der die Binnenalster quert, und ihr Blick war an etwas hängen geblieben, das auf dem Wasser der Alster trieb. Sie schaute hin und zuckte zurück. Menschliche Körper trieben auf dem Wasser, doch es waren bei näherem Hinsehen keine Menschen aus Fleisch und Blut, sondern Schaufensterpuppen. Plünderer hatten sie aus verwüsteten Geschäften geholt und in die Alster geworfen. Obwohl noch ein

Kind, wusste sie instinktiv, dass hier etwas Böses geschah. Ihre Alpträume kehrten zurück.<sup>25</sup>

Trotz dieser bedrückenden Entwicklungen gab es in Ursulas Kindheit auch schöne Momente. 1935 kam sie mit sechs Jahren in die Volksschule und dort in die Obhut eines Lehrers, der ihr Leben stark beeinflussen sollte. Klaus Bröer hatte alles, was Eltern – oder Kinder – von einem Schullehrer erhoffen konnten. Er war ein kultivierter Mensch, als Lehrer ein Naturtalent und hatte ein grosses Herz. Ausserdem besass Herr Bröer zahlreiche Talente: Er war ein begabter Musiker, ein aktiver Theaterbesucher und einer, der sich in der vielfältigen Hamburger Kulturszene bestens auskannte. Das Beste war, dass er sein Wissen und seine Begeisterung mit seinen jungen Zöglingen teilte. Er war ein Gegner des Nationalsozialismus, ebenso wie seine Frau. Herr Bröer hatte sich bewusst für eine Stelle an der Volksschule entschieden, in dem Kalkül, dort weniger dem Druck und der Kontrolle der NS-Obrigkeit ausgesetzt zu sein als etwa an einem Gymnasium. Die Nazis konzentrierten sich bei der Gleichschaltung der Schulen auf die älteren Jahrgänge und die weiterführenden Schulen. Die meisten von Herr Bröers Schülern waren Arier; dazu kamen ein paar Mischlinge und drei Volljuden. Er behandelte alle seine Schüler gleich – mit Geschick und Fürsorglichkeit. Gegen jede Wahrscheinlichkeit hatte Ursula einen ausgezeichneten Start in ihre Schullaufbahn.<sup>26</sup>

Zu Hause erging es ihr nicht so gut. Einige Wochen nach der «Reichskristallnacht» traf sie, als sie nach Hause kam, in der Wohnung ihrer Familie mehrere fremde Männer an. Sie hielt die grossen und kräftigen Burschen zunächst für Mitarbeiter einer Umzugsfirma, weil sie Möbel umherrückten. Dann sah sie ihre Eltern blass und mit starrer Miene in einer Ecke stehen. Ursula wusste sofort, dass sie auf der Hut sein musste, und sagte nichts. Als die Fremden fort waren, erfuhr sie von ihren Eltern, dass es sich um Polizeibeamte gehandelt hatte, die eine Durchsuchung durchgeführt hatten. Einige Tage später erhielt Egon Kühn einen Brief von einem in den USA lebenden Vetter, mit einem sogenannten Affidavit darin, einer Zusage, im Falle seiner Einwanderung in die USA für seinen Lebensunterhalt zu bürgen. Die schlechte Nachricht war die, dass die Zusage sich nur auf Egon als das einzige jüdische Mitglied der Familie bezog. Ursula erlitt, sensibel wie sie war, prompt einen Nervenzusammenbruch und wurde von ihrer Mutter zu einer Tante geschickt, die in Giessen lebte; dort war die Luft besser, und die Verhältnisse waren ruhiger. Ursula hegte den Verdacht, ihre Eltern wollten sie aus dem Weg haben, um ungestört Vorkehrungen für die Ausreise des Vaters treffen zu können.

Tatsächlich erhielt Ursula nach einigen Monaten Aufenthalt bei ihrer Tante einen Brief von ihrer Mutter mit der Mitteilung, ihr Vater (mit dem sie seit jeher ein enges und liebevolles Verhältnis verband) sei am 23. Juni 1939 nach Amerika abgereist. Ursula weinte.<sup>27</sup>

Zwei Monate später kam der Krieg; Ursula wohnte zu der Zeit wieder zu Hause bei ihrer Mutter und ihrer Schwester. Ein ärztliches Attest verschaffte ihr einige weitere Monate Befreiung vom Schulunterricht, eine Verschnaufpause, die ihre Mutter dazu nutzte, ihre spätere Versetzung an die Hansa-Schule vorzubereiten, eine Mädchenoberschule im Zentrum Hamburgs, die Ursula von 1940 an besuchte. Ihr dortiger Rektor, Dr. Lüth, war auch ihr Englischlehrer; kurze Zeit nachdem Ursula an die Hansa-Schule gekommen war, berief Dr. Lüth eine Versammlung aller Schülerinnen ein und trug ihnen seine persönliche Einschätzung der Weltlage angesichts des um sich greifenden Krieges vor. Er erklärte, es mache ihn stolz, dass Deutschland es erneut in einem Weltkrieg mit einer Koalition von Feinden aufgenommen habe. Dann, nach einer dramatischen Pause, versicherte er den Mädchen, die schlimmsten Feinde Deutschlands seien nicht die Armeen der gegnerischen Mächte; sie stünden vielmehr vor der Tür, im eigenen Land. Es seien die Juden. Dann verkündete er, indem er den Blick über die versammelte Schülerschaft schweifen liess, es gebe übrigens an der Hansa-Schule noch mehrere Halbjüdinnen. «Wir haben noch keine gesetzliche Möglichkeit, sie loszuwerden», bedauerte er, versicherte aber seinen jungen Zuhörerinnen, die Tage dieser missliebigen Schülerinnen an der Hansa-Schule seien gezählt. Es seien, so merkte er an, Gerüchte im Umlauf – seiner Meinung nach wohl begründete Gerüchte –, wonach halbjüdische Schülerinnen arische Mitschülerinnen zu Akten des Vandalismus angestiftet hätten. Es gebe an der Hansa-Schule feindliche Elemente, und diese werde und müsse man hinauswerfen. Danach beendete er die Veranstaltung. Ursula kehrte in Tränen aufgelöst nach Hause zurück. Frau Kühn begann sofort mit der verzweifelten Suche nach einer neuen Schule.<sup>28</sup>

Mit Hilfe von Ursulas Klassenlehrer aus der Volksschule, Herrn Bröer, konnte Ursula Kontakt mit einem anderen Schulrektor aufnehmen, von dem es unter der Hand hiess, er habe nicht viel für den Nationalsozialismus übrig. Nach Fürsprache durch Herrn Bröer erklärte sich dieser Rektor bereit, Ursula an seiner Schule aufzunehmen, und informierte am nächsten Tag Dr. Lüth über den Wechsel. Dr. Lüth hatte keine Einwände, und so fand sich Ursula Kühn an einer Schule wieder, der kein glühender Nazi als Rektor vorstand. Sie blieb dort die nächsten dreijahre und erhielt einen so normalen Schulunterricht, wie

ein Mischling im nationalsozialistischen Deutschland ihn bestenfalls erhoffen konnte. Ihre ältere Schwester hatte derweil ihre Schulzeit hinter sich gebracht und war in ein Dorf bei Stade umgezogen, wo sie als Kindermädchen die Grossfamilie eines Försters betreute. Ursula und ihre Mutter blieben in ihrer kleinen Hamburger Wohnung zurück. Sie überlebten den fürchterlichen Feuersturm vom Juli 1943, bei dem jedoch ihre Wohnung vollständig zerstört wurde. Frau Kühn musste sich jetzt auf die Jagd nach einer vorläufigen Bleibe für sich und ihre Tochter begeben und Gelegenheitsarbeiten jeder Art annehmen, auch als Hausbedienstete.

Da an Ursulas ausgebombter Schule kein regulärer Unterricht mehr stattfinden konnte, ordneten die Behörden eine Kinderlandverschickung für die gesamte Schülerschaft an. Lehrer und Schülerinnen wurden allesamt nach Wittstock an der Ostsee verlegt, wo Ursula bis zum Sommer 1944 blieb. Sie litt zwar unter Heimweh, hatte aber noch Glück im Unglück. Sie war bei einer mitfühlenden älteren Dame einquartiert, Frau Rohrbach, der Witwe eines Eisenbahningenieurs, der bis zu seinem Lebensende Kommunist geblieben war. Bei Frau Rohrbach hatte Ursula ein sicheres Unterkommen. Dieses Gefühl der Sicherheit tat ihr sehr gut, und sie schickte regelmässig Briefe nach Hause, in denen sie ihr schulisches Leben ausführlich schilderte. Unter anderem porträtierte sie auf humorvolle Weise Aufmärsche der Hitlerjugend, die sie als lautstarke Gockelparaden inmitten von Massenevakuierungen und Gerüchten über deutsche Niederlagen an allen Fronten karikierte. Im Juni 1944 absolvierte sie ihr letztes Grundschuljahr; der Besuch einer weiterführenden Schule blieb ihr als Mischling verwehrt. In Ermangelung einer Alternative kehrte sie zu ihrer Mutter nach Hamburg zurück. Frau Kühn wusste zu diesem Zeitpunkt kaum mehr, wie sie sich über Wasser halten sollte. Auch erzählte sie Ursula von jüdischen Verwandten, die in den Osten deportiert worden waren und von denen man nie wieder etwas gehört hatte. Ein Onkel, der Ursula viel bedeutete, Herr Rosenthal, der mit einer Arierin verheiratet war, wohnte noch in der Nachbarschaft, doch er gab Ursula diskret zu verstehen, dass sie klug daran täte, ihn nie in der Öffentlichkeit zu grüssen. Bald darauf begegnete sie ihm tatsächlich auf der Strasse; sie befand sich in der Gesellschaft anderer Mädchen, er wirkte verwahrlost und trug den aufgenähten Davidsstern. Es machte Ursula todunglücklich, aber sie erinnerte sich an seine Mahnung und trottete schweigend an ihm vorbei. Dieses Erlebnis und andere erschütterten Ursula zutiefst. Da auch die



Luftangriffe weitergingen, intensivierten sich ihre Alpträume und Angstzustände. Ihre Mutter war inzwischen der Verzweiflung nahe. Im Herbst 1944 ging sie wieder einmal aufs örtliche Arbeitsamt, auf der Suche nach irgendeiner Arbeit für sich und nach staatlicher Hilfe für ihre leidende Tochter. Eine mit einem Juden verheiratete Frau gehörte nicht gerade zu dem Personenkreis, für den nationalsozialistische Beamte etwas übrig hatten, erst recht nicht 1944. Aber an diesem Tag wurde Frau Kühn Hilfe zuteil. Ein grosser, korpulenter Beamter, den sie noch nie getroffen hatte, hörte sich an, was sie ihm, mit ihrer schlotternden Tochter an der Seite, zu sagen hatte. Der Mann musterte Ursula, stand dann auf, drückte der verblüfften Frau Kühn kraftvoll die Hand und ging sogleich daran, alle erforderlichen Antragsformulare für die Verschickung des Mädchens zu ihren Verwandten in Giessen zusammenzusuchen. In diesem Augenblick wurde Ursula Kühn klar, dass sie jetzt kein Schulmädchen mehr war, sondern mit ihren fünfzehn Jahren vor der Aufgabe stand, an einem anderen Ort als Erwachsene unter Erwachsenen um ihr Überleben zu kämpfen.<sup>29</sup>

Die gebürtige Berlinerin Meta Alexander, fünf Jahre älter als Ursula Kühn, stammte ebenfalls aus einer bürgerlichen Familie. Ihr Vater Ernst war Jude, ihre Mutter Käte katholische Christin. Beide Familien konnten auf einen viele Generationen zurückreichenden Stammbaum voller deutscher Vorfahren verweisen. Ernst Alexander hatte im Ersten Weltkrieg als Leutnant der Kavallerie gedient. Dreimal verwundet, trug er am Volkstrauertag und bei anderen patriotischen Gelegenheiten stolz sein Eisernes Kreuz. Zusammen mit dem Bruder seiner späteren Frau, der ebenfalls Berliner war, gründete er eine Wäscherei. Käte arbeitete zunächst als Sekretärin in dem Familienbetrieb mit. Dann verliebten sie und Ernst sich ineinander, und als sie 1923 heirateten, trat Ernst zum katholischen Glauben über. Wenn es eine deutsche Familie gab, die als Vorbild für eine gelungene ethnische und religiöse Integration hätte dienen können, dann waren es die Alexanders. Metas jüdische Grosseltern Frieda und David lebten in harmonischer häuslicher Gemeinschaft mit ihren Kindern und Enkeln im Bayerischen Viertel Berlins. Die zahlreichen jüdischen Bewohner dieses Bezirks verkehrten ungezwungen und freundschaftlich mit ihren christlichen Nachbarn. Der familieneigene Wäschereibetrieb florierte, ihre Wohnung war komfortabel, sie konnten sich sogar ein Hausmädchen und ein Auto leisten. Die Alexanders reisten gern und viel und hatten im aufregenden Berlin der Goldenen 20er Jahre einen grossen Freundeskreis. Meta erinnerte sich später an ihre ersten acht Lebensjahre als eine Zeit der ungetrübten Vergnügungen.<sup>30</sup>

Den ersten Schock ihres Lebens musste Meta am 10. April 1932 verkraften, dem Tag, an dem die Wahl des deutschen Reichspräsidenten stattfand. Die Auszählung ergab eine beunruhigend hohe Stimmenzahl für Hitler, den die Familie Alexander verabscheute; Metas Grossvater David regte sich so auf, dass er einen Herzanfall erlitt und starb. 1933 verschlechterten sich die Lebensumstände der Alexanders rapide. Metas Vater musste die Wäscherei weit unter Wert und mit einem herben Verlust verkaufen. Ironischerweise hatte sein arischer Schwager die Gefahr schon früher gewittert, hatte seinen Anteil an der Firma verkauft und war nach Amerika ausgewandert. Metas Vater, deutscher Patriot und dekoriertes Weltkriegsveteran, konnte sich nicht dazu durchringen, dasselbe zu tun. Nicht lange, und die Alexanders stürzten in die Armut ab.

Metas Schullaufbahn hatte gut begonnen; in der Volksschule hatte sie fähige Lehrer. Dann, im April 1933, kam ein neuer Musiklehrer an die Schule. Er erschien eines Tages in voller SA-Montur im Klassenzimmer, einschliesslich blank polierter brauner Stiefel. Mit einer Stentorstimme, die die Kinder in ihre Sitzlehnen drückte, verkündete dieser Lehrer, sie müssten jetzt neue Lieder lernen – Lieder, die den Geist der neuen Gesellschaft widerspiegelten. Dann begann der als Lehrer firmierende SA-Mann die inoffizielle Hymne der nationalsozialistischen Bewegung zu schmettern, das «Horst-Wessel-Lied». In der Folge gab er lautstark deutsche Militärmärsche zum Besten und krönte die Unterrichtsstunde mit dem Vortrag eines von SA und SS gern gesungenen Liedes, in dem die Zeilen vorkamen: «Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut.» An diesem Punkt konnten Meta und viele ihrer Mitschülerinnen nicht mehr an sich halten und brachen in Tränen aus.<sup>31</sup>

Erst zum Beginn des nächsten Schuljahres konnte Meta Alexander an eine andere Schule wechseln, das Sankt-Franziskus-Oberlyzeum, ein katholisches Mädchengymnasium in Berlin. Der Rektor dieser Schule war in der überwiegend evangelischen Reichshauptstadt ein Unikum: ein katholischer Priester, der sich seine Meriten als Schulpädagoge in Westfalen erworben hatte. In Berlin leitete Pater Alexander Koppentrath eine ausgezeichnete Schule. In Nazi-Kreisen wurde er bezeichnenderweise «der westfälische Dickkopf» genannt. Zahlreiche Berliner Familien, nicht nur katholische, liessen nach der Machtergreifung Hitlers ihre Töchter dorthin versetzen, und sie wurden nicht enttäuscht. Die Ordensschwwestern an der Schule hielten die Qualität des Unterrichts hoch und vermittelten Lehrinhalte, die sich kaum von den vor 1933 verwendeten Lehrplänen unterschieden. Meta Alexander, die jetzt als Mischling

ersten Grades eingestuft war, profitierte davon. Niemand schien besondere Notiz von ihr zu nehmen, und unter den herrschenden politischen Bedingungen war das fast schon das Beste, was einem Menschen in ihrer Situation passieren konnte.<sup>32</sup>

Die Katholische Kirche war zu der Zeit noch stark genug, um eigene Jugendprojekte aufrechtzuerhalten, so etwa die Sankt-Matthias-Gemeinde. Die Mädchen, die ihr angehörten, trugen eine unverwechselbare grüne Uniform, auf die sie stolz waren. Sie nahmen an zahlreichen ausserschulischen Aktivitäten und Wochenend-Freizeiten teil. Manchmal gingen sie im Berliner Grünewald wandern, hin und wieder unternahmen sie auch anspruchsvollere Zeltlager-Fahrten in den Spreewald südlich der Hauptstadt oder in andere Landschaften Brandenburgs. Pater Koppenrath wusste um den Wert solcher Betätigungen und unterstützte die Jugendgruppen seiner Schule nach Kräften. Die Nationalsozialisten, namentlich die Führungskader der HJ und des BDM, verübelten dem Priester seinen Erfolg. 1938 erklärten sie die Sankt-Matthias-Gemeinde und alle anderen katholischen Jugendorganisationen für aufgelöst. Wenig später verhafteten sie Pater Koppenrath wegen Opposition gegen die Ideen des Nationalsozialismus. Eine Zeit lang trafen sich Meta und ihre Freundinnen noch heimlich, in der Hoffnung, ihre Gruppe Zusammenhalten zu können. Doch es dauerte kein Jahr, und ihre Geheimtreffen verliefen im Sand. Für deutsche Kinder zählte nur noch eine einzige Jugendorganisation, und das war die Hitlerjugend – in der allerdings Nichtarier wie Meta nicht willkommen waren. Ihre Lehrer und die Verwaltung ihrer Schule hielten hingegen zuverlässig zu ihr, sodass sie 1942 ihr Abitur ablegen konnte. (Es war dies das letzte Jahr, in dem für Mischlinge diese Möglichkeit bestand.) Inzwischen war klar geworden, dass ein Universitätsstudium für Meta nicht in Frage kam. Sie und ihre Eltern überlegten hin und her, was in einem vom Krieg zerrissenen Deutschland, in dem der von den Nazis geschürte Antisemitismus immer heftiger wurde, das Beste für sie sein würde.<sup>33</sup>

Während das Gros der deutschen Mischlinge in den Jahren der Weimarer Republik geboren war, gab es mehrere Tausend Deutsche mit einem jüdischen und einem christlichen Elternteil, die älteren Jahrgangs waren. Sie lernten den Nationalsozialismus nach 1933 entweder als Teenager oder als Erwachsene kennen. Unter ihnen waren deutsche Staatsbürger, die von den Nazis als «Geltungsjuden» eingestuft wurden (und den Volljuden gleichgesetzt werden sollten). Die Söhne der Familie Haurwitz aus Berlin fielen in diese Kategorie

deutsch-jüdischer Mischlinge. Hans Haurwitz war im August 1918 in Berlin-Charlottenburg als jüngerer von zwei Brüdern geboren. Sein Bruder, zehn Jahre älter, war 1933 noch Junggeselle, schaute sich die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland ein oder zwei Jahre an und wanderte dann nach Südafrika aus. Gebildet und mobil, entsprach dieser Bruder der Kategorie deutscher Juden, die sich beizeiten ein Bild von Hitler gemacht und sich aus Deutschland verabschiedet hatten.

Der noch minderjährige Hans hatte diese Chance nicht. Bis 1933 war sein Vater erfolgreich als Geschäftsmann auf einem wichtigen technischen Gebiet tätig gewesen, Mitbesitzer einer in Stettin ansässigen Firma, die fortschrittliche Oberflächenbeschichtungen für Dächer, Strassenbeläge, Rohrkanäle und andere industrielle Anwendungen produzierte. Beflügelt von einem moderaten Aufschwung in der deutschen Bauindustrie, war die Familie Haurwitz um die Mitte der 1920er Jahre nach Berlin gezogen. Nicht einmal die Weltwirtschaftskrise konnte der Firma das Geschäft verderben, doch dann zwangen die Nazis 1933 Hans' Vater, seine Anteile am Unternehmen zu verkaufen. Über Nacht verarmte die Familie. Hans war bis dahin gern zur Schule gegangen und hatte gute Leistungen gezeigt. Unter normalen Umständen hätte er unschwer sein Abitur gemacht und danach studiert. Er hatte bis dahin fähige Lehrer gehabt und war keinen über das Normalmass hinausgehenden Schikanen ausgesetzt gewesen. Doch 1935 ging Hans Haurwitz mit siebzehn Jahren vom Gymnasium ab, ein Jahr vor der Reifeprüfung, die er unter anderen Umständen sicher absolviert hätte. Nach Diskussionen mit seinen Angehörigen hatte er beschlossen, dass nur eine praktische Ausbildung ihm sein Überleben sichern würde, entweder in Deutschland oder in einem anderen Land, in das er vielleicht auswandern würde. So trat Hans als Lehrling in die in jüdischem Besitz befindliche Kosmetikfirma Scherek ein. Sein Plan schien in diesen gefährlichen Zeiten eine gewisse Logik für sich zu haben. Die Frage lautete: Würde die Rechnung für einen 17jährigen «Geltungsjuden» aufgehen, der bei den Nazis auf noch weniger Sympathie rechnen konnte als ein Mischling ersten Grades?<sup>34</sup>

Helmut Langer war streng genommen kein Deutscher. Geboren 1930 in einem Dorf unweit der Industriestadt Gablonz im tschechischen Sudetenland, war auch er das, was die Nazis einen Mischling ersten Grades nannten. Er war der Sohn eines sudetendeutschen Vaters christlichen Glaubens und einer sude-  
tendeutschen Mutter aus jüdischer Familie. Die Eheleute Langer waren zwar nicht ausgesprochen religiös, erzogen aber Helmut und seinen zwei Jahre älte-

ren Bruder Eckard im katholischen Glauben. Die Familie Langer war nicht vom Glück begünstigt. Frau Langer starb 1935, als bei der Geburt ihres dritten Kindes Komplikationen auftraten. Einige Zeit später heiratete Vater Langer das Mädchen, das seit Jahren als Haushaltshilfe für die Familie arbeitete. Die junge Frau führte den Handel mit Eiern und Butter weiter, den die Mutter der Buben aufgebaut und der der Familie in den Jahren der Wirtschaftskrise sehr geholfen hatte. Auch in den mageren Kriegsjahren, die kommen sollten, erwies sich diese Familienwirtschaft als zuverlässige Einkommensquelle.

Helmut und sein Bruder besuchten die nächstgelegene Volksschule und hatten zunächst keine Probleme. Im September 1938 musste die Tschechoslowakei das Sudetenland an Deutschland abtreten, und ein Jahr später brach der Zweite Weltkrieg aus. Damit begann für die Familie Langer eine unheilvolle Entwicklung. Als Erstes wurde der Vater zur Wehrmacht eingezogen und war von da an kaum noch zu Hause. Zugleich bekamen die Jungen einen immer stärkeren Antisemitismus zu spüren, der sich im Sudetenland, das schon in friedlicheren Zeiten keine Hochburg der Toleranz gewesen war, ausbreitete. Helmut's älterer Bruder konnte mit knapper Not die Grundschule zu Ende machen und 1942 sein Abschlusszeugnis in Empfang nehmen. Bei Helmut klappte das schon nicht mehr. Es war in ihrem Dorf bekannt, dass die beiden «Mischlinge ersten Grades» waren. Während Eckard die Schule gerade noch geschafft hatte, arbeitete die Zeit gegen Helmut. Obwohl er im Unterricht ordentliche Leistungen zeigte, musste er 1944, mit dreizehn Jahren, die Schule verlassen. Es war ein bitteres Ende einer Schullaufbahn, die ihm schon vorher durch unschöne Zwischenfälle verleidet worden war.

Helmut war nicht nur ein guter Schüler, sondern trieb auch gerne Sport; als 10jähriger trat er in das Jungvolk der Hitlerjugend ein. Offenbar hatten die örtlichen HJ-Führer noch nichts von Richtlinien gegen die Aufnahme von Mischlingen gehört, oder das Wissen um seine teiljüdische Abkunft war noch nicht über die Dorfgrenzen hinausgedrungen. Jedenfalls fand er in der Gemeinschaft von Altersgenossen aus Gablonz und aus anderen Dörfern des Umlands Freunde und wurde als Gleicher unter Gleichen akzeptiert. Die HJ-Uniform stand ihm gut, und seine Kameraden bewunderten seine sportlichen Leistungen und mochten sein freundliches Wesen. Seine Erlebnisse bei der HJ waren Glanzpunkte in seinem ansonsten trübseligen Leben auf dem Dorf, wo ihm das Stigma des Mischlings anhaftete. Er machte mit bei Wanderungen, Geländespielen, Zeltlagern und all den anderen von der HJ angebotenen Aktivitäten. Als besonders schönes Erlebnis behielt er ein Geländespiel in Erinnerung, das

im Frühjahr 1943 stattfand, eine Art Grosskampftag, bei dem mehrere HJ-Verbände in diversen sportlichen und «militärischen» Disziplinen gegeneinander antraten. Helmut machte begeistert mit. Mit seinen Leistungen verhalf er seiner Gruppe zu Spitzenplatzierungen in einigen der Wettkämpfe. Er und seine Freunde gehörten zu den Besten beim nächtlichen Orientierungsmarsch, beim Aufstellen von Zelten, beim Umgang mit dem Kompass und beim generellen Tüchtigkeitsnachweis. Die gemeinsamen Anstrengungen und Erfolge machten Helmut und seine Freunde zu einer verschworenen Gemeinschaft. Am dritten und letzten Tag des HJ-Treffens versammelten sich alle Teilnehmer zur Schlussfeier. Es hätte ein krönender, gefühlsbeladener Moment für sie alle werden sollen. Doch dann trat ein neuer HJ-Führer auf den Plan, ein Deutsch-Schweizer namens Spindler, der offenbar glaubte, auf dieser Schlussfeier beweisen zu müssen, dass er ein besserer deutscher Nationalist war als alle anderen. Nachdem sich alle teilnehmenden HJ-Gruppen in Reih und Glied aufgestellt hatten, forderte Herr Spindler Helmut Langer und einen weiteren Hitlerjungen namentlich auf, vorzutreten. Helmut fragte sich, ob ihm eine besondere Ehrung bevorstand. Allein, Spindler verkündete der atemlos lauschenden Menge den sofortigen Ausschluss der beiden Jungen aus der Hitlerjugend. «Mitschlinge sind keine Deutschen», brüllte er. Helmut und der andere Junge folgten dem Befehl Spindlers, abzutreten und das Gelände zu verlassen. Schweigend und mit gesenktem Blick trotteten sie an den aufmarschierten Formationen vorbei. Als Helmut hinter den Zelten angelangt und mit sich alleine war, brach er zusammen. Nie wieder würde er einfach nur «einer der Jungs» sein können, noch nicht einmal ein «richtiger» Deutscher. Seine Verweisung von der Schule im Jahr darauf lieferte nur noch einen weiteren Beweis hierfür, wenn es denn eines solchen bedurfte.<sup>35</sup>

Hanns-Peter Herz gehörte zu den jüngeren Jahrgängen deutsch-jüdischer Mischlinge, die während der NS-Zeit das Jugendalter erreichten. Geboren 1927 in Neukölln-Ritz, einem Berliner Arbeiterviertel, wuchs er in einer durch und durch sozialdemokratischen Familie auf. Sein Vater war Sohn jüdischer Eltern, aber zum evangelischen Glauben übergetreten, der angestammten Konfession seiner Mutter. Eine von Hanns-Peters frühesten Kindheitserinnerungen war das Geschehen in seinem Elternhaus am Abend des 30. Januar 1933, als eine ganze Reihe unangemeldeter Besucher aufkreuzten. Es waren allesamt Parteigenossen von der SPD. Hanns-Peter verstand damals nicht, worum es ging, spürte aber bei seinen Eltern ein Unbehagen und eine Angst, wie er sie nie zuvor wahrgenommen hatte. Ebenso verstörend war für ihn die Tatsache, dass alle Erwach-

senen, die zu Besuch kamen, eine ähnliche Angst ausstrahlten. Ein weiteres beunruhigendes Erlebnis folgte am 1. Mai 1933. Als die Familie an diesem traditionellen Feiertag der Arbeit aufstand, stellte sie fest, dass jemand mit grossen Buchstaben die Worte «Juden heraus!» auf den Querbalken über den Eingang zu ihrem Mietshaus gepinselt hatte. Hanns-Peter konnte sich nicht vorstellen, was das bedeutete. Sein Vater versuchte ihm zu erklären, was es im nationalsozialistischen Deutschland bedeutete, Jude zu sein, aber die Verwirrung blieb. Bald darauf liessen seine Eltern Hanns-Peter taufen. Er gehörte damit offiziell der evangelischen Kirche an und wurde später auch konfirmiert.

Im September 1933 begann Hanns-Peters Schulzeit an der Volksschule in Britz. Ohne dass er es ahnte, hatten die Nazis schon begonnen, die ihm offen stehenden Ausbildungsmöglichkeiten zu beschneiden. In normalen Zeiten hätte er die Chance gehabt, eine besondere Förderschule für begabte Jungen und Mädchen aus Arbeiterfamilien zu besuchen, die hoch angesehene Karl-Marx-Schule, die der sozialdemokratische Pädagoge Fritz Karsen nach dem Ersten Weltkrieg gegründet hatte. Die Nazis hatten nach ihrer Machtergreifung Anfang 1933 diese Schule unverzüglich geschlossen, ihr Gründer war den Häschern Hitlers mit knapper Not entkommen. Sein Abgang riss ein klaffendes Loch in die deutsche Grundschulkultur. Der junge Hanns-Peter, der von diesen politischen Entwicklungen nichts mitbekam, fand an der Britzer Volksschule eine einigermaßen angenehme Unterrichtssituation vor und kam mit den meisten seiner Klassenkameraden gut zurecht. Einige von ihnen waren Juden, ein paar andere Mischlinge wie er. Die Kinder schlossen Freundschaften untereinander, ohne sich um ihre Religionszugehörigkeit zu kümmern. Einige wenige zeigten sich offen antisemitisch und versuchten, Hanns-Peter und andere nicht-arische Mitschüler zu provozieren. Hanns-Peter hatte das Glück, dass sein Vater Journalist war. Er und seine ebenfalls sprachgewandte Frau legten grossen Wert auf eine hohe Unterrichtsqualität ohne rassistische Benachteiligung; um ihren Sohn nicht schutzlos der einseitigen Indoktrinierung durch nationalsozialistische Propagandaschriften auszusetzen, besorgten und erarbeiteten sie für ihn spezielle Lerntexte.

Weil Britz ein zentrumsnaher Wohnbezirk war, setzte kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung ein Zuzugsstrom in das Viertel ein. Die SA-Verbände der Partei und die in Expansion begriffene SS massierten sich in der Hauptstadt und brauchten für sich und ihre Angehörigen bezahlbaren Wohn-

raum. Das Arbeiterviertel Britz war für sie wegen seiner Lage attraktiv. Plötzlich waren überall auf den Strassen von Britz Uniformierte zu sehen. In den ersten Jahren nach 1933 achteten die Eltern von Hanns-Peter Herz darauf, dass er nie alleine draussen unterwegs war. Mehrere Nachbarn, ehemalige treue SPD-Genossen, hielten stets ein wachsames Auge auf den Jungen. Als immer mehr Nazis sich in Britz niederliessen, zog eines Tages auch ein gewisser Adolf Eichmann mit seiner Familie in das Viertel, und wie der Zufall es wollte, landete Eichmanns ältester Sohn Klaus in derselben Schule, die Hanns-Peter besuchte. So unwahrscheinlich es im Rückblick anmuten mag: Die Kinder der alteingesessenen Bewohner und die der neu zugezogenen Nazis kamen erstaunlich gut miteinander aus; der kleine Klaus Eichmann spielte häufig mit Hanns-Peter. Einige Male nahm er ihn sogar mit nach Hause. Hanns-Peter fand, dass Frau Eichmann eine gute und nette Mutter war. Rassismus und persönliche Sympathien konnten in Nazideutschland also durchaus seltsame Verflechtungen eingehen und bizarre Anomalien hervorbringen.<sup>36</sup>

Nach fünf Jahren Volksschule wechselte Hanns-Peter, weil er als guter Schüler seine Eignung unter Beweis gestellt hatte, auf die Kaiser-Wilhelm-Real-und-Reformschule in Neukölln. Hinter dieser unhandlichen Bezeichnung verbarg sich ein angesehenes Gymnasium. Allein, die Freude, die Hanns-Peter über diesen Erfolg empfand, wurde schon am Einschulungstag getrübt, als der Rektor seinen Eltern eröffnete: «Ihr Sohn wird es hier nicht leicht haben. Unsere Lehrer werden ihm jedoch helfen, so gut sie können.» Der Mann hielt, was er versprach. Die meisten Lehrer behandelten ihre Schüler trotz des um sich greifenden Antisemitismus weiterhin fair. Sie wurden ihrem pädagogischen Berufsethos gerecht und gingen mit ihren Schülern rücksichts- und respektvoll um. Dennoch wurde Hanns-Peter irgendwann auch an dieser Schule von den Schemata der Judenverfolgung eingeholt, wie früher oder später alle Mischlinge in Deutschland.

Einer von Hanns-Peters Klassenkameraden im Lateinunterricht war der Sohn eines lokalen NS-Funktionärs namens Lippert, eines SA-Mannes, der den Titel eines «Reichskommissars» führte (über dessen Funktion Hanns-Peter aber nichts Genaueres wusste). Der junge Lippert war ein Kraftmeier und erkor ausgerechnet seinen kleineren Mitschüler Hanns-Peter Herz zum Objekt seines besonderen «Interesses». Im Lateinunterricht sass Lippert neben Hanns-Peter und traktierte ihn oft mit verbalen Sticheleien, die dieser als der Schwächere zu ignorieren versuchte. Durch die Passivität seines Opfers ermuntert, malte Lippert



eines Tages mit Kreide einen grossen Davidsstern auf Hanns-Peters Stuhllehne und einen weiteren auf seine über den Stuhl gehängte Jacke. Zufällig kehrte Hanns-Peter erst ganz kurz vor Beginn der Lateinstunde an seinen Stuhl zurück; er konnte nicht mehr auf die Schmähung reagieren, weil der Lateinlehrer, Herr Paschowski, schon das Klassenzimmer betrat. Hanns-Peter konnte nur abwarten. Immerhin war Herr Paschowski Parteimitglied, und es erschien nicht ratsam, unnötige Aufmerksamkeit zu erregen.

Was dann geschah, war ebenso unerwartet wie denkwürdig. Herr Paschowski entdeckte die Kreidezeichnung. Seine Gesichtszüge verhärteten sich, und er stellte sich vor Hanns-Peter. «Wer war das?» donnerte er. Sich an den Ehrenkodex von Schulkindern in aller Welt haltend, sagte Hanns-Peter kein Wort. Ein anderer Mitschüler (kein Mischling) warf jedoch einen sprechenden Blick auf Lippert. Ohne zu zögern, befahl Herr Paschowski dem Übeltäter, sich vor der Klasse aufzustellen. Grinsend kam Lippert der Anweisung nach. Sobald er vorne stand, befahl Paschowski ihm, mit dem feuchten Schwamm die Kreidezeichnungen von Hanns-Peters Stuhllehne und von seiner Jacke abzuwischen. Lippert nahm den Schwamm, ging zu Hanns-Peters Platz und tat wie geheissen. Paschowski wies ihn danach an, sich noch einmal vor die Klasse zu stellen. Dann sagte er laut und bestimmt zu der gebannt lauschenden Klasse: «Nicht noch einmal wird das bei mir passieren!» Dabei zog er dem jungen Lippert die Ohren lang. Keiner von Hanns-Peters Klassenkameraden leistete sich je wieder einen solchen Streich.

Herr Paschowski war tatsächlich in die NSDAP eingetreten. Er hatte es getan, um seinen Lehrerberuf weiter ausüben und um dem Einfluss der Nazis auf die Erziehung deutscher Schulkinder entgegenwirken zu können. Nach dem Krieg wurde es für ehemalige Nazis zu einem probaten Rechtfertigungsargument, dass sie nur in die NSADAP eingetreten seien, um das System von innen heraus zu sabotieren oder zumindest das Allerschlimmste zu verhüten. Oft – zu oft – waren das reine Schutzbehauptungen. Im Fall des Herrn Paschowski traf es jedoch zu. In seinem Spruchkammerverfahren nach Kriegsende sagten Hanns-Peter Herz und eine Reihe seiner ehemaligen Mitschüler für ihren ehemaligen Lateinlehrer aus.<sup>37</sup>

Erfreuliche menschliche Erfahrungen wie diese wurden jedoch schnell von der Wucht des vom NS-Regimes offiziell praktizierten Rassismus überrollt. Hanns-Peter musste dies erkennen, als er einige Monate später die Schule beendete und sich auf die Suche nach einem Lebensunterhalt machte.<sup>38</sup>

Zu den ernüchterndsten Erkenntnissen über das Leben im NaziDeutschland gehört die Tatsache, dass der Antisemitismus in ländlichen Gebieten oft ausgeprägter war als in Grossstädten. Wehe der jüdischen oder teiljüdischen Familie, die als Angehörige einer kleinen Minderheit in einem kleinen, abgelegenen Dorf inmitten einer bäuerlichen, oft engstirnigen und intoleranten Mitbürgerschaft leben musste. Jakob Kranz war in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, verdiente seinen Lebensunterhalt als Metallarbeiter und versuchte einige Defizite seiner in Armut verbrachten Kindheit und Jugend dadurch aufzuholen, dass er sich als Erwachsener auf einen zweiten Bildungsweg machte – kein leichtes Unterfangen zu der Zeit. Doch sein Fleiss und seine Lernerfolge zahlten sich schliesslich aus: 1930 bekam er einen leitenden Posten bei einer Kohlenzeche in der Nähe von Kassel. Um dieselbe Zeit heiratete er Helene Friedmann, eine jüdische Krankenschwester, um die er sich drei Jahre lang bemüht hatte. Ihre gemeinsame Tochter Frieda wurde ein Jahr später geboren. Jakobs Firma konnte sich trotz der Weltwirtschaftskrise über Wasser halten, und so deutete alles daraufhin, dass die junge Familie Kranz in eine glücklichere Etappe ihres Lebens eingetreten war. Bescheiden lebend und hart arbeitend, hatten sie sich in einem kleinen Dorf bei Kassel ein Haus gebaut. Doch 1933 fand diese idyllische Phase ihres Familienlebens ein abruptes Ende. Nach nationalsozialistischem Recht führten der «Arier» Jakob, seine jüdische Frau Helene und ihre als Mischling geltende Tochter eine «privilegierte Mischehe». Theoretisch befanden sie sich damit bis auf Weiteres auf sicherem Boden, aber sie mussten schnell feststellen, dass das Leben in ihrem Dorf, das 1'600 Seelen zählte, die allesamt vom antisemitischen Virus befallen schienen, zu einer Hölle auf Erden geworden war. Wie sich herausstellte, gab es im ganzen Dorf (vielleicht sogar im ganzen Kreis) ausser ihnen keine Juden. Somit konzentrierte sich der gesamte vorhandene Rassenhass auf sie. Nach der Machtergreifung Hitlers lernte Helene, beim Einkäufen auf dem Markt ein waches Auge auf ihre Mitbürger zu haben, denn diese nützten jede Gelegenheit, ihr Ellbogenstösse zu versetzen oder ihr auf die Füsse zu treten. Manchmal wurde wie zufällig eine Tür aufgestossen, gerade als sie sie passieren wollte, und sie lernte, mit solchen «versehentlichen» Malheurs zu rechnen. Sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, wurde für sie zu einer demütigenden und ihren ganzen Mut erfordernden Übung. Doch war sie erwachsen genug, um damit fertig zu werden. Viel schwerer war das für die kleine Frieda, erst recht als sie im Herbst 1935 in die Volksschule kam.

Schon als Vierjährige hatte sich Frieda nicht auf einer der Dorfstrassen zeigen können, ohne von einem der Nachbarkinder oder sogar von einem Erwachsenen mit Schmähungen bedacht zu werden. Von ihrem ersten Schultag an musste ihr Vater sie zur Schule begleiten und von dort wieder abholen. Einen Rettungsanker gab es für die kleine Frieda: Die Lehrer an der Dorfschule pie-sackten sie nicht. Und sie ermunterten ihre Mitschüler auch nicht dazu, dies zu tun. Die allgemeine Hetzstimmung, die im Dorf herrschte, sorgte jedoch dafür, dass die meisten Schüler in Frieda eine gleichsam natürliche Zielscheibe für Hohn und böse Streiche sahen. In den Pausen oder wenn Spielen angesagt war, musste sie ständig gewärtig sein, von ihren Klassenkameraden angepöbelt, beschimpft und geknufft zu werden. Sie lernte schnell, sich bedeckt zu halten. Sie ging dazu über, sich in den Pausen in eine stille Ecke des Schulhofs zurück-zuziehen und den aggressiveren Kindern aus dem Weg zu gehen. Sie traute sich nicht, im Beisein anderer ihr Vesperbrot zu essen, weil sie Angst haben musste, dass es ihr weggenommen würde. Mehrmals kam es vor, dass Mitschüler ihr den Schulranzen entrissen und dessen gesamten Inhalt – Bücher, Stifte, Hefte und anderes – in den Rinnstein oder auf einen der zahlreichen Misthaufen des Dorfes verstreuten. Für Frieda Kranz war ihre Schulzeit von 1935 bis 1945 in diesem ländlichen Milieu eine einzige Qual.<sup>39</sup>

Sogar noch im Frühjahr 1945, als der Krieg sich dem Ende zuneigte, schlitzten böse Kinder ihr manchmal die Kleider auf, wenn sie sonntags zur Kirche ging. Auch erwachsene Dorfbewohner beteiligten sich an den Schikanen. Ihr Vater hielt in einem Bericht fest, dass ein Mann aus dem Dorf nur wenige Monate vor Kriegsende Frieda die Schultasche entriss, die Hefte herauszog, ihr Schläge auf den Kopf versetzte und ihr, als sie wegrannte, rassistische Beschimpfungen nachrief. Nicht einmal zu Hause war sie vor Nachstellungen sicher. Um der allgegenwärtigen Aggressivität auszuweichen, hatte sich Frieda ohnehin weitgehend in den häuslichen Bereich zurückgezogen; wenn sie spielte, tat sie es im Garten des Elternhauses, verborgen hinter einem massiven Holzzaun. Der bot jedoch keine Gewähr für ihre Sicherheit. Oft warfen Dorfkinder von der Strassenseite aus mit Steinen nach ihr. Einmal kletterte der Sohn des örtlichen Metzgers, ein kräftiger Bursche, der sie auch schon in der Schule getriezt hatte, über den Zaun und packte sie am Haar. Bevor ihre Eltern eingreifen konnten, schwang er sich wieder über den Zaun nach draussen. Ein andermal schleuderte ein anderer Junge Steine auf sie und verletzte sie am Auge. In öffentliche Verkehrsmittel traute sich Frieda fast nie, weil sie dort von anderen Kindern gepiesackt wurde, sogar in Gegenwart von Erwachsenen, die

es nie für nötig hielten, einzugreifen. Besonders bedrückend war der Umstand, dass andere Mütter aus dem Dorf, die noch 1932 die kleine Frieda gehätschelt und getätschelt hatten, jetzt auch zu denen gehörten, die keinen Finger gegen die Schikanierung der Familie Kranz rührten. Als getaufte Christin nahm Frieda am kirchlichen Konfirmationsunterricht teil, und mit dreizehn Jahren wurde sie Ende 1944 konfirmiert. Dies änderte aber ebenso wenig wie der sich abzeichnende Sieg der Alliierten etwas an der Feindseligkeit ihrer Mitbürger. Endlich, im April 1945, rollten amerikanische Jeeps durchs Dorf. Für Frieda, die gerade vierzehn geworden war, war die Ankunft dieser ausländischen Truppen das denkbar schönste Geburtstagsgeschenk. Ihre Drangsale würden jetzt zu Ende sein. So dachte sie wenigstens. Allein, auch nach Kriegsende musste Frieda noch subtile Formen der Diskriminierung erleben. Ein Lehrer, der sie in der NS-Zeit vor ihrem schlimmsten Feind in der Klasse, dem Sohn des Dorfmetzgers, beschützt hatte, wurde vom Vater dieses Jungen auf wütendste Art verbal attackiert, mit der Folge, dass er noch während des ersten Nachkriegs-Schuljahrs an eine andere Schule versetzt wurde. Die Familie Kranz aus einem kleinen nordhessischen Dorf trug – die Tochter Frieda noch mehr als ihre Eltern – als Folge von zwölf Jahren der Diskriminierung und Verfolgung Narben davon, die trotz der Befreiung von der NS-Herrschaft nicht verheilen sollten.<sup>40</sup>

Ralf-Günther G. war ein junger Mischling, der dank äusserer Umstände einen Teil seiner Kindheit ausserhalb Deutschlands verlebte, dadurch aber eher in noch grössere Gefahr geriet. Seine Mutter, Edith H., hatte in der Schlussphase der Weimarer Republik in Berlin Walter G. geheiratet, und im September 1932 war Ralf auf die Welt gekommen. Sein Vater war jüdisch, seine Mutter Christin. Die Ehe ging nicht gut, und so liess sich das Paar 1936 scheiden; Mutter Edith erhielt das Sorgerecht für ihren Sohn. Im Jahr darauf übersiedelte sie in die Niederlande und liess Ralf vorläufig in der Obhut von Freunden zurück. 1937 heiratete sie Richard W. Wie ihr erster Mann, war auch Richard Jude. Ein Jahr später traf der 6jährige Ralf in den Niederlanden ein, um wieder mit seiner Mutter zusammenzuleben und seinen neuen Stiefvater kennen zu lernen. Der Schulbesuch war für den Jungen, da er nicht Holländisch konnte, schwierig. Dieses Problem verblasste jedoch im Vergleich zu dem, was in der Folgezeit geschah. Im August 1941 entschied Adolf Eichmann vom Reichssicherheitshauptamt (RSHA) im Einklang mit einem Vorschlag des Reichskommissars für die Niederlande, Arthur Seyss-Inquart, die im deutsch besetzten Holland lebenden Halbjuden seien den Volljuden gleichzusetzen und daher für die Deporta-

tion nach Osten vorzusehen. Ein Beamter aus dem Reichsinnenministerium, Regierungsrat Dr. Werner Feldscher, der im Auftrag Bernhard Löseners unterwegs war, meldete nach Berlin, dass Eichmann und andere im RSHA in Holland und anderswo eine neue Eskalation planten. Sie wollten um das Deutsche Reich herum einen Raum schaffen, in dem weniger enge Definitionskriterien für die Zugehörigkeit zum Judentum gelten sollten, und so die Reichsbehörden dazu bringen, auch Halbjuden in die Deportationslisten aufzunehmen. Während innerhalb Deutschlands die Diskussionen zwischen Parteifunktionären und staatlichen Stellen über dieses Vorgehen andauerten, wurde in den Niederlanden der beschlossene radikalere Kurs bereits in die Tat umgesetzt.<sup>41</sup> Im Mai 1942 setzten die deutschen Besatzungsbehörden einen Erlass in Kraft, der Ediths jüdischen Ehemann Richard und ihren Sohn Ralf zwang, ausser Haus den gelben Davidsstern zu tragen. In der zutreffenden Befürchtung, möglicherweise bald deportiert zu werden, tauchten Edith und Richard im August 1942 mit Ralf unter. Sie fanden Zuflucht in einer winzigen Kammer an einem abgelegenen Ort, die die Eltern nur selten verliessen und in der Ralf praktisch wie ein Gefangener lebte. Die drei harrten in ihrem Unterschlupf aus, bis die deutsche Wehrmacht in Holland am 5. Mai 1945 kapitulierte. Die Schule besucht hatte Ralf vor 1942 nur lückenhaft, danach überhaupt nicht mehr. Eine so vermurkste Kindheit und eine so rudimentäre Schulbildung hätten Ralfs weiteren Lebensweg sicherlich langfristig beeinträchtigen können. In seinem Fall blieb das freilich eine theoretische Frage. Selbst in den glücklichsten Jahren seiner Kindheit war er ein kränklicher Junge gewesen; die lange Zeit der «Gefangenschaft», die permanente Mangelernährung (im letzten halben Jahr des Krieges wäre die Familie fast verhungert) und das völlige Fehlen jeder ärztlichen Fürsorge taten das ihrige dazu, dass Ralf-Günther G. 1946 im Alter von fünfzehn Jahren starb. Deutsche Mischlinge, die ausserhalb der Grenzen des Grossdeutschen Reichs lebten, waren einer Bedrohung ausgesetzt, die an die der Volljuden im deutsch kontrollierten Europa heranreichte.<sup>42</sup>

Klaus Muehlfelder (der sich später in Charles Milford umbenannte) war 1927 in Berlin geboren und in Reinickendorf im Norden der Reichshauptstadt aufgewachsen. Sein jüdischer Vater war Arzt und stammte aus Thüringen, seine Mutter war eine Berlinerin christlichen Glaubens. Die Eheleute waren beide nicht religiös und hatten ursprünglich verabredet, dass Klaus bei Erreichen der Volljährigkeit (1948) selbst über seine Religionszugehörigkeit entscheiden sollte. Doch nach der Machtergreifung Hitlers liessen sie ihn unverzüglich taufen. So wurde der kleine Klaus, ohne recht zu wissen, wie ihm ge-

schah, zum evangelischen Christen. Später besuchte er den protestantischen Konfirmationsunterricht und liess sich 1941 konfirmieren. Das NS-Regime musste die Verbindung seiner Eltern als «privilegierte Mischehe» anerkennen. Das hiess de facto, dass Klaus und sein jüdischer Vater von da an unter dem Schutz der Mutter/Ehefrau standen, die laut NS-Terminologie eine «deutschblütige Ehefrau» war.

Klaus besuchte in Reinickendorf die Volksschule und hatte dort in den ersten vier Jahren keine Probleme. Seiner Erinnerung nach verhielten sich seine Mitschüler und seine Lehrer solidarisch. Das änderte sich erst nach seinem Wechsel auf die Gontard-Schule, ein Gymnasium. Sein erster Klassenlehrer dort kam hin und wieder in Parteiuniform zur Schule, und bei den Kindern, die Mischlinge waren, kursierten Geschichten und Gerüchte über gezielte Demütigungen und Einschüchterungen durch rassistischen Rabauken. Allein, ähnlich wie bei Hanns-Peter Herz, zeigte sich auch hier bald, dass die Realität die ungenuten Erwartungen Lügen strafte. Der besagte Lehrer, ob braun behemdet oder nicht, hackte auf seinem nichtarischen Schüler Muehlfelder nicht etwa herum, sondern behandelte ihn ebenso korrekt wie alle seine anderen Schüler. 1940 wurde Klaus' Schule in die so genannte Kinderlandverschickung einbezogen, eine vorbeugende Massnahme gegen die zunehmenden Flächenbombardements auf deutsche Städte. Die gesamte Gontard-Schule zog im September 1940 ins Warthegau im besetzten Polen um. Die Aktion fiel zusammen mit den ersten britischen Luftangriffen auf Berlin. Für Klaus und seine Mitschüler war diese Evakuierung ein aufregendes Abenteuer, ein verlängerter Schulausflug. Nach Klaus Muehlfelders Erinnerung wurden alle Kinder und Jugendlichen aus seinem Gymnasium, einschliesslich der Mischlinge, im Rahmen dieser Grossaktion (in den Augen der Teilnehmer die erste kriegsbedingte Notstandsübung in Deutschland) gleich und fair behandelt. Nach seiner Rückkehr nach Berlin musste Klaus jedoch feststellen, dass dieser «Schulausflug» nur einen trügerischen Aufschub gebracht hatte, denn schon im Frühjahr 1942 nahm seine Schulzeit ein abruptes Ende, als er aus dem Unterricht heraus ins Büro des Rektors beordert wurde, zusammen mit einem anderen Mischling, Horst Hartwich. Der Rektor eröffnete den beiden, dass der Reichserziehungsminister, Bernhard Rust, angeordnet hatte, alle Mischlinge ersten Grades müssten unverzüglich vom Schulbesuch ausgeschlossen werden. Man kann somit davon ausgehen, dass sich Szenen wie diese zu der Zeit überall in Deutschland an weiterführenden Schulen abspielten.<sup>43</sup>

Der gebürtige Wiener Rudolf Klein wurde 1920 als Sohn eines aus Böhmen stammenden deutschen Arztes und einer ebenfalls aus Böhmen stammenden tschechischen Krankenschwester geboren. Sein Vater war Jude, seine Mutter Katholikin, und die beiden entschieden sich dafür, Rudolf christlich taufen zu lassen. Weil Österreich bis zum «Anschluss» an das Deutsche Reich 1938 eine selbstständige Republik war, durchlief Rudolf seine Volksschul- und Gymnasialzeit unbehelligt von irgendwelchen nationalsozialistischen Pressionen. Das wurde freilich durch den in Wien herrschenden «einheimischen» Antisemitismus mehr als wettgemacht. Die weiterführende Schule, die er besuchte, das angesehene Piaristen-Gymnasium im gutbürgerlichen 8. Bezirk, war nach einem frommen Mönchsorden benannt, doch herrschte an der Schule ein weltliches Klima, und die Lehrerschaft bestand überwiegend aus Laien. Nur der Religionslehrer war katholischer Priester. Sechs von Rudolfs Klassenkameraden waren Kinder jüdischer Eltern, darunter sein engster Freund, Kurt Schell (später Shell). Es gab in der Klasse ausserdem mehrere Halbjuden.

Die Unterwerfung Österreichs durch die Nazis im Jahr 1938 veränderte die Situation fast über Nacht. Als Erstes wurden die sechs jüdischen Klassenkameraden Rudolfs Kleins an eine Schule im 2. Bezirk verlegt, der auch als der «Judenbezirk» Wiens bekannt war. Jüdische Schüler und Schülerinnen aus der ganzen Stadt wurden in diesem Bezirk zusammengezogen. Rudolf wollte sich solidarisch zeigen und bot an, sich Kurt und den anderen vom Piaristen-Gymnasium geschassten jüdischen Mitschülern anzuschliessen, doch sein Vater hinderte ihn daran. Er machte Rudolf darauf aufmerksam, dass er nur noch drei Monate von der Ablegung der begehrten Matura entfernt war und dass es töricht wäre, sich zu einem so späten Zeitpunkt die Chance zu verbauen, das Reifezeugnis eines der angesehensten Wiener Gymnasien zu erwerben. Kurt Schell und die fünf anderen jüdischen Piaristen-Schüler konnten glücklicherweise an ihrer neuen Schule ebenfalls ihre Matura machen. Kurt Schell wanderte unmittelbar danach klugerweise und mit Hilfe von Rudolfs Familie in die Vereinigten Staaten aus. Rudolf, jetzt offiziell ein Mischling ersten Grades, blieb im Land – vorläufig.<sup>44</sup>

Die meisten Mischlinge lebten sich in Grossstädten wie Berlin, Hamburg, Frankfurt oder (nach März 1938) Wien, doch die Übrigen verteilten sich über ganz Mitteleuropa. Martha Rohr war zwar in Berlin zur Welt gekommen, hatte aber ihre Geburtsstadt nie wirklich kennen gelernt. Geboren war sie am 25. Dezember 1916, und zwar als Produkt einer selbst nach den nicht mehr so ganz

strengen Massstäben des ausgehenden Kaiserreichs eher lockeren Beziehung. Ihr Vater Alfred Jonas war Soldat im deutschen Heer und hatte sie während eines Heimaturlaubs gezeugt. Ihre Mutter Elisabeth Müller war ein Hausmädchen. Den beiden war eine kurze Liebesaffäre vergönnt, bevor Jonas nur allzu bald wieder an die Westfront zurückkehren musste. Elisabeth versah ihren Dienst als Hausmädchen während ihrer gesamten Schwangerschaft und bis zum Tag der Entbindung. Es war eine schwere Geburt, und tragischerweise starb Elisabeth einige Wochen später infolge der dabei aufgetretenen Komplikationen. Kaum nötig zu sagen, dass Marthas Vater als einfacher Frontsoldat nicht in der Lage war, für seine neugeborene Tochter zu sorgen, abgesehen davon, dass seine Überlebenschancen nicht eben glänzend waren. Die kleine Martha wurde in ein Findlingsheim gebracht und zwei Jahre später zur Adoption freigegeben.

In einer kleinen Ortschaft namens Wintersdorf, unweit von Trier an der Grenze zu Luxemburg gelegen, lebte derweil ein kinderloses Ehepaar, das den Wunsch hatte, ein Kind zu adoptieren. Die Knebels waren arbeitsame Land- und Gastwirte und schienen als Adoptiveltern ideal geeignet. Am Ende kam Martha zu ihnen, und sie zogen sie wie ihr eigenes Kind auf. Nach Jahren der Kinderlosigkeit bekamen sie schliesslich doch noch drei leibliche Kinder, von denen aber nur eines bis ins Erwachsenenalter überlebte. Später adoptierten die Knebels ein weiteres Mädchen im Säuglingsalter. Alle ihre Kinder besuchten die Volksschule in Wintersdorf.

In ihrer neuen Heimat blieb Martha nicht lange ein unbeschriebenes Blatt. Ihr «süßes» Berlinerisch machte sie zur Attraktion im Dorf, so klein sie auch noch war. Ausserdem sprach es sich bei den Leuten bald herum, dass Marthas leiblicher Vater, Alfred Jonas, ein Jude und dass ihre christliche Mutter, Elisabeth Müller, im Kindbett gestorben sei. Als verpflanzte Berliner Göre «gemischter» Abstammung, wurde Martha von den Einwohnern Winterdorfs schnell als exotisches Wesen abgestempelt. Ab 1923 besuchte sie die örtliche Volksschule. Da Martha ein gescheites Mädchen war, mochten ihre Lehrer sie; dazu kam, dass sie hübsch aussah und ein freundliches Wesen hatte. So durchlief Martha Knebel, wie sie jetzt hiess, die Volksschule von Wintersdorf mit Leichtigkeit. Kein Gedanke wurde freilich daran verschwendet, sie auf ein Gymnasium zu schicken, und niemand machte ihr je Mut, über ein Hochschulstudium nachzudenken. So weit reichte der Horizont der Leute von Wintersdorf im Allgemeinen und der Knebels im Besonderen nicht. Sie waren Bauern und stolz darauf.

Schon im Kindesalter hatte Martha bei der Arbeit in Haus und Hof mitgeholfen. Nach Absolvierung ihrer acht Pflichtschuljahre übernahm sie allfällige



Arbeiten, wie sie im Leben einer kleinbäuerlichen Dorfgemeinschaft traditionell anfielen. Tagsüber ging sie oft mit aufs Feld. Die Knebels hatten Marthas leiblichen Vater Alfred Jonas immer als nicht existent betrachtet, aber tatsächlich hatte er den Krieg überlebt, und es war ihm gelungen, Martha ausfindig zu machen. Er hatte sogar angeboten, ihr den Besuch eines Gymnasiums zu finanzieren, doch die Knebels hatten dieses Angebot ausgeschlagen. Sie taten überhaupt ihr Möglichstes, um die Kontakte zwischen Martha und Alfred auf ein Minimum zu reduzieren. Sie zensurierten seine Briefe und liessen nicht zu, dass er sie besuchte. Dank ihrer Adoptiveltern wuchs Martha schon mit vierzehn, kaum dem Schulalter entwachsen, in eine Tätigkeit als Vollzeitkraft auf dem Bauernhof und in der Gastwirtschaft der Familie hinein. Sie führte das herkömmliche Leben eines Dorf Mädchens in diesem ländlichen Raum, in dem sie, eingebunden in den Familienverband, im Rhythmus der Jahreszeiten das Aussäen, Hegen und Ernten der Feldfrüchte besorgte. Abends bediente die zum hübschen Mädchen Herangewachsene im familieneigenen Gasthof am Bahnhof. Im Grossen und Ganzen führte Martha um 1930 ein Leben, das noch fast dem eines Bauernmädchens aus dem 19. Jahrhundert entsprach. Doch selbst im weit abgelegenen Wintersdorf schlug 1933 die Stunde der Nazis, und schliesslich sollten Hitler und seine Bewegung auch das scheinbar so idyllische Leben Marthas durcheinanderbringen. Wie Juden und Mischlinge in ganz Deutschland, musste auch sie irgendwann einmal erkennen, dass die selbsternannten Wächter über die Reinheit des deutschen Herrenvolks von Toleranz gegenüber Nichtariern nichts hielten.<sup>45</sup>

Martha war insofern ein untypischer Mischling, als sie ein ausgesprochen bäuerliches Leben führte. Für viele intelligente junge Deutsche – ob jüdisch oder «arisch» – hatte das 20. Jahrhundert ungeahnte Möglichkeiten der Ausbildung und Selbstverwirklichung gebracht – bis 1933. Zwischen der Machtergreifung Hitlers und dem Kriegsausbruch 1939 ging die Zahl der an deutschen Universitäten eingeschriebenen Studenten um fast 60 Prozent zurück, ein viel-sagendes Indiz dafür, was die Nazis von geistiger Arbeit hielten. An den weiterführenden Schulen Deutschlands (den Gymnasien und den anderen zur Reifeprüfung für das Hochschulstudium hinführenden Bildungseinrichtungen) sank der Anteil der Mädchen von rund 35 auf 30 Prozent. 1934, im ersten vollen Kalenderjahr nach Errichtung der NS-Diktatur, machten 10.000 junge Frauen das Abitur. Doch nur 1'500 von ihnen nahmen ein Universitätsstudium auf, obgleich das Abitur jeder von ihnen das Recht dazu gab. Aber selbst diejenigen, die es schafften, einen Studienplatz zu ergattern, wurden fast durchwegs in

hauswirtschaftliche oder sprachliche Studiengänge abgeschoben, die nach den Massstäben der Zeit eine akademische Sackgasse darstellten. Lassen wir es bei der Hypothese bewenden, dass die Nazis mit intellektuell befähigten Frauen im Allgemeinen wenig anzufangen wussten. Nach heutigen Massstäben würde man die Politik der Nazis als frauenfeindlich charakterisieren, aber natürlich war ihr Umgang mit weiblichen Mischlingen im Besonderen noch viel feindseliger.<sup>46</sup>

Intelligenz war nicht der einzige Faktor, der über Lebensentwürfe entschied. Martha Knebel war ein intelligentes Mädchen, aber ihre Lebensumstände bestimmten sie dazu, die gesellschaftliche Rolle eines Bauernmädchens zu spielen – bis sie unversehens ein paar Jahre nach Beginn des Dritten Reichs in das Räderwerk der Judenverfolgung geriet. Dagegen personifizierten junge Frauen wie Eva Heilmann, Meta Alexander und Thekla Brandt den Typus des Grossstadtmädchens, das in einen rational nicht begreifbaren, rassistisch verursachten Ausbildungs- und Karriereengpass geriet. Thekla Brandt war, wie Martha Knebel, von Geburt Preussin. Anders als Martha, war sie jedoch in stabile Familienverhältnisse hineingeboren. Sie war eines von vier Kindern einer Mittelschichtsfamilie aus Brandenburg. Beide Eltern waren Mediziner. Der Vater war Christ, die Mutter, Ilse geb. Teichmann, Jüdin. Thekla kam 1930 in die Volksschule, drei Jahre vor der NS-Machtergreifung. Sie hatte bis dahin eine glückliche Kindheit verlebt, und auch die Schule war für sie ein rundum positives Erlebnis. Zusammen mit ihren Geschwistern genoss Thekla ihr Leben, während ihre Eltern eine prosperierende gemeinsame Arztpraxis aufbauten. Die Brandts hatten 1933 den Status einer angesehenen, ja hoch geachteten gesellschaftlichen Instanz in ihrem Stadtteil, dem Arbeiterviertel Neukölln.

Theklas Grundschullaufbahn verlief bis in die Anfangsjahre des NS-Regimes hinein ohne Zwischenfälle. 1934 wechselte sie an eine angesehene weiterführende Schule, das Lyzeum Neukölln. Zu jedermanns Bestürzung entpuppte sich der Rektor dieser Schule als NS DAP-Mitglied. Als Thekla an ihrem ersten Schultag am Lyzeum das Haus verliess, hegten die Brandts schlimmste Befürchtungen. Doch sie kehrte lächelnd nach Hause zurück. Erstaunlicherweise war nichts vorgefallen. Der Rektor hatte die Kinder in Ruhe gelassen, es war ein ganz normaler Schultag gewesen. Eine mögliche Erklärung hierfür war die, dass die Lehrer an dieser Schule im reifen Erwachsenenalter waren – keiner war unter vierzig. Sie entsprachen, wie Thekla später klar wurde, dem Stereotyp des alternden preussischen Studienrats, waren zu ihren

Schülern weder freundlich noch unfreundlich. Sie waren vielmehr unendlich weit entrückt. Die meisten von ihnen standen der nationalsozialistischen Ideologie neutral gegenüber. Sie versuchten nie, den Schülern nationalsozialistische Denkweisen aufzuzwingen. Auf der anderen Seite taten sie nichts, um die Ausbreitung nationalsozialistischer Ideen zu behindern. So konnten rassistische Vorurteile an die Oberfläche dringen und taten es auch. Das zeigte sich zum Beispiel, als Thekla und ihre Klassenkameradinnen 1934 ihren alljährlichen Schulausflug vorbereiteten. Bei einer der Vorbesprechungen beauftragte die Klassenlehrerin Thekla, Kreide holen zu gehen. Sie schickte sie dafür in einen weit entfernten Flügel des Schulgebäudes. Thekla dachte sich nichts Böses und zog los, um die Kreide zu finden. Während ihrer Abwesenheit führte die Lehrerin in aller Schnelle eine Abstimmung zu der Frage durch, ob die Klasse Thekla die Teilnahme am bevorstehenden Ausflug gestatten solle. Die Mädchen stimmten mehrheitlich dagegen. Thekla fühlte sich, als sie nach ihrer Rückkehr über die Abstimmung und ihr Ergebnis informiert wurde, zutiefst gekränkt ob dieses Missbrauchs ihrer Gutgläubigkeit durch ihre Mitschüler und ihre bis dahin so geachtete Lehrerin.<sup>47</sup>

Nicht lange, und Thekla und ihre Schwester begegneten auch anderen Spielarten rassistischer Diskriminierung. Zu ihrer grossen Bestürzung erfuhren sie, dass ihre Mutter, weil sie Jüdin war, nicht mehr als Ärztin praktizieren durfte. Die Töchter fanden auch heraus, dass sie nicht Mitglieder des Bunds Deutscher Mädel (BDM) werden konnten; zur gleichen Zeit wurde den beiden Söhnen der Brandts die Aufnahme in die Hitlerjugend verwehrt. Da die Brandts nicht auf den Kopf gefallen waren, suchten und fanden sie Mittel und Wege, um der Benachteiligung und Verfolgung durch die Nazis etwas entgegenzusetzen. Die Mutter half weiterhin in der familieneigenen Arztpraxis mit – natürlich schwarz –, und die Kinder fanden andere Jugendgruppen. Thekla schloss sich zunächst der Evangelischen Kirche an, doch richtiggehend akzeptiert und anerkannt wurden sie und ihre Geschwister erst bei einer anderen Organisation, dem Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA). Thekla stieg zur Bannerträgerin bei den feierlichen Zeremonien des VDA auf. Ihre sportlichere Schwester schloss sich derweil einem örtlichen Turnverein an. So schafften es die Brandts, die Erwachsenen wie die Kinder, klarzukommen. Thekla machte im Frühjahr 1942 ihr Abitur am Lyzeum Neukölln – sie war einer der letzten Mischlinge in Hitlers Deutschland, denen dies gelang. Obwohl bestens für ein weiterführendes Studium und eine akademische Karriere qualifiziert, musste Thekla Brandt in der Folge, wie so viele andere Mischlinge vor ihr, feststellen,

dass ihre Aussichten im nationalsozialistischen Deutschland gleich Null waren.<sup>48</sup>

In der Rassenlehre der Nazis und den auf ihr basierenden Gesetzen stand der Begriff «Mischling» gewöhnlich für Deutsche, die als Halb- oder Vierteljuden eingestuft waren. In der Umgangssprache hatte der Begriff aber auch eine ältere Bedeutung, nämlich eine ähnliche wie «Bastard», und war stark negativ besetzt. Bernd Rebensburg erlebte als Schulbub Situationen, in denen nicht nur Mischlinge deutsch-jüdischer Provenienz, sondern auch andere Mitschüler, die aus «gemischten Verbindungen» hervorgegangen waren, den rassischen Kriterien der Nazis nicht genügten. Hitlers grosse Obsession war sicherlich der Antisemitismus, aber seinen nationalsozialistischen Anhängern war alles «Fremde» in ihrer Mitte nicht geheuer. In meinen Gesprächen mit Rebensburg sagte dieser: «Zu dem Thema ‚Mischlinge‘ in Deutschland 1933-45. Dieses Problem begegnete mir 1933/34 auf dem evangelischen Pädagogium in Bad Godesberg, heute Otto-Kühne-Schule.» Das Pädagogium war ein Internat mit einem Kontingent an ausländischen Schülern; unter ihnen waren Halbjuden und Vierteljuden, aber auch eine Handvoll Schüler multiethnischer Abstammung. «Mein Klassenkamerad und Internatsschüler Hugo [F] war rassistisch Abessinier [Äthiopier], dunkelfarbig, krauses Haar, schmale Lippen», erinnerte sich Rebensburg. «Etwa ab 1930 Obertertia war er Führer des VDA.» Hugo F. war begeistert von Deutschland und hatte kein Problem damit, dass die Nazis an die Macht kamen. «Zu Beginn der Jahrtausendwende’ 1933 trug er auch eine Hakenkreuzbinde.» Allein, ein afrikanischer «Halbneger», der es darauf anlegte, in die deutsche Volksgemeinschaft einzutauchen, das war mehr, als die Nazis goutieren konnten. Nicht lange, und die Behörden untersagten Hugo das Tragen von NS-Emblemen. Dann fanden sie weitere Mittel und Wege, ihm das Leben zu versauern. Hugo F. wurde zunehmend mit ähnlichen Ausgrenzungen konfrontiert wie andere «Mischlinge» und musste erkennen, dass das nationalsozialistische Deutschland kein Ort für ihn war. «Verbittert verliess er Deutschland in Richtung Mailand», erinnerte sich Rebensburg. «Dort hat er den Krieg überlebt, lehnte es aber ab, mit Mitschülern wieder Verbindung aufzunehmen.»<sup>49</sup>

In Bernds Internat lebten noch einige weitere Schüler, die nicht ins Rassenschema der Nazis passten. «Im Internat waren drei mexikanische Mischlinge namens [Obermann]», erinnerte sich Rebensburg, «zwei Mädchen und ein Junge, der einen glänzenden Körper hatte.» Gutes Aussehen und körperliche Fitness standen bei den Nazis hoch im Kurs, ebenso wie ideologische Zuverlässigkeit.

sigkeit. Anders als Hugo E, genügte Hermann [Obermann] ihren willkürlich interpretierten Massstäben. «Er wurde deutscher Soldat», berichtete Bernd Rebensburg. «Zuletzt [sah ich Hermann] in Heeresuniform als Offiziersanwärter. Sehr gut aussehend, etwa 180 cm gross, starker Typ, strahlende Augen, aber bräunliche Hautfarbe, starke Lippen, deutlich als rassischer Mischling erkennbar. Er soll gefallen sein.» Bei der Rassendiskriminierung in Nazideutschland war viel Willkür im Spiel. Der Lebensweg eines weiteren Mischlings, den Bernd an seiner Schule kennen lernte, wirft ein Schlaglicht auf diese düstere Seite des Nationalsozialismus.<sup>50</sup>

Als «arischer» Jugendlicher mit nachgewiesenen Führungsfähigkeiten und wachem Verstand bekam Rebensburg die Leitung einer örtlichen Jugendorganisation in Bad Godesberg anvertraut. Dies geschah zu einem frühen Zeitpunkt, als die Nazis noch nicht alle Jugendgruppen gleichgeschaltet hatten. «In die ‚Freischar junger Nation‘, die ich 1933 in Bad Godesberg anführte, ca. 18 Jungen 12 bis 17 Jahre alt, oder in diese Gruppe nach ihrem Übertritt in die HJ, trat auch ein Besatzungskind [aus der Zeit der französischen Besetzung im Rheinland 1918-23] aus Plittersdorf ein.» Plittersdorf war eine kleine Ortschaft vor den Toren Bad Godesbergs, in der Kleinhändler, Handwerker und Tagelöhner wohnten, die Dienste für das wohlhabendere Bad Godesberg verrichteten. Der Vater des besagten Jungen war ein französischer Soldat aus dem Senegal, der einer der französischen Garnisonen im besetzten Rheinland angehört hatte. In Plittersdorf gab es eine Kaserne, die von 1919 an von den Franzosen genutzt worden war; darin waren unter anderem Truppen aus den französischen Kolonien stationiert gewesen. Seine Mutter war Deutsche. «Wir nannten ihn ‚Askari‘ [so wurden afrikanische Soldaten genannt, die in den deutschen Afrikakolonien bis 1918 Militärdienst für das Kaiserreich leisteten]. Er sah auch afrikanisch aus. 1934 verschwand er plötzlich», erinnerte sich Bernd Rebensburg. Nachbarn und Freunde, darunter auch Rebensburg als Askaris Freischarführer, sorgten sich um ihn. Sie fragten bei den Behörden nach und erhielten den Bescheid, der Junge Deutsch-Afrikaner sei «für eine koloniale Verwendung rekrutiert» worden. «Mit ca. vierzehn Jahren?», fragte Rebensburg noch sechzig Jahre später ungläubig. Er wusste auch über einen Besuch bei der Nachbarfamilie Askaris zu berichten, den Kupfers, bei denen Rebensburg bald nach dem Verschwinden des Jungen nachfragte, wohl wissend, dass sie keine Nazis waren. Sie «wussten offenbar Genaueres», erinnerte er sich später, «verschwiegen es mir aber aus Angst vor der NSDAP». Bald darauf war Bernd mit der Schule fertig

und heuerte bei der Marine an. Von Askari hörte er nie wieder etwas.<sup>51</sup>

Wie die Erfahrungen und Erlebnisse Rebensburgs als Schüler im Dritten Reich zeigen, war der Umgang der NS-Behörden mit Mischlingen von subjektiven und willkürlichen Urteilen geprägt. Junge Männer wie der «Halb-Äthiopier» Hugo und der «Halb-Senegalese» Askari passten den Nazis nicht ins Konzept und wurden vergrault oder aus dem Verkehr gezogen. Hermann Obermann, der «Halb-Mexikaner», der das Glück hatte, ein gut aussehender Mann zu sein, wurde Offizier – und bezahlte die Ehre später mit seinem Leben. Doch jenseits aller Willkür, die die Nazis im Umgang mit Mischlingen aller Art an den Tag legten, war immerhin Verlass darauf, dass Hitler und seine Erfüllungsgehilfen einige «Zielgruppen» mit nie nachlassender Unerbittlichkeit verfolgten: an erster Stelle die Juden, dann aber auch die deutschen Halbjuden, die unglückseligen «Mischlinge». Wenn es um Minderheiten multiethnischer Abstammung ging, so standen von 1933 an die aus Verbindungen zwischen Juden und Christen hervorgegangenen Deutschen mit weitem Abstand an der Spitze der Abschussliste der nationalsozialistischen Rassenfanatiker.

## Fazit

Wer als Deutscher einen jüdischen Eltern- oder Grosselternteil hatte, wurde von den Nazis als Mischling eingestuft. Es handelte sich um eine überschaubare Personengruppe, nach Schätzungen um rund 72.000 «Mischlinge ersten Grades» und 40.000 «Mischlinge zweiten Grades». Die meisten von ihnen waren noch Kinder oder Teenager, als die Nazis 1933 die Macht ergriffen. Sie wurden daher mit der einsetzenden gesellschaftlichen Ausgrenzung in einer für ihre Persönlichkeitsentwicklung wichtigen Phase konfrontiert, nämlich im Verlauf ihrer prägenden Kindheits- und Jugendjahre, und zwar in den Bildungseinrichtungen ihres Vaterlandes. Als Gruppe waren sie in einem Land mit über 70 Millionen Einwohnern viel zu unbedeutend, um eine eigene Gruppenidentität entwickeln zu können. Sie waren und blieben eine dünn gesäte Ansammlung von Individuen – Schulkinder, Jugendliche, junge Erwachsene –, die das, was ihnen widerfuhr, als individuelles Unglück wahrnahmen. Viele von ihnen erhielten in dem hoch entwickelten Bildungssystem, in das sie eintraten, anfänglich eine gute, manchmal sogar ausgezeichnete elementare und oft auch weiterführende schulische Ausbildung. Daneben kamen jedoch Faktoren ins Spiel, die ihre

Chancen, einen normalen Lebensweg einschlagen zu können, verminderten. Die allermeisten, wenn nicht alle Kinder aus christlich-jüdischen Mischehen mussten eine erhebliche Verschlechterung ihres Lebensstandards hinnehmen, weil die Nazis ihren Eltern die geschäftliche oder berufliche Betätigung erschwerten oder unmöglich machten. Es waren von 1933 an zuerst und vor allem die Juden, die durch Berufsverbote und andere gezielte Massnahmen aus dem Berufs- und Geschäftsleben hinausgedrängt wurden. Es ist sicher richtig, dass die Kinder den wirtschaftlichen Niedergang ihrer Familie wahrscheinlich nicht so tragisch nahmen, wie ihre Eltern ihn erlebten. Wenn die Familie in ein ärmeres Stadtviertel, in eine kleinere Wohnung oder eine schäbigerere Umgebung umziehen musste, wog das für ein Kind vielleicht nicht so schwer wie der Verlust einer Lieblingspuppe oder der Abschied von Spielkameraden aus der alten Umgebung. Trotzdem ging aus meinen Gesprächen mit Betroffenen und Zeitzeugen hervor, dass der Umzug in ein neues Stadtviertel durchaus ein traumatisches Erlebnis sein konnte und es oft auch wahr. Die verpflanzten Kinder mussten neue Freunde finden und lernen, in der unvertrauten neuen Umgebung zurechtzukommen. Zwar passen sich Kinder in der Regel schneller und leichter an neue Verhältnisse an als Erwachsene, doch eine Garantie für ein glückliches Dasein gab es für die betroffenen Kinder in einer von zunehmender Intoleranz geprägten Gesellschaft nicht.

Das Schulwesen war zunächst einmal der Bereich, in dem die Ausgrenzung und Verfolgung minderjähriger Mischlinge am ehesten ansetzen und sich entfalten konnten. Die Unterrichtsqualität an deutschen Grundschulen und Gymnasien mag im Grossen und Ganzen durchaus gediegen bis gut gewesen sein. Eine Gewähr dafür gab es jedoch nicht. In den zwölf Jahren, in denen die Nazis das deutsche Schulwesen kontrollierten, ging nicht nur die Qualität der schulischen Ausbildung in Deutschland zurück, es fand auch eine zunehmende, sich selbst verstärkende Ideologisierung der Lehrinhalte zu Gunsten rassistischer Agitation und Intoleranz statt, parallel dazu eine Verlagerung des pädagogischen Akzents auf körperliche Ertüchtigung, eine ideologische Verküschung des Geschichtsunterrichts, eine auf Rassenlehre und Eugenik verengte Biologie und ein auftrumpfender Nationalismus. Eine ganz wichtige Rolle spielten letzten Endes die Lehrerpersönlichkeiten. Sie hatten einen grossen Einfluss auf ihre Schüler. Wenn sie mit den ihnen anvertrauten Kindern fair und human umgingen, bestand eine gute Chance, dass die Schule ein guter Ort des Lernens für alle Schüler war und blieb. Die «arischen» Schüler orientierten sich normaler-

weise am Vorbild jener ersten ausserfamiliären Autoritätsperson in ihrem Leben – des Klassenlehrers – und benahmen sich entsprechend. Auch ihre nicht-arischen Mitschüler konnten unter diesen Umständen klarkommen. Wo es anders lief, begann die Abwärtsspirale der rassistischen Intoleranz. Auf höher liegenden Ebenen spielten die Schulverwaltungen eine zunehmend wichtigere Rolle. Auf der nächsten Stufe kamen Jugendorganisationen und Kirchenführungen.

Die Situation war nicht statisch. Je länger die Nazis an der Macht blieben, desto eher wurden Halbjuden und später auch Vierteljuden von der schulischen Ausbildung ausgeschlossen. In einem Industrieland wie Deutschland, dessen Wirtschaft von Technologien angetrieben wurde, wog der zunehmende Ausschluss potenziell begabter Kinder vom normalen staatlichen Bildungsangebot besonders schwer. Die Diskriminierungspraxis im Schulwesen verschärfte sich ganz besonders in den Jahren des Krieges. Vom Frühjahr 1942 an durften Mischlinge ersten Grades nicht mehr Abitur machen, wenig später wurde ihnen der Besuch weiterführender Schulen untersagt. Im Sommer 1944 traten Verordnungen in Kraft, die Mischlingen ersten Grades vollends den Zugang zum staatlichen Schulsystem verwehrten; allerdings verlief das Schuljahr 1944-45, das letzte unter Hitlers Herrschaft, ohnehin so chaotisch, dass auch die nichtjüdischen Schüler kaum noch regulären Unterricht erhielten. Immerhin schickte das Regime 1944 die als teiljüdisch eingestuften deutschen Kinder auf denselben Weg, den die als Volljuden geltenden Kinder schon in den späten 1930er Jahren hatten gehen müssen: Man drängte sie praktisch aus den öffentlichen Bildungseinrichtungen hinaus. Diese Diskriminierung in Bezug auf Bildung und Schule tat den Betroffenen sicher weh, aber sie war doch nur eine Vorboten der noch schlimmeren Dinge, die auf die deutschen Mischlinge warteten. Nach ihrer Schulzeit mussten sie alle versuchen, eine Arbeit zu finden, irgendetwas, mit dem sie Geld verdienen konnten. An einen Beruf mit Aufstiegsmöglichkeiten war nicht zu denken, solange die Nazis an der Macht blieben. Das Ominöse war, dass Diskriminierung und Verfolgung, die bisher ihre schulische Laufbahn überschattet und beeinträchtigt hatten, jetzt zunehmend auf alle Aspekte ihres Lebens Übergriffen.



## BEWERBUNGEN VON MISCHLINGEN SIND ZWECKLOS

Die vom NS-Regime erlassenen Gesetze in den Bereichen Arbeitsrecht und Beschäftigung dienten von Anfang an dem Zweck, nicht nur Volljuden, sondern auch Halbjuden aus der Arbeitswelt hinauszudrängen bzw. ihnen Laufbahnen zu versperren. Die Nazis fingen mit dieser Politik im öffentlichen Sektor an, sorgten aber in der Folge dafür, dass sie auch auf den privaten Sektor Übergriff. So übertrugen sie zum Beispiel den Arierparagrafen aus ihrem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums von 1933 auf rechtliche Vorschriften für die Zulassung zum Anwalts- und Arztberuf. Ein «Schriftleitergesetz» folgte wenig später, ebenfalls noch 1933, das Personen jüdischer Abstammung von allen journalistischen Tätigkeiten ausschloss. Bald gingen öffentliche und private Verbände und Vereine dazu über, einen Rassenvorbehalt in ihre Satzungen aufzunehmen, bis schliesslich das Reichsministerium des Inneren eingriff und die zuständigen Stellen ermahnte, den Arierparagrafen nicht noch weiter in den privaten Sektor hinein auszudehnen, da es sonst zu schnell zu zu vielen Entlassungen kommen und die Volkswirtschaft darunter leiden würde. Ausdrücklich wurde zum Beispiel bestimmt, dass der Arierparagraf im Bereich der Deutschen Arbeitsfront (DAF) nicht angewandt werden sollte. Die DAF war das nationalsozialistische Äquivalent einer Einheitsgewerkschaft mit Zuständigkeit für und Zugriff auf ein breites Spektrum vorwiegend einfacher gewerblicher Berufe in der Privatwirtschaft. Die Verfügung des Innenministeriums war sicherlich vielen Nazi-Eiferern ein Dorn im Auge, und oft ignorierten sie restriktive Richtlinien dieser Art. Ein Jahr nach der Verabschiedung der Nürnberger Rassegesetze von 1935 sah sich der Reichswirtschaftsminister veranlasst, seine Reichswirtschaftskammer und diverse andere Wirtschaftsverbände daran zu erinnern, dass Mischlinge immer noch deutsche Staatsbürger waren, zumindest vorläufig, und nicht so ohne Weiteres entlassen werden durften wie Volljuden. Der Reichsarbeitsminister fühlte sich 1939 genötigt, eine ähnliche Mahnung herauszugeben. Diese korrektiven Weisungen zeigten, dass Unternehmen der Privatwirtschaft fortführen, Mischlinge zu diskriminieren, gleich welche politischen Vorgaben das Innenministerium machen mochte. Von lokalen und regionalen Parteifunktionären wie Ortsgruppenleitern, Kreisleitern und Gauleitern aufgehetzt, weigerten sich viele Arbeitgeber schlicht und einfach,

Mischlinge einzustellen oder ihnen Lehrverträge zu geben, auch wenn aus Berlin gegenteilige Direktiven kamen. Es gab auch staatliche Stellen, die der Diskriminierung Vorschub leisteten. 1938 erliess Erziehungsminister Rust die Weisung, Mischlingen aus kinderreichen Familien keine Schulgeldermässigung mehr zu gewähren. Kinderreiche arische Familien kamen natürlich weiterhin in den Genuss solcher Ermässigungen. Die zwangsläufige Folge war, dass als Mischlinge eingestufte Gymnasiasten, wenn ihre Familie in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, vorzeitig von der Schule abgehen und sich auf die Suche nach einer bezahlten Arbeit machen mussten.<sup>1</sup>

Mischlinge, die die Schule abgeschlossen oder vorzeitig abgebrochen hatten, sahen sich in ihrem Bemühen, Arbeit, irgendeine Arbeit, zu finden, mit haarsträubend willkürlichen Einstellungspraktiken konfrontiert. Ihr extremstes Ausmass erreichte diese Willkür, wenn Mischlinge zum Waffendienst in der Wehrmacht einberufen wurden. Nachdem Hitler im April 1935 öffentlich die deutsche Wiederaufrüstung verkündet und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, und nach der Verkündung der Nürnberger Gesetze wenige Monate später, entbrannte innerhalb und zwischen den Reichsministerien und der Parteiführung eine heftige Diskussion darüber, wer für den Wehrdienst in Frage kam. An Effizienz orientierte «Gemässigte» im Reichsinnenministerium plädierten, unterstützt von General Werner von Blomberg, dem Reichskriegsminister (bis zu seiner Entlassung im Februar 1938), dafür, die immerhin nach Tausenden zählenden gesunden und wehrfähigen männlichen Mischlinge in das Reservoir derjenigen, die einberufen werden konnten, aufzunehmen. Nationalsozialistische Fanatiker wie Hitlers Stellvertreter Martin Bormann sprachen sich heftig dagegen aus, nicht zuletzt in der Befürchtung, man müsse denen, die ihre militärische Dienstpflicht erfüllten, uneingeschränkte staatsbürgerliche Rechte gewähren, etwas, das für Antisemiten nicht in Frage kam. Hitler wich, wie auch in so vielen anderen Fällen, einer klaren Entscheidung aus, mit der Folge, dass, als im September 1939 der Zweite Weltkrieg begann, Tausende im wehrfähigen Alter befindliche Mischlinge in die Wehrmacht einberufen wurden. Im Frühjahr 1940 wurde Hitler von ideologischen Tugendwächtern in der Parteikanzlei darüber in Kenntnis gesetzt, dass Mischlinge auf Heimaturlaub sich öffentlich in Wehrmachtsuniform zeigten, womöglich sogar in Begleitung ihres volljüdischen Elternteils. Ein entsetzter Hitler ordnete daraufhin prompt die Ausarbeitung einer neuen Wehrdienstweisung an, die am 8. April 1940 in Kraft trat und Halbjuden wie auch Männer mit jüdischer Ehefrau vom Militärdienst ausschloss. Die Weisung betraf rund 25.000 bereits in der Wehrmacht

dienende oder auf den Einberufungslisten stehende Männer. Die Entwicklungen auf dem Schlachtfeld überholten freilich Hitlers Erlasse. Der deutsche Überfall auf Norwegen begann genau an dem Tag, an dem sein Wehrdienstverlass verkündet wurde, der Einmarsch in Frankreich folgte einen Monat später. Mehrere Tausend regulär eingezogene Mischlinge trugen bereits die Uniform der kämpfenden Truppe. Die Folge war, dass diese Wehrpflichtigen die ersten Feldzüge des Zweiten Weltkriegs mitmachten. Erst danach gingen die Nazis daran, sie herauszufiltern. Die Rohheit und schiere Undankbarkeit, die Hitler und seine Gefolgsleute gegenüber den in der Wehrmacht dienenden deutschen Mischlingen an den Tag legten, spottet jeder Beschreibung. Für viele dieser jungen Männer war der Kriegsdienst in den Streitkräften ihre erste «Karriere» überhaupt, und für die Hunderte, die das Unglück hatten, diese ersten Feldzüge nicht zu überleben, war es die einzige Karriere ihres Lebens.<sup>2</sup>

Die Diskriminierung von Mischlingen bei der Auswahl von Stellenbewerbern hatte freilich schon 1939 begonnen, sodass die Halbjuden Deutschlands bei Kriegsbeginn schon auf sechs Jahre einer mehr oder weniger verzweifelten Arbeitssuche zurückblickten. Mit Beendigung eines jeden Schuljahrs kamen Tausende weitere junge Menschen hinzu, darunter viele gut ausgebildete, qualifizierte und intelligente, die sich nach Erwerbsmöglichkeiten jeglicher Art umtaten. Mit der Zeit und mit zunehmender rassistischer Verfolgung änderte sich bei den Mischlingen die Vorstellung davon, was für ein Beruf der geeignetste für sie wäre. Die meisten kamen zu dem Ergebnis, das sie am besten daran taten, eine Arbeit zu finden, die ihnen den Lebensunterhalt sichern und ihnen die Möglichkeit geben würde, so unauffällig und so weit weg wie möglich von den Argusaugen der Nazis und ihrer Helfershelfer zu bleiben. Wie sich zeigte, war selbst dieses bescheidene Ziel zunehmend schwieriger zu erreichen. Dazu kam, dass von allen jungen männlichen Deutschen erwartet wurde, dass sie nach Abschluss ihrer Ausbildung ein Pflichtjahr beim Reichsarbeitsdienst (RAD) ableisteten. RAD, das bedeutete für die jungen Leute schwere, unbezahlte körperliche Arbeit, vielleicht in der Land- oder Forstwirtschaft oder in einem anderen Bereich, wo Handarbeit und Körperkraft gefragt waren, das ganze unter einem quasi militärischen Drill. Auch Mädchen mussten ein Pflichtjahr ableisten, zumeist als Kindermädchen oder Haushaltshilfe bei kinderreichen Familien. Nach Abschluss dieses «freiwilligen» Jahres führten die vorgezeichneten Wege die jungen Leute, mindestens soweit sie Arier waren, zum Wehrdienst, zu einer Berufsausbildung oder an die Universität. In den Anfangsjahren des Dritten

Reiches leisteten etliche Mischlinge ihr Pflichtjahr ab, doch nach ein paar Jahren wurden sie nicht mehr zum RAD eingezogen. In der Folge wurden die Schrauben weiter angezogen, bis im April 1944 Mischlingen ersten Grades sogar die Mitgliedschaft in der Deutschen Arbeitsfront untersagt wurde. Diese Verordnung bedeutete praktisch ihren Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, da die Mitgliedschaft in der DAF für die meisten Arbeitsverhältnisse, auch in der Privatwirtschaft, erforderlich war. Gleichzeitig begann die Gestapo im gesamten deutschen Reichsgebiet Mischlinge ersten Grades für die Einweisung in Zwangsarbeitslager zu erfassen. Das nahm den Mischlingen die letzte Illusion und Hoffnung, in der deutschen Gesellschaft irgendwie doch noch arbeiten und leben zu können.<sup>3</sup>

## Einzelgeschichten

Wie schon an anderer Stelle bemerkt, wurden manche Mischlinge zum Wehrdienst eingezogen, womit ihr normaler Ausbildungsgang erst einmal unterbrochen wurde. Ein Fünkchen Hoffnung verband sich für diese Mischlinge mit dem Eintritt in die Wehrmacht: Da sie von nun an der Militärgerichtsbarkeit der Wehrmacht unterstanden, konnten sie auf einen gewissen Schutz vor den antijüdischen Gesetzen und Verordnungen des NS-Staates hoffen.<sup>4</sup> Werner Jentsch aus Halle an der Saale war einer der Mischlinge, denen dieser eigenartige Schutz zuteilwurde – bis er dank einer neuen Regeländerung durch Hitler aus der Wehrmacht ausgestossen wurde. Jentsch war bis zur Machtergreifung der Nazis ein blendender Schüler mit einem besonderen Talent für die Mathematik gewesen. Er hatte sein Abitur 1936 gemacht und hätte unter normalen Umständen sicherlich ein Hochschulstudium aufgenommen. Als Mischling ersten Grades konnte er das jedoch nicht, so blieb ihm keine Wahl, als sich in der Privatwirtschaft umzuschauen, und er begann eine kaufmännische Lehre. Doch selbst diese bescheidene Ausbildungslaufbahn endete am 1. September 1939, als Jentsch in eine Uniform schlüpfte und in den Krieg zog.

Nach einer kurzen Grundausbildung wurde er in den Westen Deutschlands verlegt, zu den Truppen, die das Land gegen einen denkbaren französischen Angriff verteidigen sollten. Im Mai 1940 nahm er am Frankreich-Feldzug teil. Seine Infanteriedivision war eine von vielen, die mithalfen, die entscheidenden Durchbrüche, die die gepanzerten Divisionen in diesem Frühjahr erzielten, zu konsolidieren. Wie so viele junge deutsche Soldaten, marschierte er zwischen

dem 10. Mai und dem 21. Juni 1940, dem Tag, als Frankreich kapitulierte, unzählige Kilometer. Dann hatte seine Division für einige Monate Ruhe. Im März 1941 diente Jentsch bei der Truppe, die zuerst Jugoslawien und dann Griechenland besetzte. In der Folge gehörte seine Division zu den vielen, die im Osten Deutschlands zusammengezogen wurden, um beim deutschen Überfall auf die Sowjetunion im folgenden Monat dabei zu sein.

Allein, Werner Jentsch sollte an diesem verhängnisvollen Feldzug gar nicht teilnehmen. Für ihn endete der Kriegsdienst ohne Vorwarnung auf dem Balkan. An einem ruhigen Tag im Frühjahr 1941 bemerkten einige seiner Kameraden einen seltsam aussehenden militärischen Sicherheitsoffizier, der das Hauptquartier ihrer Division betrat. Wenig später wurden alle Angehörigen von Werners Kompanie zu einem Appell zusammengerufen, an und für sich nichts Ungewöhnliches. Dieses Mal stand allerdings der kurz zuvor eingetroffene Sicherheitsoffizier vor ihnen und nahm den Appell ab. Er musterte die angetretenen Soldaten und befahl dann in zackigem Ton: «Alle Mischlinge einen Schritt vortreten!» Aus der angetretenen Kompanie, die über hundert langgediente Soldaten zählte, traten Jentsch und zwei seiner Kameraden vor. Der Offizier gab bekannt, diese Mischlinge seien hiermit aus dem Militärdienst entlassen. Sie seien «wehrdienstunwürdig». Damit war der Appell beendet. Die drei wurden unverzüglich von ihren Kameraden getrennt und nach Deutschland zurückgeschickt – praktisch eine unehrenhafte Entlassung. Damit begann für Jentsch ein seltsames Zwischenspiel, das drei Jahre dauern sollte und mit der permanenten Suche nach Gelegenheitsarbeiten angefüllt war, die einem Mischling angemessen waren – wenn auch nicht unbedingt einem erfahrenen Wehrmachtssoldaten.<sup>5</sup>

Es gab in Deutschland zu dieser Zeit Tausende Mischlinge wie Werner Jentsch, die die Nazis zunächst in eine Uniform steckten und in den Krieg schickten, um sie dann unfeierlich ins Aus zu befördern. Ein anderer, dessen Laufbahn auf diese Weise suspendiert wurde, war Otto Hess aus Berlin. Er war Ende zwanzig, als der Krieg ausbrach. Seine christliche Mutter war 1921 gestorben, als er zehn Jahre alt war. Sein jüdischer Vater, ein Börsenmakler, nahm sich wenige Monate nach der Machtergreifung der Nazis das Leben. Hess' Vater hatte im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft und sich auf dem Schlachtfeld ein Offizierspatent verdient, was selten vorkam, aber das zählte 1933 nicht mehr, als er «arbeitslos» wurde. Sein Sohn Otto hatte zu diesem Zeitpunkt bereits das Abitur in der Tasche, bekam jedoch als Mischling keinen Studienplatz und ar-

beitete stattdessen bei der Berliner Firma Telefunken. Im Januar 1940 wurde Otto Hess in die neu aufgestellte 295. Division der Wehrmacht einberufen, die ihre Ausbildung gerade rechtzeitig vor dem Einmarsch in Frankreich im Mai 1940 abschloss. So wurde der Gefreite Hess mit fast dreissig Jahren zum Infanteristen.<sup>6</sup>

Zehn Jahre älter als die meisten anderen Rekruten, gab Otto sein Bestes, um in der äusserst harten Grundausbildung zu bestehen. In Erinnerung an die Weltkriegserfahrungen seines Vaters bemühte er sich, seinen jüngeren Kameraden klarzumachen, dass die Franzosen ein ernst zu nehmender, nicht zu unterschätzender Kriegsgegner sein würden. Allein, seine Kompanie stiess als Teil einer Speerspitzen-Division im Hurrastil bis zur Aisne vor und bereitete sich auf die vermeintlich leichte Überquerung des Flusses vor. Die französischen Truppen waren zwar im Rückzug begriffen, aber noch nicht besiegt, und sie lieferten einen beherzten Kampf zur Verteidigung der Flussfront. Dutzende von Ottos Kameraden starben, zahlreiche wurden verwundet. Nach der Kapitulation Frankreichs war Hess einige Wochen lang in Paris stationiert, und hier geriet er in die Maschen des Schleppnetzes, das die Nazis zwecks Erfassung der Mischlinge ausgeworfen hatten. Wehrpflichtige wie Jentsch und Hess waren nicht vor den Nachstellungen der NS-Rassenpolitik geschützt, wie sie es als Offiziere gewesen wären. In neu formierten Truppenverbänden zusammengewürfelt, hatten sie auch keine Zeit gehabt, persönliche Beziehungen aufzubauen, und so hatten sie niemanden, der sich für sie eingesetzt hätte. Für Hess hatte dies alles eine gute Seite: Während er, wenn auch gleichsam in Schimpf und Schande, nach Deutschland zurückkehren konnte, musste seine Division weiter Krieg führen. Er sah seine Kameraden nie wieder – sie kamen alle an die Ostfront.<sup>7</sup>

Ein anderer Mischling, der mit den Unwägbarkeiten des Wehrdienstes Bekanntschaft machte, war Hermann D., Jahrgang 1920 und aus Bochum gebürtig. Seine jüdische Mutter Helene D. zog ihn allein auf, was aus seinem arischen Vater geworden war, wusste man nicht. Als das Dritte Reich angebrochen war, stuft die Gestapo in Düsseldorf Helene D. als «Volljüdin» ein, die den schützenden Status einer «privilegierten Mischehe» nicht geltend machen konnte, und 1942 wurden Vorkehrungen getroffen, sie in ein Konzentrationslager zu deportieren. Hermann war unterdessen als Infanterist zur Wehrmacht eingezogen worden. Er nahm am Überfall auf die Sowjetunion teil und kämpfte zwei Jahre lang an der Ostfront. Anders als Werner Jentsch oder Otto Hess, hatte Hermann D. das zweifelhafte Glück, dass entweder die Behörden ihn bei

der Erfassung der Mischlinge übersahen oder dass seine Einheit ihn beschützte. Doch dann, im Herbst 1942, wurde Hermann D. im Verlauf schwerer Kämpfe im südlichen Russland verwundet; Feldärzte amputierten ihm beide Beine. Er kehrte Anfang 1943 als Kriegsinvalide nach Hause zurück.

Dort erwartete ihn die Erkenntnis, dass die Gestapo vorhatte, seine Mutter zu deportieren. Hermann D. beschloss daraufhin, persönlich das Gestapo-Hauptquartier in Duisburg aufzusuchen. Im März 1943 erschien er dort in Wehrmachtsuniform und im Rollstuhl und legte den Beamten ein Dokument auf den Tisch. Es war ein Schreiben des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) vom 4. Januar 1943. Darin wurde Hermann D. offiziell bescheinigt, dass er «durch Verfügung des Führers vom 17.12.42 deutschblütigen Personen gleichgestellt sei und dass diese Gleichstellung auch für seine Nachkommen gelte». Offensichtlich bekam Hitler immer noch Mischlingsfälle zur Entscheidung vorgelegt, zumindest soweit es sich um Soldaten handelte. In diesem Fall hatte Hitler allerdings eine Einschränkung hinzugefügt, die das OKW wie folgt weitergab: Die Zugehörigkeit zu den Deutschblütigen würde nur Bestand haben, «soweit nicht von anderer Seite fremder Bluteinschlag bei ihnen vorhanden sein sollte». Mit anderen Worten: Nur wenn Hermann D. eine Arierin heiratete, würden er und seine Kinder das Recht haben, sich «als deutschblütig [zu] bezeichnen». Auf diese Bescheinigung pochend, kam Hermann D. ohne weitere Umschweife zur Sache und forderte die Gestapobeamten auf, seine Mutter zu «rehabilitieren». Konfrontiert mit einer Führerweisung, blieb den Männern keine andere Wahl, als Hermann zu bescheinigen, dass «die Jüdin [Helene] D. ... wegen der Verwundung ihres einzigen Sohnes [...] von der Evakuierung zurückgestellt» wird. Hermann D. hatte die Gestapo gezwungen, einen Rückzieher zu machen, aber er hatte diesen Sieg nur erringen können, weil er zuvor als Soldat einen hohen Preis bezahlt hatte. Er durfte seine Mutter nach Hause mitnehmen.<sup>8</sup>

Wer nur ein von den Nazis als jüdisch eingestuftes Grosselternteil hatte, galt als «Mischling zweiten Grades» oder «Vierteljude» und musste nicht dieselben Verfolgungen gewärtigen wie Mischlinge ersten Grades. Das bedeutet aber nicht, dass Angehörige dieser Gruppe ein diskriminierungsfreies Leben hätten führen können. Als Heranwachsende im Dritten Reich sahen sie sich vielmehr mit radikal eingeschränkten Möglichkeiten der Berufswahl konfrontiert. Der Berliner Hans-Joachim Boehm brauchte und suchte dringend einen Job. Wie wir gesehen haben, zeigte er an der Schule gute Fähigkeiten und konnte auf das Friedenau-Gymnasium überwechseln. Mit acht Jahren wurde Hans-Joachim

durch den Tod seines Vaters zum Halbwaisen, und in der Folge geriet seine Mutter in schwere finanzielle Bedrängnis. Unter normalen Umständen hätten die Boehms Anspruch auf staatliche Beihilfen, auch für Hans-Joachims weitere Schullaufbahn, gehabt, aber da seine Mutter als Mischling ersten Grades eingestuft wurde, hatten sie nach neuester Rechtslage darauf keinen Anspruch mehr. Weil Hans-Joachim seiner Mutter aus der finanziellen Bredouille helfen wollte, ging er 1937 vorzeitig vom Gymnasium ab und begab sich auf Arbeitssuche. Er fand eine Firma, die ihn als kaufmännischen Lehrling einstellte, und stellte fest, dass ihm die Geschäftswelt gut gefiel. Nach Ende seiner Lehrzeit im August 1939 konnte er damit rechnen, von seiner Firma übernommen zu werden, mehr Geld zu verdienen und seiner Mutter und seinen jüngeren Geschwistern unter die Arme greifen zu können. Die Einberufung zum Kriegsdienst machte diesen Traum zunichte. Am Anfang stand eine militärische Grundausbildung beim RAD. Während Hans-Joachim in der Schule Anfeindungen und Hänseleien ausgesetzt gewesen war, weil er für den Geschmack einiger seiner Mitschüler zu «jüdisch» aussah und sein zweiter Vorname Samuel lautete, erging es ihm beim RAD besser. Bei der militärischen Grundausbildung gehörte er zu den Besten. Auch in punkto Bildung ragte er aus der Masse seiner Mitrekruten heraus, sodass der RAD ihn für eine Zusatzausbildung zum «Schreiberling» (d.h. zur militärischen Verwaltungskraft) auswählte. So gut machte er seine Sache, dass ihm nach seiner Übernahme in die Wehrmacht seine Ausbilder am Truppenstandort Cottbus rieten, sich für eine Offiziersausbildung zu bewerben. Erfreut ob des in ihn gesetzten Zutrauens, begann Hans-Joachim die einschlägigen Antragsformulare auszufüllen.

Doch dann meldete sich die Realität: Die Formulare verlangten die Angabe der Namen seiner Eltern und Grosseltern, und so tauchte der leidige Name Samuel wieder auf. Hans-Joachim hörte danach nie wieder ein Wort von einer Offiziersausbildung. Er diente stattdessen weiter als Wehrpflichtiger, und zwar auf dem gefährlichen Posten eines vorgeschobenen Artilleriebeobachters. Es wurde ihm auch die zweifelhafte Ehre zuteil, vom Tag des deutschen Einmarsches in die Sowjetunion bis zum letzten Kriegstag an der Ostfront dienen zu dürfen. Er erlitt zwei schwere Verwundungen, deren eine ihn davor bewahrte, im Januar 1942 in Stalingrad mit dabei zu sein. Die zweite bescherte ihm 1944 die Heimkehr aus Polen, kurz bevor dort eine weitere deutsche Armee vernichtet wurde. Während seines vierjährigen Fronteinsatzes im Osten blieb Hans-Joachim Boehm einfacher Gefreiter. Als Mischling zweiten Grades, mit Sa-



muel als zweitem Vornamen und ohne hochgestellte Freunde, konnte er nichts Besseres erwarten.<sup>9</sup>

Der Berliner Ernst Benda war ebenfalls ein Mischling zweiten Grades. Ein paar Jahre jünger als Boehm, legte er sein «Notabitur» im Januar 1943 am Spandauer Kant-Gymnasium ab. An eine zivile Laufbahn war in diesen Kriegzeiten nicht zu denken. Abgesehen davon, hatte Ernst immer schon davon geträumt, in der Marine zu dienen. Nach einer dreimonatigen Grundausbildung beim RAD im Saarland unterzog er sich einer ganzen Reihe von Prüfungen, um zumindest die Chance auf eine Aufnahme in die Marine zu bekommen. Er schnitt exzellent ab und fand sich wenig später im besetzten Dänemark wieder, wo er die Grundausbildung für eine Marinelaufbahn absolvierte. Anders als Hans-Joachim Boehms Grossvater Samuel, hatte keiner von Ernst Bendas Grosseltern einen jüdisch klingenden Namen gehabt, sodass sein Status als Mischling zweiten Grades für seine Kameraden und seine unmittelbaren Vorgesetzten nicht ohne Weiteres ersichtlich war. Als einer mit Abitur war Benda von der Kriegsmarine für «besondere Verwendungen» vorgemerkt worden. Nach seiner Grundausbildung durchlief er eine Schulung als Funker und lernte die Enigma zu bedienen, die streng geheime Chiffriermaschine der deutschen Marine. Als Nächstes sammelte er Erfahrungen bei einer Schulungsflotille der fortgeschrittensten deutschen Schnellboote in der Ostsee, um danach regulären Dienst bei einer Flotille in norwegischen Gewässern zu machen. Er durchlebte all die Entbehrungen und Gefahren, die der Kriegsdienst mit sich bringt, und zeigte durchweg vorbildliche Leistungen. Der Kommandant seines Schiffes war von ihm so beeindruckt, dass er ihn für eine Offiziersausbildung empfahl. Die Empfehlung wurde auf dem Amtsweg nach Berlin übermittelt. Wie der Heeresgefreite Hans-Joachim Boehm, hörte auch der Matrose Ernst Benda nie wieder etwas von einer Offiziersausbildung. Auch er war ja ein Mischling zweiten Grades.<sup>10</sup>

Im Frühjahr 1939 legte Eva Heilmann, Mischling ersten Grades und Berlinerinnen wie Hans-Joachim Boehm und Ernst Benda, ihr Abitur ab. Als die mit Abstand beste Schülerin ihrer Klasse wäre sie für die Auszeichnung als Jahrgangsbeste prädestiniert gewesen. Doch aus dem Hintergrund wurde eine ihrer arischen Klassenkameradinnen, die als künftige Führungskraft vorgemerkt war, indessen nur durchschnittliche Schulleistungen aufwies, als Favoritin für den ersten Preis lanciert. Die Schulverwaltung löste das Problem, indem sie Evas Abiturnote auf einen Durchschnittswert nach unten korrigierte. Dank die-

ser Manipulation konnte das rassistisch favorisierte BDM-Mädchen die Auszeichnung als Klassenbeste für sich verbuchen. Ein Einspruch dagegen war nicht möglich. Eva Heilmann musste ausserdem die Hoffnung begraben, an einer deutschen Universität studieren zu können.

Die nächste Station auf Evas Lebensweg war die Absolvierung ihres «Pflichtjahrs» unter der Ägide des RAD; dabei verschlug es sie nach Neustadt an der Dosse, eine kleine Ortschaft in Brandenburg, in der sich ein RAD-Lager befand. Nach mehrmonatiger Ausbildung wurde sie zusammen mit anderen 18jährigen zu jeweils vierwöchigen Arbeitseinsätzen auf diversen landwirtschaftlichen Gütern im Nordosten Deutschlands geschickt, auf denen sie als Arbeitskräfte benötigt wurden, sei es in der Kinderbetreuung, bei der Ernte oder für anderes. Hin und wieder erhielten sie und ihre neuen Freunde vom RAD die Erlaubnis, für einen Kurzurlaub nach Hause zu fahren. Dabei erzählte Eva ihrer Mutter von ihren Erfahrungen auf dem Lande und von den vom RAD veranstalteten weltanschaulichen Schulungen. In einer von diesen wurde den Mädchen «Rasskunde» beigebracht. «Mischlinge sind Kretins», «Mischlinge sind dumme Kerle», so oder ähnlich lauteten die Kernaussagen ihrer NS-Lehrkräfte. Konsterniert bat Frau Heilmann ihre Tochter, die Sätze zu wiederholen, und als Eva dies tat, ohne die in ihrer Mutter aufsteigende Wut zu bemerken, tat Frau Heilmann etwas für sie sehr Ungewöhnliches: Sie zog ihrer Tochter die Ohren lang. Wie konnte Eva nur solche absurden Aussprüche wiedergeben ohne distanzierenden Kommentar, ohne sich genauer zu überlegen, was sie da sagte? Nun war es an Eva, konsterniert zu sein. Sie vergass den Gefühlsausbruch ihrer Mutter nie, nahm ihn sich zu Herzen und brachte ihr Pflichtjahr mit mehr Nachdenklichkeit zu Ende.<sup>11</sup>

Im Spätsommer beantragte Eva Heilmann ein Reisevisum für Grossbritannien, wo sie gerne als Kindermädchen gearbeitet hätte. Die Gestapo bekam Wind von ihrem Antrag und sorgte dafür, dass er abgelehnt wurde. Als Tochter des inhaftierten SPD-Politikers und Abgeordneten des Preussischen Landtags Ernst Heilmann hatte sie das Zeug, das NS-Regime im Ausland zu desavouieren. Zu ihrer Überraschung erhielt Eva jedoch ein Touristenvisum für einen Kurzaufenthalt in den Niederlanden, nachdem sie ihr RAD-Pflichtjahr abgeleistet hatte. Sie bewarb sich sodann um eine Ausbildung als Krankenschwester, da ein Medizinstudium für Mischlinge zu diesem Zeitpunkt nicht mehr möglich war. Man teilte Eva mit, sie müsse sich einer körperlichen Untersuchung unterziehen, bei der festgestellt werden sollte, ob sie unter rassistischen Gesichtspunkten für den Schwesternberuf geeignet war. Sie suchte das örtliche

Gesundheitsamt auf und stellte fest, dass dort speziell geschultes Personal auf sie wartete, offenbar weil aus ihrem Antrag hervorging, dass sie Mischling war. Eva musste eine zutiefst demütigende Untersuchung über sich ergehen lassen, und die Prüfer gelangten, obwohl sie mit ihrem langen blonden Haar wie eine germanische Maid aus dem Bilderbuch aussah, zu dem Ergebnis, sie sei «rassisch unerwünscht». Aus der Form ihrer Ohrläppchen schlossen die Spezialisten, dass sie überwiegend «jüdische» Erbanlagen in sich trug. Ihr Gesicht, ihr Kopf und ihre Figur bestärkten angeblich diesen Befund. Ihre Brüste waren nach Meinung der Prüfer grösser und schlaffer, als sie es bei einer arischen Frau gewesen wären. Somit fiel Eva bei dieser «wissenschaftlichen» Bewertung ihrer körperlichen Rassemerkmale durch und wurde nicht zur Schwesternausbildung zugelassen. So brachte sie die nächsten sechs Jahre damit zu, Zeitschriften zu verkaufen oder Fussböden zu schrubben.<sup>12</sup>

Peter Heilmann, Evas jüngerer Bruder, musste ebenfalls mit niedrigsten Gelegenheitsarbeiten vorliebnehmen. Er fand zunächst Anstellung bei einem Kammerjäger in Berlin, wo seine Arbeit darin bestand, Wohnungen oder sonstige Gebäude auszuräuchern, um sie von Ratten, Läusen, Insekten und Ungeziefer aller Art zu befreien. Das einzig Gute an dieser Tätigkeit war, dass er sie sicher hatte: Niemand kam auf die Idee, ihm diese Stelle streitig zu machen. So konnte Peter auch zu einem Zeitpunkt, an dem seine ehemaligen Mitschüler die Uniform überstreiften und in den Krieg zogen, einer regelmässigen Erwerbsarbeit nachgehen. Die Kehrseite der Medaille war, dass es sich nicht nur um eine schmutzige, sondern auch potenziell gefährliche Arbeit handelte. Wie er sich später erinnerte, standen ihm für die Ausräucherung einer Wohnung diverse Pestizide zur Verfügung, die er je nach Erfordernissen einsetzen konnte. Das am häufigsten eingesetzte Mittel hiess Zyklon B. Trotz Gasmasken und Schutzanzugs setzte sich der scharfe Geruch der Desinfektionsmittel in seinen Kleidern fest. Er erinnerte sich, dass wenn er in der Berliner U-Bahn von Einsatzort zu Einsatzort fuhr, die anderen Fahrgäste immer auf Distanz zu ihm gingen. Zu den unangenehmen und gefährlichen Aspekten seiner Arbeit gesellte sich noch die Tatsache, dass sein Arbeitstag lang und ermüdend war. In der Regel arbeitete er von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags, und zwar sechs Tage die Woche, das Ganze für einen mickrigen Lohn. In einem praktischen Sinn handelte es sich um Zwangsarbeit, einfach weil es für einen wie ihn keine andere Arbeit gab. Schliesslich waren es jedoch die Nazis selbst, die ihm eine Alternative verschafften: 1944 sammelten sie Peter und andere männliche Misch-

linge ein und brachten sie in ein Zwangsarbeitslager. Selbst die unangenehmste Sorte Arbeit war in den Augen der Nazis wohl noch nicht schlimm genug für Mischlinge.<sup>13</sup>

Die Berlinerin Meta Alexander machte 1942 ihr Abitur, nur um danach, wie so viele andere Mischlinge, feststellen zu müssen, dass ein Universitätsstudium für sie nicht drin war.<sup>14</sup> Meta landete schliesslich als Laborassistentin bei der Auergesellschaft, einer privaten Berliner Chemiefirma. Es war ein Beruf, der sie nicht forderte, aber er war sicher und erlaubte ihr, ein einigermaßen normales Leben zu fristen – vorläufig. Ab Herbst 1943 wurde Berlin immer wieder Ziel schwerer Bombenangriffe, und Metas Firma verlagerte einen grossen Teil ihrer Anlagen und ihres Personals nach Konstanz am Bodensee. Metas Grossmutter Ottilie und deren Schwester waren kurz zuvor ausgebombt worden. So schloss Meta sich dem Exodus ihres Arbeitgebers an und trat ihre Berliner Wohnung an die beiden alten Damen ab. Für die Dauer eines Jahres arbeitete sie in Konstanz, relativ sicher vor den alliierten Bomberflotten. Offenbar hatten die NS-Behörden sie aus dem Auge verloren, und in Konstanz zeigten die Menschen wenig Begeisterung für den Krieg. Sie hörten Schweizer Sender und waren auf die sich abzeichnende Niederlage Deutschlands eingestellt. Meta Alexander wusste sich selbst in weitgehender Sicherheit, machte sich aber grosse Sorgen um ihre Eltern und andere in Berlin zurückgebliebene Angehörige. Im Herbst 1944 liess sie sich wieder in die Hauptstadt zurückversetzen, wo ein kleines Rumpfteam für die Auergesellschaft die Stellung hielt. Wie so viele, glaubte Meta, der Krieg sei so gut wie vorbei, und sie werde in ein Berlin zurückkehren, das entweder schon kapituliert hatte oder es binnen Tagen oder Wochen tun würde. Allein, sie täuschte sich. In Berlin wartete noch nicht das Kriegsende auf Meta Alexander, sondern eine Beschäftigung ganz anderer Art.<sup>15</sup>

Thekla Brandt hatte, wie Meta Alexander, den Wunsch gehabt, Medizin zu studieren. Ihre Eltern waren beide Ärzte, auch wenn ihre jüdische Mutter ihren Beruf nicht mehr ausüben durfte – jedenfalls nicht offiziell. Die Medizin war bei den Brandts eine Familientradition, ihre Praxis hatte im Berliner Arbeiterbezirk Neukölln einen guten Ruf. Als Thekla ihr Abiturzeugnis in der Tasche hatte, statteten sie und ihre Mutter dem Dekan der Medizinischen Fakultät an der weltberühmten Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, Professor Johannes Stroux, einen Besuch ab. Frau Dr. Brandt kam als Bittstellerin. Sie bekniete Professor Stroux, ihre Tochter zum Studium zuzulassen. Stroux zeigte Verständnis, schlug ihr die Bitte jedoch ab. Thekla sei nun einmal Mischling ersten Grades, da seien ihm die Hände gebunden. Er versuchte, den untröstlichen Be-

sucherinnen klarzumachen, dass Thekla, selbst wenn er sie aufnähme, niemals zur alles entscheidenden medizinischen Staatsprüfung zugelassen würde, solange die Nazis an der Macht waren.<sup>16</sup>

Nach dieser Abfuhr konzentrierte Thekla Brandt ihre Energien auf andere Ziele. Da sie vielseitig begabt war, kam sie auf die Idee, Auslandskorrespondentin für einen Zeitungsverlag werden zu können. In diesem Sinne lernte sie Englisch und Französisch, brachte sich das Maschinenschreiben bei und lernte an der Rackow-Schule, einer privaten berufsvorbereitenden Schule in Berlin, andere Dinge, die ein Korrespondent können musste. Doch im weiteren Verlauf des Krieges stellte sie fest, dass Entwicklungen, auf die sie keinen Einfluss hatte, ihre privaten Planungen und Fortschritte überholt hatten. Deutschland war im Ausland immer weniger präsent, der Bedarf an Leuten mit ihren Fähigkeiten ging gegen null. Ausserdem liessen die Nazis Mischlinge ohnehin nicht im journalistischen Metier arbeiten. An Jahren älter und Erfahrungen klüger, fand Thekla schliesslich einen Ausbildungsplatz als chemische Assistentin in einem privaten Chemieunternehmen in Halle an der Saale. Immerhin konnte sie sich nun wieder in einem technischen Tätigkeitsfeld bewähren, das Querverbindungen zur Medizin aufwies, und sie schaffte es sogar, eine chemische Diplomprüfung abzulegen, keine geringe Leistung für einen Mischling ersten Grades im Jahr 1943. Dann jedoch entschloss sie sich, alarmiert von den Meldungen über die immer schwereren Luftangriffe auf Berlin, wie Meta Alexander zur Rückkehr in ihre Heimatstadt. Sie und ihre Schwester hegten die Hoffnung, in dieser Zeit des Ärztemangels in der Privatpraxis ihres Vaters in Neukölln arbeiten zu können (wo ihre jüdische Mutter versuchte, möglichst überhaupt nicht mehr in Erscheinung zu treten). Allein, wie Meta Alexander, mussten auch die Brandt-Töchter feststellen, dass die Nazis anderes mit ihnen vorhatten.<sup>17</sup>

Es ist nicht auszuschliessen, dass Hilde B.s Wege sich zufällig mit denen der Brandt-Töchter oder denen von Meta Alexander kreuzten. Hilde B. zog mitten im Krieg aus dem Westen Deutschlands in die Hauptstadt, um Arbeit zu finden. Wie Meta und Thekla, sah auch Hilde sich gezwungen, auf der Suche nach Arbeit von zu Hause wegzugehen. Alle drei Mädchen waren gute Gymnasialtinnen gewesen, alle hatten den Wunsch gehabt, Medizin zu studieren. Allen war dies verwehrt worden. Hilde B. sah sich allerdings in ihrem Bemühen, einen Berufseinstieg zu finden, vor noch grössere Herausforderungen gestellt als Meta Alexander oder Thekla Brandt. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg waren ihre Eltern aus Berlin, wo Hilde 1915 auf die Welt gekommen war, nach

Wiesbaden übersiedelt; dort war sie aufgewachsen und hatte die Schule besucht. Als gute Schülerin wechselte sie mit zehn Jahren auf das Realgymnasium und machte dort 1934 ihr Abitur, ein Jahr nach der Machtergreifung der Nazis. Sie wollte Medizin studieren, erhielt aber den Bescheid, dass sie einen «Ariernachweis» brauchte, um sich an der Universität einschreiben zu können. Da ihr Vater Jude war, konnte sie diesen Nachweis nicht erbringen. Der Traum vom Studium war damit ausgeträumt. Hilde und ihre Eltern machten eine nüchterne Lagebeurteilung und gelangten zu dem Schluss, dass es für das Mädchen das Beste wäre, eine Berufsausbildung zu beginnen und abzuwarten, bis der nationalsozialistische Spuk vorbei war.

Das unweit von Wiesbaden gelegene Offenbach war ein Zentrum der deutschen Lederindustrie. Hilde B., die Intelligenz mit handwerklichem Geschick verband, beantragte und schaffte die Aufnahme in die Meisterschule des Deutschen Handwerks in Offenbach und lernte dort die hohe Kunst der Lederbearbeitung. Es schien, als sei die getroffene Entscheidung eine gute gewesen, denn alles lief nach Plan – eine Zeit lang. Doch die Wucherungen der nationalsozialistischen Rassenpolitik breiteten sich überallhin aus und erfassten unglücklicherweise auch wieder Hilde B. Auf allen Ebenen des deutschen Bildungswesens, an den Schulen und Universitäten, an technischen Bildungsanstalten und im Bereich der Berufsausbildung hatten die Verwaltungsbehörden, von lokalen NS-Funktionären stetig unter Druck gesetzt, Hürden der Diskriminierung gegen Juden und Halbjuden aufgebaut. Gauleiter Sprenger vom Gau Hessen-Nassau war fest entschlossen, sich als verlässlicher Antisemit zu erweisen, und liess unter anderem die Gewerbeschulen nach unerwünschten Elementen durchkämmen. Dabei blieb Hilde B. wegen ihres fehlenden «Ariernachweises» im Filter hängen. Auf den persönlichen Befehl des Gauleiters Sprenger hin wurde Hilde B. 1939 trotz über die Jahre erwiesener Eignung und Begabung für das Metier von der Meisterschule des Deutschen Handwerks verwiesen. Der Rektor der Schule setzte sich in aussergewöhnlicher Weise für sie ein und erwirkte eine vorläufige Rücknahme der Relegation, aber das brachte nur einen Aufschub. Ohne Abschlussprüfung hatte Hilde B. keine Chance, eine ihrer Qualifikation entsprechende Anstellung zu finden oder gar den Meisterbrief des Lederhandwerks zu erwerben. 1934 hatte sie nach dreizehn Jahren Schule, mit dem Abitur als Abschluss, vor verschlossenen Türen gestanden. Jetzt stand sie nach weiteren fünf Jahren berufsfachlicher Ausbildung erneut mit leeren Händen da.

Hilde B. war frustriert und unschlüssig, was sie als Nächstes probieren sollte. Als Notnagel nahm sie eine Stelle bei einer privaten Import-Export-Firma in

Frankfurt an, die sie zwei Jahre lang kompetent ausübte. Doch nicht einmal in dieser relativ geschützten Nische war sie vor den Nachstellungen der Nazis sicher, wie sich 1941 zeigte. Nach Hitlers Entscheidung, die Sowjetunion zu überfallen, lief eine begrenzte Mobilisierung alleinstehender Frauen für Arbeitseinsätze in der Rüstungsindustrie an. Hilde B.s Name tauchte auf den polizeilichen Erfassungsbögen auf, und sie erhielt den Befehl, sich zur Arbeit in einer Kupferschmelze in Heddernheim bei Frankfurt zu melden. Als sie erfährt, dass es sich um eine schmutzige, gefährliche und ungesunde Arbeit handeln würde, wagte Hilde B. einen kühnen Schritt: Sie kam zu dem Schluss, dass sie direkt ins Machtzentrum der politischen Bewegung gehen musste, die ihr seit Jahren das Leben schwer machte. Ohne irgendjemandem ein Sterbenswort zu sagen, kaufte Hilde B. sich eine einfache Fahrkarte nach Berlin.

Da sie sich mittlerweile in der Geschäftswelt gut auskannte, fand sie schnell eine Stelle beim grossen Kaufhausunternehmen Karstadt. Sie vertraute darauf, dass sie in einer so grossen Firma mit so vielen Angestellten relativ unsichtbar bleiben konnte. Sie bekam einen untergeordneten, schlecht bezahlten Job, bei dem sie hoffen konnte, wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein paar Monate lang schien es tatsächlich, als gewähre ihr diese Aushilfsstelle die erstrebte Anonymität. Doch dann machten ihr wiederum Faktoren, auf die sie keinen Einfluss hatte, einen Strich durch ihre Überlebensrechnung. Der Personaldirektor von Karstadt in Berlin war zwar Zivilist, aber auch «Fördermitglied der SS» (will sagen, ein glühender Nazi). Er überprüfte persönlich Hildes «Echtheit», fand keine beglaubigte Bestätigung ihrer arischen Abstammung und brauchte nicht lange, um festzustellen, dass sie ein Mischling ersten Grades war. Er setzte daraufhin Hildes Abteilungsleiter unter Druck, und wenig später war ihr klar, dass auch eine Stelle bei Karstadt ihr Problem nicht löste.

Inzwischen hatte Hilde jedoch in Berlin einige Freundschaften geschlossen, unter anderem zu Dr. Ernst Seewald, einem Funktionär der Reichsvereinigung Eisen, in der die eisenverarbeitenden Unternehmen Deutschlands zusammengeschlossen waren. Er fand für Hilde eine Sekretärinnenstelle. Dr. Seewald war von Hildes beruflichen Fähigkeiten beeindruckt, und ihr schweres Los rührte ihn. Endlich schien es, als würde ihre Lage sich zum Besseren wenden. Jetzt blieb nur noch das Problem zu überwinden, dass in der Reichsvereinigung Eisen naturgemäss auch Rüstungs- und andere kriegswichtige Unternehmen vertreten waren. So musste Hilde B., obwohl sie als Einsteigerin auf einem unbedeutenden Sekretärinnenposten sass, erneut ihre Herkunft offen legen. Der in-

nerbetriebliche NSDAP-Abschnittsleiter, ein gewisser Robert Kahlert, informierte sofort seinen Vorgesetzten, Kommerzienrat Hermann Röchling, der seinerseits einen Ortsgruppenleiter namens Schulz ins Bild setzte, der wiederum prompt Hitlers Arbeitsminister Robert Ley von der DAF über Hilde B. und das Fehlen ihres Ariernachweises informierte. Hildes Traum von der Anonymität zerplatzte ein weiteres Mal. Dieses Mal hatte sie sogar den Zorn der Mächtigen erregt: Ein aufgebrachter Robert Ley befahl persönlich ihre Entlassung. So kam es, dass eines eiskalten Tages Ende Dezember 1942 uniformierte Beamte unvermittelt vor Hilde B.s Schreibtisch aufkreuzten. Leys Anordnungen waren eindeutig. Sie besagten, Hilde B. müsse «unverzüglich auf die Strasse gesetzt» werden. Da ihr die Verhaftung drohte, wenn sie diesem Befehl nicht auf der Stelle Folge leistete, räumte Hilde B. unter den Blicken Dutzender ihrer Bürokollegen (darunter auch ihres Wohltäters Dr. Seewald) ihren Schreibtisch und wurde dann aus den heiligen Hallen der Reichsvereinigung Eisen hinausgeführt und an die Berliner Luft gesetzt.

Die kumulative Wirkung all der erlittenen Demütigungen und Belastungen forderte mit zunehmender Zeit ihren Tribut: Hilde B.s Sehkraft, strapaziert durch jahrelange filigrane Arbeit in der Lederbearbeitung, begann nachzulassen. Ihre Schilddrüse bereitete ihr zunehmende gesundheitliche Probleme, und trotz ihrer erst 28 Lebensjahre erlitt sie immer häufiger Ohnmachtsanfälle infolge von Kreislaufschwäche. Dennoch hielt sie durch. Nach ihrem demütigenden Hinauswurf aus der Reichsvereinigung Eisen fand sie eine schlecht bezahlte Teilzeitstelle in einer obskuren staatlichen Behörde, die den anschwelenden Strom deutscher Flüchtlinge aus Osteuropa zu koordinieren versuchte. Doch nicht einmal in diesem unscheinbaren Job blieb sie unbehelligt. Ihre Anwesenheit in Berlin hatte sich bei den einschlägigen Behörden herumgesprochen. Mitte 1944 erfuhr Hilde B. von wohlmeinenden Freunden unter der Hand, dass ihr Name sich auf einer Meldeliste für nichtarische Personen fand. So wie sie sich 1941 über Nacht aus Wiesbaden abgesetzt hatte, verabschiedete sie sich jetzt unbemerkt aus Berlin, indem sie in den Nachtzug nach Frankfurt stieg. Da ihr in Berlin die Freunde und Beschützer ausgegangen waren, hatte sie sich widerstrebend entschlossen, zu ihrer verwitweten Mutter in Wiesbaden zurückzukehren. Sie musste sich eingestehen, dass die Nazis es innerhalb von zehn Jahren geschafft hatten, aus der tatkräftigen jungen Frau, die sie gewesen war, ein menschliches Wrack zu machen. Psychisch und gesundheitlich angeschlagen, zog sie sich in ihr Elternhaus zurück.



Damit begann ein Drahtseilakt. In den letzten sechs Monaten des Krieges hielt Hilde B. sich abwechselnd im Haus ihrer Mutter in Wiesbaden und in einer alten Mühle im Vorort Wispertal vor der Gestapo und den lokalen Polizeidienststellen verborgen, die immer wieder versuchten, ihr Gestellungsbefehle für Arbeitseinsätze zuzustellen. Mit Mühe und Not überlebte Hilde B., auch wenn sie das Kriegsende als Patientin in einem Sanatorium in Königstein erlebte, wo sie nicht nur wegen ihrer Schilddrüsenerkrankung behandelt wurde, sondern auch wegen ausgeprägter psychischer Probleme. Hilde B. hatte es irgendwie geschafft, aber sie hatte einen hohen Preis bezahlt. Ihre Odyssee zeigte ein weiteres Mal, dass es für Mischlinge in Hitlers Deutschland keine Arbeit und keine Zukunft gab.<sup>18</sup>

Hilde B. gehörte zu den Opfern, die von der Altersgruppe her dem Profil der meisten deutschen Halbjuden entsprachen. Bei einer reiferen Altersgruppe von als Mischlingen eingestuftem Deutschen, die zum Zeitpunkt der NS-Macht ergreifung bereits verheiratet waren und Kinder hatten, konnten die wirtschaftlichen Folgen der Judenverfolgung verheerend für die ganze Familie sein. Ihre Zahl war wesentlich kleiner als die der jüngeren Mischlinge, doch sie waren eben auch da. Wie stark sie die Verfolgung zu spüren bekamen, war wie bei Mischlingen anderer Altersgruppen von Region zu Region unterschiedlich, abhängig vom Verhalten einzelner NS-Funktionäre wie Gauleiter, Kreisleiter oder Ortsgruppenleiter. Das traurige Leben des Emil Steiner bestätigt diese Einschätzung. Als Sohn eines Braumeisters und seiner Frau, die sich im bayerischen Kempten niederliessen, kam Emil im Jahr 1900 auf die Welt, und zwar nach späteren NS-Massstäben als Halbjude. Nach dem Notabitur im Kriegsjahr 1917 meldete er sich unverzüglich als Kriegsfreiwilliger. Er kämpfte ein Jahr lang an der Westfront, erreichte den Rang eines Fähnrichs und war achtzehn, als der Krieg zu Ende war. Anschliessend absolvierte er ein Wirtschaftsstudium und fand, nachdem sich die deutsche Wirtschaft 1924 endlich stabilisiert hatte, eine Anstellung als Buchhalter für die Firma Aral in Kempten. Er heiratete Eleonore, eine Kemptenerin, und sie hatten zusammen zwei Kinder, Erika und Rolf. Bis zum Anbruch der nationalsozialistischen Ära führten sie ein unbeschwertes Leben. Dann brach das Unheil über sie herein. Einer der lokalen NS-Funktionäre, Kreisleiter Brändle, war ein fanatischer Antisemit, und da es in diesem Teil Bayerns nur sehr wenige Juden gab, lag ihm offenbar besonders viel daran, auch Mischlinge zu drangsaliieren. Brändle bestellte Eleonore Steiner 1933 in seine Dienststelle und forderte sie auf, sich von Emil scheiden zu

lassen. Empört liess Frau Steiner den rot angelaufenen Brändle stehen. Dass sie sich von ihm nicht einschüchtern liess, machte ihn fuchsteufelswild, und er brach eine zwölf Jahre andauernde Vendetta gegen die Familie vom Zaun. NS-Kommandos führten regelmässig Hausdurchsuchungen bei den Steiners durch und beschlagnahmten dabei Dinge aus dem Familienbesitz, die ihnen gefielen, darunter schönes Porzellan. 1934 teilte Aral Herrn Steiner, nachdem er zehn Jahre lang hervorragende Arbeit für die Firma geleistet hatte, seine Entlassung mit. Nach langer Suche ergatterte er einen Aushilfsjob bei einer regionalen Kohlenhandelsfirma in Oberstdorf. Die örtlichen NS-Behörden erliessen die Auflage, sein Gehalt dürfe 200 Reichsmark im Monat nicht übersteigen und er dürfe nur an Arbeitsorten eingesetzt werden, die sicherstellten, dass er für lange Zeiträume von seiner Familie getrennt sein würde. In den folgenden elf Jahren wohnte er die meiste Zeit alleine, oft in möblierten Zimmern oder unter primitiven Bedingungen in einem provisorischen Quartier direkt neben seiner Arbeitsstelle. Eleonore und die Kinder blieben in ihrer Wohnung in Kempten. Im Verlauf der Jahre mussten sie sich zunehmend um seine nachlassende Gesundheit sorgen. Emil bekam Magengeschwüre, die sich mit fortschreitender Zeit verschlimmerten. Im August 1944 kehrte er endlich, hager und kränkelnd, nach Kempten zurück; vor den Augen seiner Familie brach er zusammen und hustete Blut. Der nächsterreichbare Arzt, ein Nazi, lehnte es kategorisch ab, einen Mischling zu behandeln. Zum Glück konnte Eleonore nach verzweifelter Suche einen in den Ruhestand gegangenen Chirurgen auftreiben, Dr. Madlener, der noch Zugang zum einzigen Krankenhaus in Kempten hatte. Dr. Madlener sah sogleich, dass bei diesem Patienten höchste Eile geboten war, und operierte ihn unverzüglich, wobei er einen Teil von Emils Magen entfernte. Steiner überlebte den Eingriff, und seine Familie schaffte den von der Krankheit schwer Gezeichneten nach Hause. An Arbeit war für Steiner nicht mehr zu denken, aber diese Frage hatte sich ohnehin erledigt. Keine vier Wochen nach seiner Operation befand Emil sich in einem Viehwaggon auf dem Weg ins Lager Theresienstadt, Bestandteil eines von Kreisleiter Brändle angeordneten Transports aller Kempener Mischlinge – der Mann wollte der Erste sein, der seinen Kreis vollständig «judenrein» melden konnte. So kam Emil Steiner in die Lage, die Spielart der Sogfolgung zu erleben, die bis dahin den Volljuden vorbehalten gewesen war.<sup>19</sup>

In manchen Fällen konnte die Drangsalierung arbeitsuchender Mischlinge neue, unerwartete Blüten treiben. Elsa Helfricht (dieser Name war ihr Bühnens pseudonym) war Sängerin. Die als Elsa R. in Essen geborene Frau war schon

im Kindesalter durch eine ausgesprochen schöne Singstimme aufgefallen. Später hatte sie eine Ausbildung zur Opernsängerin absolviert und in der Region Niederrhein Furore gemacht. So schien es nur logisch, dass die Essener Karnevalsgesellschaft Fidello für einen für den 13. Juni 1936 anberaumten Galaabend mit Operettenmelodien, der unter dem Motto «Ein Abend lustig und fidel» stand, Elsa Helfricht als Sopranistin engagierte. Wie nicht anders zu erwarten, riss Elsa R. die Zuschauer, unter denen viele prominente örtliche Nazis waren, zu Beifallsstürmen hin. Das einzige Problem bei der Sache war, dass sie Halbjüdin war. Entsprechende Vorstösse liessen nicht lange auf sich warten.

Eine Woche nach der Gala denunzierte ein Herr Gräwe, örtlicher Statthalter der Reichsmusikkammer (RMK), Elsa Helfricht bei der Gestapo in Essen. Herr Gräwe legte seiner Anzeige das ausgeschnittene Zeitungsinserat für den «lustigen und fidelen Abend» vor. Darin war Elsa als Erste Sopranistin aufgeführt. Es sei dies keineswegs ihre erste Missetat gewesen. «Diese Halb-Jüdin hat bereits im vorigen Jahr mit einem erschwindelten Ausweis eine öffentliche Konzerttätigkeit ausgeübt, womit sie die Kreisleitung der NSDAP zum Einschreiten gezwungen hat», ereiferte er sich. Daraufhin habe die RMK ihr jedes weitere öffentliche Auftreten verboten. «Sie besitzt aber heute noch die Frechheit», hiess es in der Anzeige weiter, «das deutsche Volk arglistig zu täuschen, indem sie angibt, einer ihrer Urväter in sintflutlichen [sic] Vorzeiten sei Jude gewesen.» Gräwe erinnerte an das in Nürnberg verabschiedete Blutschutzgesetz, das er in diesem Zusammenhang gleich zu einem «Gesetz zum Schutz der deutschen Seele» beförderte. Die Unterlagen verraten nicht, wie die Gestapo, der das Seelenheil der Deutschen vermutlich nicht übermässig am Herzen lag, auf diese neue Bedrohungsanalyse reagierte. Der NS-Musikfunktionär Gräwe war freilich noch nicht fertig: «[Ich] erblicke [...] in dem Vorgehen der Halbjüdin eine Herausforderung deutscher Volksgenossen und eine Entwürdigung des heiligsten deutschen Kulturgutes.» Am Ende seiner Ausführungen forderte der RMK-Führer juristische Schritte gegen die Übeltäterin. Er erwähnte die im Reichs-Kulturkammergesetz vom 1. November 1933 vorgesehene Verhängung einer Ordnungsstrafe, setzte aber sogleich hinzu, er halte eine solche Geldstrafe «nicht für ausreichend, um die freche Halbjüdin in ihre Grenzen zu weisen». Schliesslich hatte er es mit dieser Sanktion schon einmal versucht und es hatte nichts genützt.

Dieses eine Mal muss die Gestapo einen ihrer Denunzianten bzw. sein Anliegen als lächerlich eingestuft haben, auch wenn sich die entrüstete Anzeige gegen einen Mischling richtete. In den Akten der Gestapo endet die Geschichte

an diesem Punkt, woraus man die Vermutung ableiten kann, dass die geheimen Staatspolizisten entweder den RMK-Führer nicht ernst nahmen oder ihm rieten, es noch einmal mit einer seiner gefürchteten Geldstrafen zu versuchen. Nichtsdestotrotz war es für einen Mischling in Hitlers Drittem Reich nicht angesagt, als Unterhaltungskünstler aufzutreten. Elsa würde auf bessere Zeiten warten müssen, um aus ihrem unüberhörbaren Talent etwas machen zu können. Ebenso offensichtlich ist aber auch, dass sie noch von Glück sagen konnte, ihre «Missetat» 1935 und 1936 begangen zu haben und nicht ein paar Jahre später, in einer Phase stärkerer Fanatisierung. Denn ab 1938 begannen die Nazis, nachdem sie schon zuvor die Volljuden aus den Unterhaltungsberufen hinausgedrängt hatten, auch praktisch alle Mischlinge aus dem Kunst- und Kulturleben zu entfernen.<sup>20</sup>

Massnahmen der Gestapo konnten auch für Frauen in konventionelleren Berufen verheerende Folgen haben. Alleinerziehende berufstätige Mütter, die Mischlinge waren, konnten nicht etwa auf Nachsicht zählen, sondern wurden unter Umständen mit besonders harten Schikanen überzogen, wenn sie einen Beruf ausübten, dessen «Reinheit» den Nazis besonders wichtig war. Ernesta V. aus Wiesbaden war ein solcher Fall. 1902 in Berlin als Tochter eines Verlegers und seiner jüdischen Frau geboren, wurde sie evangelisch getauft. Sie traf ihre Berufswahl in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, entschied sich für eine Laufbahn im Bereich der Sozialpflege und baute sich bis 1933 eine gesicherte Position im Bereich der Krankenbetreuung auf. Nach der Machtergreifung Hitlers gehörte Ernesta V., die zu diesem Zeitpunkt mit einem «Arier» verheiratet war, zu den ersten Opfern der von den Nazis durchgeführten Säuberung des öffentlichen Dienstes von Voll- und Teiljuden. In der Folge arbeitete sie für deutlich weniger Geld in einer Schneiderei, wo sie Uniformen nähte. Ihre nächste Etappe war eine Vertretertätigkeit im Vertrieb pharmazeutischer Produkte, bei noch einmal reduziertem Verdienst. Parallel zu diesem beruflichen Abstieg geriet auch ihr Privatleben aus den Fugen, und 1939 wurde ihre Ehe geschieden; von da an lebte sie in Wiesbaden allein mit ihrem minderjährigen Sohn Ernst, doch tat sie sich schwer, für ihn zu sorgen. Als ob das nicht Drangsal genug gewesen wäre, wurde Ernesta V. auch noch zur Zielscheibe besonders aggressiver Schikanen der Wiesbadener Gestapo, wobei die erhalten gebliebenen dokumentarischen Quellen keine Auskunft darüber liefern, welche Ursache dies hatte. Begnügen wir uns mit der Feststellung, dass sie unter besondere Überwachung gestellt wurde. Im April 1943 erhielt Ernesta Besuch

von zwei Gestapo-Männern. Sie nahmen sie mit in ihr Hauptquartier in der Paulinenstrasse 9. Offenbar gelang es ihr nicht, die Beamten milde zu stimmen, denn sie steckten sie in eine muffige Zelle im Untergeschoss und verabreichten ihr Prügel, wobei sie sich abwechselten. Dann setzten sie sie unerklärlicherweise auf freien Fuss, drohten aber damit, sie, wann immer es ihnen passte, erneut zu verhaften. Durch die Schläge traumatisiert und verzweifelt, kam Ernesta auf den Gedanken, dass sie nicht mehr in der Lage sein würde, für ihren Sohn Ernst zu sorgen, wenn die Gestapo sie noch einmal heimsuchte. Sie traf daraufhin eine schwere Entscheidung, die sie nach dem Krieg den bundesrepublikanischen Behörden erläuterte: «Jahre 1943 gab ich dann meinen Sohn ... in die Fränkische Stiftung nach Halle [einer pädagogischen und philanthropischen Einrichtung der evangelischen Kirche], da ich mit meiner Verhaftung rechnen musste.» Die Pflegschaft für ihren Sohn war nicht kostenlos: Ernesta V. überwies der Stiftung den verbliebenen Rest ihres Erbes, um seine Aufnahme sicherzustellen. Sie überlebte den Krieg, aber in trostloser Einsamkeit und krank. 1946 musste ihr die linke Brust amputiert werden, Spätfolge der in Gestapohaft erlittenen Schläge. 1948 stellte Ernesta V. einen Antrag auf Entschädigung für erlittene Einkommenseinbussen und Verletzungen. Freunde und Nachbarn sagten vor der hessischen Wiedergutmachungskammer zu ihren Gunsten aus. Aus den Unterlagen geht nicht hervor, ob sie und ihr Sohn jemals wieder zusammenfanden.<sup>21</sup>

Manchen männlichen Mischlingen erging es nicht besser. Den 1918 in Berlin-Charlottenburg geborenen Hans Haurwitz haben wir bereits als Schüler kennen gelernt. Der Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter schlug einen ungewöhnlichen und schwierigen Weg ein. Jüdisch erzogen, weigerte er sich, seinem Glauben abzuschwören; anders als viele andere Mischlinge versuchte er nicht, sich durch den Eintritt in die evangelische oder katholische Kirche der drohenden Verfolgung zu entziehen. Infolgedessen stuften die Nazis ihn als «Geltungsjuden» ein. Es war eine schwere und folgenschwere Entscheidung. Von den 72.000 Deutschen, die im Dritten Reich als Mischlinge registriert waren, fielen nur rund 8.000 in die Kategorie der Geltungsjuden. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs musste Hans wie sein Vater den gelben Davidsstern mit dem aufgestickten Wort «Jude» tragen. An den Besuch einer weiterführenden Schule oder gar an ein Universitätsstudium war für ihn nicht zu denken. Auch auf seinen Rationskarten war das Wort «Jude» aufgestempelt, was bedeutete, dass er bestimmte Waren, die arischen Deutschen zustanden, nicht kaufen konnte: Butter, Eier, und Fett zum Beispiel.

Vater und Sohn Haurwitz lebten hauptsächlich von Kartoffeln und Kohl. Und selbst von diesen Grundnahrungsmitteln bekamen sie oft nur den Ausschuss, etwa Gemüse mit Frostschäden, das als für die Normalbevölkerung nicht mehr geniessbar galt. «Ich ging jeden Abend hungrig ins Bett», erzählte Hans in Erinnerung an diese furchtbaren Kriegsjahre. Zu den wenigen zusätzlichen Quellen, deren Ertrag mithalf, Vater und Sohn Haurwitz am Leben zu erhalten, gehörten die den Frauen ihrer Familie zustehenden Normalrationen. Frau Haurwitz hatte als Arierin das Recht, Lebensmittel in normalen Mengen zu kaufen, auch wenn es angesichts der mageren Bezahlung, die die Männer der Familie für anstrengende körperliche Arbeit erhielten, immer ein Kampf war, das Geld dafür aufzutreiben.<sup>22</sup>

Eine reguläre Arbeitsstelle in der zivilen Wirtschaft war für die Haurwitz-Männer ausser Reichweite. Was auf sie stattdessen wartete, war Zwangsarbeit. Ihre erste Station war der Westhafen, einer der zwei Berliner Umschlagplätze für den Frachtkahnverkehr. Zusammen mit anderen Juden mussten Vater und Sohn Haurwitz Kohlen von Lastkähnen auf Pritschenwägen umladen und sie anschliessend an Abnehmer in Berliner Wohnvierteln oder Industriegebieten ausliefern. Es gab am Hafen auch Lagerhallen, in denen Kohlen deponiert wurden. Dabei kamen grosse Körbe zum Einsatz, die gefüllt bis zu 70 Kilo wogen und von den Zwangsarbeitern zu den diversen Lagerhallen geschleppt werden mussten. Hans meinte rückblickend, es sei sein Glück gewesen, dass er 1939 noch jung und körperlich fit war. Er hatte in der Schule begeistert Sport getrieben, doch die schwere Arbeit strapazierte selbst seine Kraft und Ausdauer aufs Äusserste. Er bedauerte die älteren Männer in seiner Gruppe und traf mit ihnen informelle Absprachen, wonach er ihnen einige der schwersten Lasten abnahm.<sup>23</sup>

Nach einem Jahr des Kohlenschleppens wurden Hans und sein Vater an einen anderen Einsatzort versetzt, wo sie von Güterwaggons leere Weinflaschen und anderes Altglas aus dem besetzten Frankreich abladen mussten. Sie mussten die Flaschen nach Farbe und Form sortieren und dann die einzelnen Chargen zu Betrieben bringen, die das Glas einschmolzen und wiederverwerteten. Stundenlang schufteten sie jeden Tag in stickigen, dunklen Güterwaggons voller Dreck, Fliegen und Ungeziefer – von messerscharfen Glasscherben gar nicht zu reden. Das einzig Gute war, dass die Arbeit körperlich nicht so anstrengend war wie das Kohlenschleppen. Irgendwann lief auch diese Arbeit aus, da der Nachschub an Massengütern aus Frankreich und anderen besetzten Ländern ins Sto-

cken geriet. Hans und sein Vater wurden nun zur Arbeit in einer Spedition eingeteilt, die schweres Gerät innerhalb Deutschlands transportierte. Zu ihrem Glück konnten sie in Berlin bleiben, denn ihre Arbeit bestand darin, schwere Frachtstücke aus Berliner Lagerhäusern zu holen und auf Güterwaggons zu verladen. Diese Arbeit erwies sich als genau so anstrengend wie das Kohlenschleppen, und wieder musste Hans viele Male einspringen, wenn ein Hebejob die Kräfte der älteren Männer überforderte.<sup>24</sup>

Für Hans und seinen Vater währte ihr Dasein als Zwangsarbeiter praktisch bis zum letzten Tag des Dritten Reiches. Ihr Glück im Unglück war, dass sie in einem heruntergekommenen Mietshaus in Berlin-Charlottenburg wohnten, das die alliierten Luftangriffe überstand, während robustere Gebäude im gesamten Umkreis in Schutt und Asche fielen. Die sechzehn Familien in ihrem Haus schätzten sich glücklich, bei Kriegsende noch am Leben zu sein, und bemühten sich, ihren weniger gut davongekommenen Nachbarn zu helfen. Auch die Familie Haurwitz bot einer benachbarten jüdischen Familie Unterschlupf, als deren Wohnung ausgebombt wurde. Nachbarschaftshilfe wurde unter diesen bedrückenden Umständen gross geschrieben. Nach der Erinnerung von Hans äuserten die beiden hitlertreuen Familien im Gebäude keinen Einspruch, wenn alle Hausbewohner sich im Luftschutzbunker des Hauses versammelten – keine Selbstverständlichkeit im damaligen Deutschland. So kam es, dass die Familie Haurwitz bei Kriegsende noch ein Dach über dem Kopf hatte, einigermaßen gesund und «in Lohn und Brot» war. Für einen verheirateten deutschen Juden mit einem «Geltungsjuden» als Sohn und einer arischen Frau und Mutter, die in der offiziell verabscheuten «privilegierten Mischehe» lebte, war das ein ziemliches Kunststück.<sup>25</sup>

Nur wenige Mischlinge bekannten sich so aktiv zum jüdischen Glauben wie Hans Haurwitz, nicht verwunderlich in einer zunehmend weltlich orientierten Gesellschaft. Hanns-Peter Herz aus Berlin-Neukölln kann stellvertretend für die rund 64.000 Mischlinge ersten Grades im nationalsozialistischen Deutschland stehen, die christlich getauft waren. In seinem Fall war es eine evangelische Taufe gewesen, und er hatte sie kurz nach seiner Geburt erhalten. Mit dreizehn folgte die Konfirmation. Allein, sein Christentum half ihm wenig, ebenso wie seine ausgezeichneten Schulleistungen nicht verhinderten, dass er das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium verlassen musste. Schon vor diesem Einschnitt hatte Hanns-Peter Erfahrungen in einer besonderen Arbeitswelt gesammelt: Im Rahmen der von der NSDAP organisierten Kriegseinsätze für Oberschüler hatte er (als Freiwilliger) in Teilzeit kriegswichtige Aufgaben erfüllt. Er war zum

Dienst am Reisegepäckschalter der Reichsbahn am Bahnhof Friedrichstrasse in Berlin eingeteilt worden. Als er sich dort vorstellte, machte er die Bekanntschaft von drei Vollzeit-Eisenbahnern. Zwei waren einfache Arbeiter, der dritte ein früherer Zugschaffner, der degradiert worden war, weil er einen Naziwitze erzählt hatte. Die drei schauten überrascht drein, als Hanns-Peter aufkreuzte. «Warum keine HJ-Uniform?» fragten sie. Hanns-Peter versuchte die drei einzuschätzen, während er sich eine Antwort überlegte. Er kam zu dem Ergebnis, dass sie entschieden den SPD-Genossen ähnelten, die er in seiner Kindheit kennen gelernt hatte. Er liess es darauf ankommen und sagte ihnen, er sei ein Mischling. Die Taktik ging auf: Die drei Erwachsenen warfen einander Blicke zu – und lächelten. Sie nahmen Hanns-Peter auf der Stelle in ihre kleine Gruppe auf, und die vier fungierten von da an als, wenn auch fast unsichtbare, Miniatur-Widerstandszelle auf einem von Deutschlands wichtigsten Bahnhöfen. Sie machten sich einen Spass daraus, Pakete und Gepäckstücke, die NS-Parteifunktionären oder Wehrmachtsoffizieren gehörten, heimlich zu beschädigen, besonders wenn sie sicher waren, dass sich Schwarzmarktwaren darin befanden. Sie konnten sicher sein, dass in diesem Fall die Geschädigten wahrscheinlich kein grosses Aufheben von der Sache machen würden.<sup>26</sup>

Nachdem die Nazis dafür gesorgt hatten, dass Hanns-Peter Herz vom Gymnasium verwiesen wurde, musste er versuchen, eine dauerhaftere Vollzeit-Arbeit zu finden – keine leichte Aufgabe für einen Mischling. Er hatte jedoch das Glück, dass sein Vater, ein altgedientes SPD-Mitglied, und Otto Dibelius, ein gefeierter evangelischer Theologe, ihm zu einer Arbeit verhelfen. Bei Dibelius hatte Hanns-Peter schon Konfirmationsunterricht erhalten, und als einer der führenden Köpfe der «Bekennenden Kirche» war der Theologe ein erbitterter Gegner der den Nazis gefügigen «Deutschen Christen». Seine vielen Kontakte nützend, lotste Dibelius Hanns-Peter zur Geschäftsleitung einer Firma namens Ostdeutscher Schrotthandel, die an Standorten in ganz Ostdeutschland und Osteuropa Schrottmetalle verarbeitete. Im Geheimen hatte sich die Firma zu einem sicheren Zufluchtsort für einige aus rassistischen und politischen Gründen verfolgte Deutsche entwickelt. Hanns-Peter wurde einer ihrer vier Lehrlinge; drei von ihnen waren Mischlinge, der vierte war der Sohn eines prominenten Kommunisten. Hanns-Peter fand sofort einen Draht zu seinen Kollegen und Kolleginnen; man arbeitete gut zusammen und unterstützte einander. Wie sich Hanns-Peter später erinnerte, hatte die Belegschaft in einem der grösseren Verwaltungsbüros eine grosse Europakarte aufgehängt. Auf den ersten Blick zeigte



die Karte die Vorstösse der Wehrmacht und den Frontverlauf, markiert durch Nadeln mit dicken farbigen Köpfen. Auf den zweiten Blick verriet sie aber auch die Stellungen der alliierten Truppen, markiert mit unauffälligen Stecknadeln. So liess sich an der Karte ablesen, wenn Goebbels und sein Propagandaapparat Lügen verbreiteten.

Im August 1944, gerade als Hanns-Peter und seine Kollegen das massive Vordringen der Alliierten in Frankreich registrierten, nahm sein Leben eine erneute Wende, und zwar nicht zum Besseren. Die NS-Bürokraten hatten ihn nie wirklich aus den Augen verloren. Sie brachen in sein Refugium ein. Wie praktisch alle deutschen Mischlinge ersten Grades, schickten sie Hanns-Peter Herz eine Aufforderung, sich zwecks Eingliederung beim Arbeitskommando der Organisation Todt zu melden. Dass die Nazis wieder ihr Schlepptnetz über ihn geworfen hatten, raubte ihm die Illusion, der er sich hingeeben haben mochte, dass Leute wie er einer regulären Arbeit nachgehen konnten, selbst wenn es nur ein Aushilfsjob war.<sup>27</sup>

Wie Hanns-Peter Herz, war auch Martin F. ein Mischling. Er war 1920 in Berlin geboren. Anders als Hanns-Peter, gehörte Martin E, wie Hans Haurwitz, zu der kleinen Gruppe der Mischlinge, die als «Geltungsjuden» eingestuft und verfolgt wurden. Er hatte bis 1934 die Grundschule durchlaufen und sich dafür entschieden, eine Verkäuferlehre bei einer Privatfirma zu beginnen. Er hatte seine dreijährige Lehrzeit gerade hinter sich gebracht, als er im November 1938 von den NS-Behörden aus seiner Wohnung geholt und zusammen mit den Volljuden in ein Zwangsarbeitslager gesteckt wurde. Einer regulären Arbeit konnte Martin F. von da an nie wieder nachgehen. Im November 1943 holte die Gestapo ihn aus dem Lager und internierte ihn für einige Wochen in ihrer zentralen Berliner Haftanstalt. Man warf ihm Widerstand gegen den Staat und Vorbereitung zum Hochverrat vor, Verbrechen also, die jemand, der fünf Jahre lang unter hermetischer polizeilicher Bewachung gestanden hatte, wohl kaum begehen konnte. Trotzdem befand die Gestapo ihn für schuldig und wies ihn in ein Konzentrationslager ein. Er überlebte die Haft in mehreren dieser Lager und wurde schliesslich am 8. Mai 1945 von den Amerikanern befreit. Seine volle Gesundheit erlangte Martin F. nie wieder. Nach einigen Jahren bei einer Ostberliner Spedition, wo er kaum genug zum Leben verdiente, setzte er sich nach dem niedergeschlagenen Aufstand von 17. Juni 1953 nach West-Berlin ab. Die Behörden dort erwiesen sich als mitfühlender (und verfügten über mehr Geld) als die im Osten. Sie erkannten an, dass er als «Geltungsjude» zu den Verfolgten des NS-Regimes gehört hatte, und boten ihm eine Entschädigungszahlung und

eine Behindertenrente an. Martin F.s trostloses Leben zeigt, dass es für Mischlinge, die als «Geltungsjuden» eingestuft waren, im nationalsozialistischen Deutschland praktisch unmöglich war, sich eine berufliche Existenz aufzubauen, auch nicht im privaten Sektor.<sup>28</sup>

Das nationalsozialistische «System» war vor allem unsystematisch und voll von willkürlichen Festlegungen und Entscheidungen, und so konnten hin und wieder auch «Geltungsjuden» Mittel und Wege finden, sich den schlimmsten Weiterungen der Judenverfolgung zu entziehen. Gerhard Löwenthals Überlebensgeschichte illustriert das aufs Trefflichste. Der 16jährige Gymnasiast wohnte in der Berliner Knesebeckstrasse, als die Nazis am 9./10. November 1938 ihren berüchtigten Pogrom inszenierten. Die Löwenthals gaben sich, als die Ausschreitungen begannen, keinen Illusionen hin – sie wussten, dass der Antisemitismus um sie herum immer aggressiver und gewalttätiger wurde; dennoch waren sie überzeugt, es bleibe ihnen noch ein wenig Zeit, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, bevor sie für ein paar Tage Zuflucht bei arischen Freunden suchen würden. Gerhards jüdischer Vater war immerhin ein dekoriertes Weltkriegsveteran, Träger des Eisernen Kreuzes Erster Klasse. Allein, solche Beweise der Loyalität zum deutschen Vaterland waren in dieser Nacht zum 10. November 1938 nicht viel wert. Zwei Gestapobeamte erschienen an der Wohnungstür der Löwenthals und verhafteten den Vater und den älteren Sohn. Die beiden wurden zusammen mit Hunderten weiteren Juden auf Lastwagen geladen und wie in einem alptraumhaften Drehbuch von SS-Schergen mit Kolbenhieben und Tritten durch das Tor des Konzentrationslagers Sachsenhausen getrieben. Die ganze Nacht hindurch mussten sie in der Eiskälte in Reih' und Glied im gleissenden Licht von Suchscheinwerfern strammstehen und zusehen, wie weitere Lastwagenladungen Juden herangekarrt wurden. Neue Demütigungen warteten auf sie am nächsten Morgen, als ihre Bewacher ihnen befahlen, sich auszuziehen, alle ihre Habseligkeiten abzuliefern und blauweisse Häftlingsuniformen überzustreifen. In diesen wurden sie zum Appellplatz zurückgetrieben, wo SS-Männer sie «zum Spass» mit Hieben und Fusstritten traktierten.

Zum Glück für die Löwenthals war Gerhards Onkel Max hochrangiger Ingenieur bei den nahe gelegenen Heinkel-Werken, die enge Beziehungen zur SS pflegten. Max war von Gerhards Mutter alarmiert worden und legte sich ins Zeug. Noch am selben Abend wurden Vater und Sohn Löwenthal zu ihrer grossen Erleichterung aus Sachsenhausen entlassen. Sie hatten freilich traumatische

24 Stunden hinter sich, und die Familie kam einmütig zu dem Schluss, der einzig probate Ausweg aus der Bredouille sei Auswanderung.<sup>29</sup>

Doch wie viele andere als Juden oder Teiljuden eingestufte Deutsche, mussten auch die Löwenthals schnell feststellen, dass ihnen Einwanderungsquoten und unzählige andere bürokratische Hindernisse im Weg standen. Verwandte von ihnen waren schon früher in die Vereinigten Staaten ausgewandert und waren willens, sich für die Familie zu verbürgen. Die US-amerikanischen Einwanderungsbehörden teilten ihnen jedoch mit, dass sie aufgrund des momentanen Ansturms auf die Quoten mit mindestens zwei Jahren Wartezeit rechnen mussten. Ihnen wurde in dem unwirtlichen Winter 1938-39 klar, dass sie nicht mehr so viel Zeit hatten. Gerhards Eltern wurden in dieser Situation auf eine Hilfsorganisation in Grossbritannien aufmerksam, die bereit war, Jugendliche unter ihre Fittiche zu nehmen. Bruder Herbert, 13 Jahre alt, erfüllte die Förderkriterien ebenso wie Gerhard, und die Eltern hofften und planten, ihren Söhnen nach England nachfolgen zu können. Sie begannen sogar, sich in praktischen Tätigkeiten zu schulen, um nach ihrer Ankunft in England ihren Lebensunterhalt verdienen zu können. Frau Löwenthal vervollkommnete sich in der Kunst des Nähens von Handschuhen, und beide Elternteile schrieben sich mit Gerhard in einen «Butlerkurs» ein, um sich zur Not als Haushälter oder Dienstboten verdingen zu können. Die Abreise der beiden Brüder nach England war für Juli 1939 vorgesehen, doch Herbert musste ohne Gerhard fahren, den eine Mandelentzündung erwischte. Die Familie entschied, er müsse sich die Mandeln herausnehmen lassen, ehe er ins Ausland ging. Die Operation fand am 1. September 1939 statt. Kaum nötig zu sagen, dass Gerhard es nie nach England schaffte. Die Brüder sollten sich erst sechs Jahre und einen Weltkrieg später wiedersehen.<sup>30</sup>

Als «Geltungsjude» durfte Gerhard seit dem 15. März 1938, wie alle Volljuden, in Deutschland keine staatliche Schule mehr besuchen. Nach einigen abgebrochenen Anläufen mit Techniklehrgängen und einer privaten Handelsschule ergatterte er schliesslich eine Lehrstelle bei einem jüdischen Optikermeister namens Heinz Voss. Bei Voss lernte Gerhard als einer von zwanzig Lehrlingen ein Jahr lang. Danach sorgte Voss dafür, dass alle seine Auszubildenden bei einem der grössten Optikbetriebe Berlins unterkamen, dessen Inhaber, Wilhelm Brandt, zugleich Präsident der grössten Augenoptikerinnung der Stadt war. Brandt war zwar Arier, verabscheute aber die Nazis und konnte den ihm Anvertrauten einen wertvollen «Unterschlupf» gewähren. Sie fertigten Sightgläser für militärische Gasmasken an. Praktisch alle routinierten Arbeiter

waren in die Wehrmacht eingezogen worden, es herrschte ein ernster Mangel an Fachkräften für diesen Produktionszweig. Brandt warb für diese praktische Idee bei anderen Berliner Optikern, obwohl einige von ihnen überzeugte Nazis waren und hohe Ränge in der SA bekleideten. Den Rest des Jahres überstand Gerhard Löwenthal als Augenoptikergeselle.<sup>31</sup>

Sein Überleben war freilich nicht so problemlos und gesichert, wie es angesichts seiner Situation scheinen mochte. Gerhard hatte sich nämlich tollkühner Weise einer kleinen Gruppe von «Spezialisten» angeschlossen, die im Verbund eines Untergrundrings Ausweispapiere für in unmittelbarer Deportationsgefahr schwebende Juden fälschten. Sie hatten einen korrupten Kriminalinspektor gefunden, der die Aufgabe hatte, die Pässe verstorbener Deutschen zu vernichten (einer Forderung der Gestapo entsprechend). Der Beamte vernichtete die meisten Pässe, brachte aber immer ein paar auf die Seite und verkaufte sie an den Ring. Jedes Mitglied der Gruppe brachte seine spezifischen Fertigkeiten in die Fälschungsarbeit ein. Was Gerhard bei seiner Optikertätigkeit gelernt hatte, leistete jetzt gute Dienste. Andere steuerten die gefälschten Passbilder bei, ein junger Zahnarzt aus ihren Reihen spezialisierte sich darauf, Behördenstempel nachzumachen, die aus Amtsstuben herausgeschmuggelt und nach Fertigstellung der Duplikate wieder dorthin zurückgebracht wurden. Es kam, wie es kommen musste: Einer aus der Gruppe machte einen Fehler, und im Januar 1943 verhaftete die Gestapo mehrere Verdächtige, darunter Gerhard, seinen Vater und sogar seine Mutter. Gestapohaft war zu dieser Zeit für einen Volljuden, selbst wenn er in einer «privilegierten Mischehe» lebte, oder für einen als «Geltungsjuden» eingestuften Mischling mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Fahrkarte in den Tod. In diesem Fall gelang es der Gestapo jedoch nicht, ausreichende Beweise für die Überführung des Sohnes Löwenthal oder die Mitwisserschaft des Vaters zusammen zu bringen, und die beiden Eltern Löwenthal kamen bald wieder auf freien Fuss. Anders Gerhard; er blieb in Verwahrung im berüchtigten Sammellager Hamburger Strasse. Nach drei Monaten trat wundersamer Weise erneut Onkel Max auf den Plan, der Gerhard und seinen Vater schon 1938 aus dem KZ Sachsenhausen losgeeist hatte. Noch einmal liess er seine SS-Verbindungen spielen. Allein, was Gerhard von Mitte Januar bis Mitte März in Gestapohaft erlebte und sah, war ihm eine ernüchternde Lehre. Er bekam aus nächster Nähe mit, wie Tag für Tag Männer brutal verhört und gefoltert wurden, und er wurde Zeuge der Zusammenstellung von mindestens zehn Transporten jüdischer Häftlinge in der Grössenordnung von jeweils 1.000

bis 2.000 Personen. Alle diese Transporte gingen nach Auschwitz.<sup>32</sup> Es grenzte an ein Wunder, dass Gerhard Löwenthal wieder nach Hause entlassen wurde. Besonders makaber für ihn war, dass er noch während seiner Haftzeit erfuhr, dass alle zwanzig Mitglieder seiner Gruppe von Optikerlehrlingen, einschliesslich seines Optikermeisters Heinz Voss, mit einem der Transporte nach Auschwitz geschickt worden waren. Gerhard durchlebte in der Folge noch mehrere haarsträubende Situationen, ob an seiner Arbeitsstelle oder in der Umgebung der heimatlichen Knesebeckstrasse in Berlin-Mitte, aber er und seine Eltern überstanden auch noch die letzten beiden Kriegsjahre, ebenso wie sein Bruder Herbert, der sich inzwischen der britischen Armee angeschlossen hatte, in der er es zum Major brachte und Ende April 1945 in Italien mit der Aufgabe betraut wurde, keinen Geringeren als den Generalfeldmarschall Albert Kesselring zu verhören.

In der Mehrzahl waren die Mischlinge, deren Leben durch die unter den Nazis einsetzende Entrechtung beeinträchtigt wurde, junge Leute, die noch die Schule besuchten oder dabei waren, ins Berufsleben einzutreten; es gab aber auch Ausnahmen von dieser Regel. Karl R. war schon ein etablierter, erfolgreicher Architekt in Mönchengladbach, als die Nazis an die Macht gelangten. Sein Pech war, dass sein Name nicht «arisch» klang. Sein Antrag auf Mitgliedschaft in der vom NS-Regime gesteuerten Reichskammer der Bildenden Künste wurde abgelehnt. 1935 protestierte der 56jährige beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf vehement gegen diese Entscheidung und ging danach den Instanzenweg bis zur Reichskulturkammer in Berlin. Zu seinem Unglück erregte er mit seinem Vorgehen die Aufmerksamkeit anderer NS-Akteure: Im September 1936 teilte die Düsseldorfer Gestapo Karl R. mit, dass es ihm, da er nicht Mitglied der Reichskammer sei – und noch dazu ein Mischling –, ab sofort verboten sei, den Architektenberuf weiter auszuüben.

Mit beachtlicher Courage setzte Karl R. sich weiterhin zur Wehr: Er erinnerte die Leitung der Reichskulturkammer in Berlin daran, dass er im Ersten Weltkrieg Frontsoldat gewesen war, sich nie um Politik gekümmert hatte, vor allem aber ein fähiger Architekt war, dessen Bauten nie schlechte Noten bekommen hatten. Nur weil er Mischling war, könne man ihm doch nicht den Lebensunterhalt entziehen. Ein Apparatschik in der Reichskulturkammer, Dr. Gaber, verwarf die Beschwerde Karl R.s und berief sich dabei auf seinen Vorgesetzten: «Der Präsident der Reichskulturkammer [hat] Ihre Beschwerde [...] abschlägig beschieden [...] Ein Einspruch dagegen [ist] nicht möglich. Weitere

Schreiben an mich sind daher zwecklos.» eine Kopie dieses Bescheids gab die Reichskulturkammer der Gestapo in Düsseldorf zur Kenntnis.

Eine von Karl R.s Qualitäten war Beharrlichkeit. Er verschickte weitere Eingaben an diverse Behörden und Organisationen, in denen er seine beruflichen Leistungen schilderte und seine Zuverlässigkeit beteuerte. Nicht nur hatte er im Weltkrieg als Soldat gedient; er hatte sich sogar im fortgeschrittenen Alter von 36 Jahren freiwillig für einen Einsatz an den exponiertesten vorgeschobenen Stellungen der Westfront gemeldet und dort zwei Jahre durchgehalten. Allein, unter dem Strich bewirkten seine soldatischen Verdienste nichts. Karl R. durfte in Hitlers Drittem Reich nicht mehr als Architekt arbeiten. Abgesehen von der moralischen Verkommenheit, die sich in einem so schäbigen Umgang mit einem loyalen Deutschen zeigte, verzichteten die Nazis vorsätzlich auf die Dienste eines bestens ausgebildeten und beruflich erfahrenen Architekten. Das Schicksal des Karl R. demonstrierte, dass keine Berufs- und keine Altersgruppe von Mischlingen vor der Verfolgung geschützt war.<sup>33</sup>

Wie Karl R., war auch Max S. kein junger Mann mehr, als die Nazis auf ihn aufmerksam wurden. Sein Schicksal illustriert anschaulich den zunehmenden Fanatismus der Nazis gegenüber jüdisch-stämmigen Personen aller Altersgruppen. Max S. kam 1899 als Sohn der Jüdin Marta S. und des Protestanten Leopold S. zur Welt. Er gehörte zu der Altersgruppe, die im Ersten Weltkrieg von extrem schweren Verlusten betroffen war. Als 18jähriger Kriegsfreiwilliger ab März 1917 war er zu einer Einheit gekommen, die zur Stabilisierung gefährdeter Frontabschnitte sowohl im Westen als auch im Osten eingesetzt wurde. Er hatte als Grenadier in den Schützengräben gekämpft und war für seine Tapferkeit ausgezeichnet worden. Im August 1918 während des deutschen Truppenrückzugs in Frankreich verwundet, war Max S. in britische Kriegsgefangenschaft geraten und erst am 29. Oktober 1919, ein Jahr nach dem Waffenstillstand, auf freien Fuss gekommen. 1931 heiratete er Marta D., und die beiden liessen sich in Essen nieder. Marta war evangelisch, Max nominell Mitglied der jüdischen Gemeinde – zumindest wurde seine Kirchensteuer an diese Glaubensgemeinschaft abgeführt. Er hatte jedoch nach eigenen Angaben kein Interesse an der Religion und erklärte in einer späteren Eingabe an die Polizei, er habe sich im Oktober 1938 auch förmlich von der jüdischen Gemeinde getrennt, nachdem er schon zuvor jahrlang keinen Kontakt mit ihr gehabt habe. Arglos erklärte er der Polizei den Grund, warum er nicht schon viel früher aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten war: «Leider habe ich die gesetzlichen Bestimmungen nicht gekannt, dass ich als Mischling 1. Grades und als Angehö-

riger der jüdischen Religionsgemeinschaft nicht mehr als Jude galt, wenn ich bis zum 15. September 1935 aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten wäre.» Dies konnte sicherlich als ein opportunistischer Versuch gedeutet werden, sich den Repressalien, die den Juden angetan wurden, zu entziehen; andererseits konnten diejenigen, die Max S. kannten, bestätigen, dass er immer schon ein Mensch gewesen war, der das klare und aufrichtige Wort liebte.

Dieser «deutsche» Charakterzug bewahrte ihn leider nicht vor zunehmender Verfolgung. Ab 1935 wurde er als «Mischling ersten Grades geführt. Doch 1941 nahm die Gestapo seine frühere Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde zum Vorwand, um ihn als «Geltungsjuden» einzustufen, und zwang ihn, in amtlichen Dokumenten den zweiten Vornamen Israel zu führen. Nach dem 1. September 1941 schrieben neue Verordnungen den Geltungsjuden ausserdem vor, wie die Juden in der Öffentlichkeit den gelben Davidsstern zu tragen. Ohne sein Wissen hatte seine Frau Marta Anfang 1942 bei der zuständigen Behörde einen Antrag auf Befreiung ihres Mannes von dieser Vorschrift gestellt, der jedoch abgelehnt worden war. Aus Gründen, die nicht nachvollziehbar sind, entschied sie sich, ihrem Mann nichts von diesen Bemühungen zu sagen. Eine Zeit lang schien es, als bleibe seine «Heraufstufung» zum Geltungsjuden folgenlos. Max hatte eine bescheidene Arbeit als Auslieferer und Geldeinnehmer für eine Essener Textilfirma und verdiente 25 Reichsmark die Woche. Es war unwahrscheinlich, dass irgendjemand ihm diesen Job neidete, und da er von Natur aus ein bescheidener Mensch war, fiel es ihm nicht schwer, das unauffällige Leben zu führen, für das sich auch die meisten anderen Mischlinge entschieden. Doch am 22. Februar 1943 nahm die Gestapo in Essen, nachdem sie von dem Antrag der Frau S. im Vorjahr, ihrem Mann das Tragen des Davidssterns zu erlassen, erfahren hatte, die Spur von Max S. auf und ertappte ihn dabei, wie er ohne seine Armbinde Lieferungen ausfuhr. Er wurde verhaftet. Er war zwar mit einer arischen Frau verheiratet, aber die Ehe war kinderlos und daher nicht «privilegiert». Die Behörden erwogen, ihn in ein Konzentrationslager einzuweisen, sahen dann aber davon ab. Einen Monat später kam er aus der Haft frei.

Max S. war nach wie vor in einer alles andere als beneidenswerten Lage. Seine Stelle bei der Textilfirma hatte er verloren und war nun darauf angewiesen, Gelegenheitsarbeiten jeder Art zu finden. Eines Tages schnappte ein Polizist in Essen ein Gespräch zwischen ein paar Einkaufsbummlern auf, bei dem einer der Teilnehmer erzählte, in einem teilweise ausgebombten Mietshaus in

der Nähe verkaufe ein Jude Zigaretten und Zigarren. Der Polizist ging der Sache nach und stiess auf Max S.» der die Stellung für den Inhaber eines Tabakgeschäfts hielt, während dieser versuchte, bei der Wohnungsbehörde die Erlaubnis für Reparaturen an dem beschädigten Gebäude einzuholen. Der Polizist vernahm Max S. eingehend und verlangte dann seine Ausweispapiere. Als er feststellte, dass Max Geltungsjuder war, meldete er den Fall an die Gestapo. Am 29. November 1943 nahm die Gestapo Max S. wieder fest und erhob Anklage gegen ihn, weil er vorschriftswidrig den Judenstern nicht getragen hatte, weil er in amtlichen Dokumenten nicht den zweiten Vornamen Israel eingetragen und weil er ohne Genehmigung Tabakprodukte verkauft hatte. Trotz der Fürbitten und Anträge seiner Frau Marta wurde er ins Essener Polizeigefängnis eingewiesen. Ende April 1944 wurde Essen zum Ziel eines schweren Bombenangriffs. Ein Vollzugsbeamter des Gefängnisses schilderte danach in einem Bericht das Verhalten des Gefangenen Max S.:

Etwa 4 Monate wurde S. in der Baracke mit als Hausarbeiter beschäftigt. Die vielseitigen Arbeiten hat S. stets mit Fleiss, Zuverlässigkeit und Umsicht zufriedenstellend erledigt. Bei dem Terrorangriff in der Nacht vom 26. zum 27. 4.44. war er durch sein ruhiges und besonnenes Verhalten merkbare Unterstützung der Beamten. Während der grössten Feindeinwirkung hat er mehrere Brandbomben gelöscht und dadurch die Baracke mit retten helfen. Beim Ausbruch der Gefangenen stellte er sich diesen mutig entgegen und war den Beamten eine wertvolle Hilfe. Durch seinen Fleiss bei der Instandsetzung der Baracke hat S. wesentlich dazu beigetragen, dass diese in kurzer Zeit wieder mit Gefangenen belegt werden konnte.

S. macht durchaus den Eindruck eines ruhigen, bescheidenen und fleissigen Menschen.

Unbeeindruckt von diesem ausgezeichneten amtlichen Führungszeugnis für Max S., ordnete die Gestapo wenige Tage später seine Deportation nach Auschwitz an. Er traf dort am 31. Juli 1944 ein. Sein weiteres Schicksal lässt sich aus den Akten nicht ersehen. Aber man muss wohl davon ausgehen, dass Max S., ein anerkannter und mit Auszeichnungen versehener Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs, der sich nie etwas zu Schulden kommen lassen und im Essener Polizeigefängnis unter für ihn demütigenden Bedingungen einen vorbildlichen Häftling abgegeben hatte, Auschwitz nicht überlebte. Mit einer Gemeinschaft nach der anderen hatten die Nazis ihn zur Strecke gebracht. Ein Gel-



tungsjuden, der den zweiten Vornamen Israel verschmähte, ohne Judenstern auf die Strasse ging und ohne Genehmigung Zigaretten verkaufte, verdiente offensichtlich keine Gnade.<sup>34</sup>

Manche Mischlinge arbeiteten in technischen Berufen, die die Nazis als wichtig genug erachteten, um zumindest zweimal zu überlegen, ob sie es sich leisten konnten, sie auf die Strasse zu setzen. Dietrich Goldschmidt, Sohn des namhaften Archivars und Historikers Hans Goldschmidt, der sich im Kaiserreich und danach in der Weimarer Republik einen Namen gemacht hatte, gehörte zu dieser Personengruppe. Sein Vater schaffte es nach seiner Entlassung aus dem öffentlichen Dienst, sich auf selbstständiger Basis von Auftrag zu Auftrag zu hangeln, doch an eine berufliche Laufbahn im herkömmlichen Sinn war offensichtlich für Leute wie ihn und seinen Sohn nicht mehr zu denken. Nach der Pogromnacht vom November 1938 versammelte sich die Familie Goldschmidt und fasste mehrere Beschlüsse. Der Vater, der als Historiker einen internationalen Ruf hatte, sondierte durch Kontaktaufnahme mit ausländischen Kollegen die Möglichkeiten eines Exils. Dietrich und sein älterer Bruder, die in ihrem Ausbildungsgang schon weit fortgeschritten waren, würden versuchen, Beschäftigung in technischen Spezialberufen zu finden oder aber ins Ausland zu gehen. Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs emigrierte Hans Goldschmidt nach Grossbritannien, wo er auf dem Höhepunkt der deutschen Vorbereitungen auf eine Landung in England 1940 für kurze Zeit als «feindlicher Ausländer» interniert wurde. Sein ältester Sohn, der später Anwalt wurde, wanderte ebenfalls aus. Der jüngere, Dietrich, der gute mathematische und technische Begabungen hatte, entschied sich, in Deutschland zu bleiben.<sup>35</sup>

Eine Weile schien es, als sei dies die richtige Entscheidung gewesen. Dietrich machte an der angesehenen Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg 1939 seinen Diplomingenieur und fand eine Anstellung bei der Berliner Firma Kemperer, die Bauteile für Motoren herstellte und 1942 mit der Weltfirma DEMAG Motorenwerke fusionierte. Bis zum Herbst 1944 arbeitete Dietrich in Festanstellung und bei vollem Gehalt. Eine Weile arbeitete er als Assistent einem der Direktoren der DEMAG zu, doch dann, als die Lage für die Mischlinge eng wurde, kamen seine Vorgesetzten zu dem Schluss, dass er für sie zur Belastung wurde. Mit Widerstreben und Bedauern versetzten sie ihn schliesslich auf einen weniger exponierten Arbeitsplatz. Sein letzter «Karrieresprung» in Nazideutschland bestand darin, dass er, der Ingenieur und einstige Hoffnungsträger der Firma, auf einem Sachbearbeiterposten in der Ersatzteile-

abteilung der DEMAG landete. Selbst für Leute mit hohen technischen Fertigkeiten war eine Karriere in Deutschland unmöglich geworden, wenn sie nicht deutschblütig genug waren und keine mächtigen Fürsprecher hatten. Im September 1944 musste Dietrich Goldschmidt nach zahlreichen Verzögerungen und letztlich vergebenden Appellen die «Uniform» eines Zwangsarbeiters überziehen.<sup>36</sup>

Mischlinge, die das Pech hatten, einen Namen zu tragen, der für Naziohren jüdisch klang, mussten oft schon von früher Kindheit an schwere Demütigungen und Verfolgungen erdulden. Adolf Gersonsohn trug einen Familiennamen, der einschlägig interessierte NS-Bürokraten geradezu einlud, bei ihm Zeichen für die Zugehörigkeit zur «jüdischen Rasse» zu suchen. Und in der Tat hatte er kein blondes Haar und keine blauen Augen, entsprach also nicht dem Klischee des «Ariers». Das war für die Behörden schon Grund genug, Adolf Gersonsohn all das zuzutrauen, was sie unter jüdischen Machenschaften und jüdischen Lasten verstanden. 1927 in Düsseldorf als Sohn von Hermann und Liselotte Gersonsohn geboren, war Adolf 1942 fünfzehn Jahre alt, hatte aber nicht die Chance gehabt, die Schule zu Ende zu machen. Er hatte auch nicht die Chance gehabt, Mitglied der HJ oder Flakhelfer zu werden, ein Ausbildungsjahr beim RAD zu absolvieren oder eine soldatische Grundausbildung zu erhalten wie die anderen Jungen seines Jahrgangs. Für einen, der so hiess und so aussah wie er, war schon der Besuch der Volksschule ein Hindernislauf. Adolf war freilich ein quicklebendiger Junge, schlagfertig und nie um ein Wort verlegen. Seine Erfahrungen in und mit der Gesellschaft hatten ihn gelehrt, auf der Hut zu sein und die Sprache als Schutzschild zu benutzen.

Mit vierzehn kam Adolf zum ersten Mal in Konflikt mit dem Gesetz. Wegen eines Kleindiebstahls während seiner Tätigkeit für eine Düsseldorfer Baufirma schuldig gesprochen, sass er zwei Wochen Haft in einem Jugendgefängnis ab. Schlimmeres folgte. 1942 wurde Adolf zur Arbeit in einer Blechnelei in Düsseldorf eingeteilt, wo er auf einen Vorgesetzten traf, der bereits über seine vermeintlich zwielichtige Vergangenheit informiert war. Wie schon früher, schien es auch jetzt wieder, dass Adolf allein schon durch seinen Namen und sein Aussehen den Unwillen von Vorgesetzten und Kollegen erregte. Sechs Monate nach Antritt seiner neuen Stelle verhaftete die Gestapo Adolf, dieses Mal unter gewichtigeren Vorwürfen: «Adolf Gersonsohn verübte in letzter Zeit wiederholt Handlungen, die fast auf Sabotage schliessen lassen», berichtete sein Arbeitgeber. «Alle Ermahnungen waren bisher ergebnislos. Beim Verladen von

Waggons hat er gestern die Rangiereinrichtung schwer beschädigt, indem er heimlich ins Bremshaus eines Waggons kletterte und dort die Bremse stark anzog.» Weitere Anschuldigungen folgten: «Trotz Verwarnung wurde er bei den Franzosen angetroffen, von denen er sich Zigaretten geben liess.» Und schliesslich ein schwer wiegender Vorwurf: «Ein weiterer Grund für die Entlassung ist, dass Gersonsohn von der hier beschäftigten Jugendlichen Wilhelmine D. getrennt werden muss.» Die beiden seien dabei beobachtet worden, wie sie die Köpfe zusammengesteckt hätten, erklärte der Vorgesetzte: «Es liegt erheblicher Verdacht vor, dass die beiden Jugendlichen [...] Beziehungen haben, die evtl, nicht ohne Folgen bleiben.» Das eigentlich Schlimme hieran war natürlich die «Blutszugehörigkeit» Adolf Gersonsohns. «Der Vater von Gersonsohn ist Jude. Es scheint tatsächlich, dass das jüdische Blut hier vorherrschend ist, da der Junge in jeder Weise verdorben ist und es gut wäre, wenn er einer Anstalt übergeben würde.»<sup>37</sup>

Verhöre durch die Gestapo folgten. Die Antworten, die Adolf gab, waren die eines konsternierten, eingeschüchterten Jungen. Als seine Vernehmer ihm vorwarfen, er habe «Sabotage» durch Manipulieren der Bremsen eines Güterwaggons verübt, sagte er: «Weshalb ich dieses getan habe, weiss ich selbst nicht.» Den Vorwurf des «Fraternisierens» mit französischen Kriegsgefangenen beantwortete er mit der kleinlauten Aussage: «Ich habe wohl einmal *eine* Zigarette von einem Franzosen angenommen, die ich dann auf sein Drängen hin rauchen musste. Sonst habe ich weiter keine Zigaretten angenommen.» Ein dritter ihm vorgeworfener Gesetzesverstoss hatte mit einer Blechbearbeitungsmaschine zu tun, an der seine Kollegin Maria L. gearbeitet hatte. Sie hatte ihn gebeten, die Maschine anders einzustellen, damit sie sich mit weniger Kraftaufwand bedienen liess. Adolf erklärte, er habe dies getan, aber unter Aufsicht des Meisters Unterstenfeld, der dagegen nichts eingewendet habe.

Der eigentliche Grund für die intensive Vernehmung des Adolf Gersonsohn (die sich über mehrere Sitzungen hinzog) sollte jedoch bald offenkundig werden. Was die Polizei brennend interessierte, war die Frage, wie eng möglicherweise Adolfs Verhältnis zu der 16jährigen Wilhelmine Dette gewesen war. «Mit der Dette kam ich fast jeden Tag zusammen», gab Adolf zu. Er räumte auch ein, dass die beiden fast jeden Tag ihre halbstündige Mittagspause miteinander verbracht hatten. Ausserhalb der Arbeitszeit, fügte er hinzu, habe er das Mädchen nie gesehen. Auf weiteres bohrendes Nachfragen gestand er, dass er aus Gesprächen wusste, in welchem Vorort von Düsseldorf Fräulein Dette wohnte. Genaueres als das habe er jedoch nicht gewusst und nie ausserhalb der

Arbeitszeit und Arbeitsstätte den Kontakt zu ihr gesucht. Damit gab sich die Gestapo nicht zufrieden und behielt Adolf weiterhin in Haft. Nach einigen Wochen verhörten die Beamten ihn erneut. Aus dem Protokoll geht hervor, dass dabei etwas Neues in Bezug auf seine «wirklichen» Gefühle für seine 16jährige Kollegin herauskam. «Dem Wesen und dem Aussehen nach hat sie mir gefallen», gestand er einem seiner Vernehmer. «Ich habe mir [sic] immer mit dem Gedanken getragen, mit ihr freundschaftlich zu verkehren und mit ihr später näher zusammen zu kommen. Unter anderem wollte ich mit ihr später Lichtspielhäuser aufsuchen, Rheinfahrten machen und evtl. auch Sport betreiben.» Auf weiteres Drängen gab Adolf endlich das preis, was seine Vernehmer hören wollten: «Auch habe ich mir [sic] mit dem Gedanken getragen, mit der Dette später geschlechtlich zu verkehren.» Selbst dieses Geständnis genügte den Beamten noch nicht; sie wollten genauer wissen, an welche sexuellen Praktiken er gedacht habe. Das Verhörprotokoll wird an dieser Stelle extrem explizit, indem es detailliert beschreibt, was Adolf sich unter sexuellen Beziehungen zur «Dette» vorstellte. Im Grunde war es nicht mehr als die Verbalisierung der normalen sexuellen Wünsche und Fantasien eines 15jährigen, der Gefallen an einem Mädchen seiner Altersgruppe gefunden hat. Aus dem Protokoll wird durchaus deutlich, dass die Vernehmer Adolf stark unter Druck setzten, um solche Details aus ihm herauszupressen und seine Fantasien möglichst ausschweifend und schamlos erscheinen zu lassen. Aus ihrem abschliessenden Bericht spricht ein Hass, der frösteln macht. Erneut wurde betont, dass Adolfs Vater ein Volljude, seine Mutter «angeblich deutschblütig» sei. Damit mussten sie ihn dem Gesetz nach als einen Mischling ersten Grades einstufen; das taten sie auch, fügten aber einen Vorbehalt hinzu:

Bei Gersonsohn ist zweifellos, wenn man seine charakterlichen Eigenschaften berücksichtigt, dass [sic] jüdische Blut vorherrschend, sodass er immer zu strafbaren Handlungen neigen wird. Er ist schon jetzt auf seine Art ein ganz raffinierter und ausgekochter Bursche und gibt nur das zu, was er unbedingt nicht mehr ableugnen kann. Auch bei seiner Vernehmung versuchte er sich immer wieder herauszureden [...]. Erst nach wiederholten Ermahnungen bequeme er sich langsam, die gegen ihn von Seiten seines früheren Arbeitgebers vorgebrachten Anschuldigungen zuzugeben.

In der Überzeugung, der junge Mann sei keiner Besserung zugänglich, traf die Behörde eine Entscheidung. «Gersonsohn stellt auf Grund seiner charakterli-

chen Veranlagung für die Volksgemeinschaft in Zukunft zweifellos eine Gefahr dar, wenn er nicht rechtzeitig dieser entzogen wird. Es erscheint daher im Interesse der Volksgemeinschaft angebracht, ihn dieser für ganz zu entziehen, damit er für derartige oder ähnliche Handlungen keine Gelegenheit mehr hat.» Für Mischlinge, die einen «jüdisch klingenden» Namen trugen und nicht arisch aussahen, bestand das grösste berufliche Risiko darin, bei der Arbeit in engen Kontakt mit einem arischen Mitglied des anderen Geschlechts zu kommen.<sup>38</sup>

Viele Mischlinge entstammten der städtischen Mittelschicht und führten ein normales, nicht weiter auffälliges Leben, bis sie in die Fänge der nationalsozialistischen Judenverfolgung gerieten. Allerdings war nicht jeder verfolgte Jude oder Teiljude unschuldig und gesetzestreu. Siegfried G. war 1906 in Fulda als Sohn einer jüdischen Mutter, die nie heiratete, zur Welt gekommen. Nach der Volksschule hatte er eine Metzgerlehre begonnen, hielt es dort jedoch nicht lange aus. Er liess sich von einer Gelegenheitsarbeit zur anderen treiben und erwarb sich den Ruf, faul, ignorant und unzuverlässig zu sein. Oft betrunken und desorganisiert, wettete er öffentlich gegen die Partei oder die politische Ordnung, die gerade herrschte. In den Jahren vor der Machtergreifung Hitlers leistete er den Nazis, vielleicht weil er sich seiner Abstammung gar nicht bewusst war, praktische Hilfe, indem er bei Wahlkämpfen NS-Plakate klebte, der Partei Geld spendete und mithalf, für die Bewegung Hitlers Geld aufzutreiben. In einem der vielen Jobs, in denen er sich versuchte, wurde er im Sommer 1936 einem Fernfahrer als Hilfskraft zugeteilt. Einmal liess er sich in Gegenwart von mehreren Kollegen zu einigen provozierenden Aussagen hinreissen. Er sagte eine neue Nahrungsknappeit in Deutschland voraus und erklärte, es sei alles die Schuld der Partei. Die Nazis hätten, solange die Olympiade im Gang gewesen sei, die Versorgungsmängel vertuscht; dafür gebe es jetzt keinen Grund mehr, und die Leute litten Hunger. Früher oder später, grollte Siegfried, werde jemand Hitler aus dem Verkehr ziehen. Die Kugel für den Führer sei schon gegossen, versicherte er seinen Kollegen. Nicht lange, und Siegfried G. merkte am eigenen Leib, wie sehr die Zeiten sich geändert hatten, insbesondere für Mischlinge. Seine Kumpels denunzierten ihn, und nach wenigen Tagen fand er sich in einer Gestapo-Zelle wieder. Die Nachricht von seiner Verhaftung verbreitete sich schnell, und es meldeten sich weitere Belastungszeugen. Mit jedem neuen Tatbestand, den die Denunzianten ihm anlasteten, legten seine Ankläger eine stärkere Betonung auf die Feststellung, dass er Mischling war. Manche Denunziationen waren drastisch. Eine frühere Geliebte – Siegfried

liess sich durch seine Ehe nicht von einem sehr geselligen Lebenswandel abbringen – behauptete, er habe es bei hellichtem Tag in einem Steinbruch mit ihr getrieben und sie danach nackt fotografiert. Jetzt, da sie erfahren habe, dass er Halbjude war, halte sie es für ihre staatsbürgerliche Pflicht, den Vorfall zu melden. Andere Zeugen steuerten Aussagen über anstössige Äusserungen des Beschuldigten bei. Das alles führte dazu, dass Siegfried G. zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurde, zum einen wegen Wehrkraftzersetzung, zum anderen weil er in jenem Steinbruch einen Akt der Rassenschande begangen hatte. Dass er mit einer arischen Frau verheiratet war und zwei Kinder hatte, bewahrte ihn womöglich vor einer schwereren Strafe. Am Vorabend des Krieges aus dem Gefängnis entlassen, verdingte er sich als Hilfsarbeiter in einem Sägewerk in der hessischen Provinz und überlebte den Krieg erstaunlicherweise. Vielleicht hatte die Gefängnisstrafe seine Überlebensinstinkte geschärft. Gewiss aber trug die Tatsache, dass er an einem abgelegenen Ort einer unauffälligen Arbeit nachging, mit dazu bei, dass er in der Folge nicht mehr ins Visier der Judenjäger geriet.<sup>39</sup>

Rudolf H. stammte aus Krefeld. 1921 als Sohn von Otto und Maria H. geboren und von Angehörigen und Freunden Rolf genannt, war er der jüdischen Gemeinde Krefelds lose verbunden, eine Formalität, die den NS-Behörden ausreichte, ihn als Geltungsjuden einzustufen. Das bedeutete, dass er, wie die Volljuden, den Judenstern tragen und den zweiten Vornamen Israel annehmen musste und dass er geringere Lebensmittelrationen erhielt. Vom Besuch weiterführender Schulen ausgeschlossen, heuerte Rolf nach der Volksschule als Kraftfahrer bei der Spedition Heinrich Pollen in Köln an. Er entpuppte sich als zuverlässig und technisch geschickt und fuhr bald die schweren Laster der Firma, doch nicht lange, und die antijüdischen Gesetze der Nazis forderten auch von ihm ihren Tribut. Als Geltungsjude musste er seinen Führerschein abgeben. (Er gehörte somit nicht zu den Mischlingen, die als «Fahijuden» eingestuft waren und die unter bestimmten Voraussetzungen mit einer Sondererlaubnis Kraftfahrzeuge lenken durften.) Einen Vorteil hatte der Status des Geltungsjuden für Rolf H.: Er konnte weiterhin bei der Spedition Heinrich Pollen arbeiten, während viele seiner Kollegen in den Krieg ziehen mussten. Firmenchef Pollen beklagte sich Ende 1943, elf seiner Mitarbeiter an die Wehrmacht verloren zu haben. Damit nicht genug, waren bei einem Bombenangriff im Juni 1943 einer der Miteigentümer der Spedition und ein Angestellter ums Leben gekommen. Die Firma brauchte jetzt mehr als je zuvor jeden fähigen Mitarbeiter, den sie

kriegen konnte, um ihre Lieferungen an die Luftwaffe und andere militärische Abnehmer durchführen zu können. Aber betriebliche Erfordernisse kümmerten die Gestapo wenig. Am Nachmittag des 29. November 1943 lieferten Rolf H. und sein Kollege, der Fahrer Fritz Schmitz, Ware zu einem Kölner Lagerhaus. Schmitz war Kriegsversehrter und litt noch an den Folgen erlittener Verwundungen an seinem rechten Arm und Ellbogen. Rolf H. sah eine Weile zu, wie Schmitz sich quälte – vor allem das Betätigen des Schalthebels fiel ihm schwer –, und setzte sich dann ans Lenkrad. Unglücklicherweise stiessen sie, als sie um eine Kurve bogen, an der Auffahrt zu einer Brücke auf eine Polizeikontrolle. Sie tauschten noch schnell die Plätze, doch ein aufmerksamer Polizist hatte dies beobachtet und nahm sie in Haft. Am 12. Dezember 1943 mussten beide Männer der Krefelder Polizei Rede und Antwort stehen. Fahrer Schmitz erklärte, er habe seinen Beifahrer gebeten, das Lenkrad zu übernehmen. Rolf H. hingegen beharrte darauf, er habe den Platztausch vorgeschlagen, was natürlich die für ihn ungünstigere Variante war. Die Krefelder Ordnungsbehörde konnte den Sachverhalt nicht klären und verhängte schliesslich im Januar 1944 gegen beide Männer eine Strafe von 50 Reichsmark oder wahlweise 10 Tagen Gefängnis.

Damit hätte die Geschichte ihr Bewenden haben können, doch sie hatte es nicht. Die Krefelder Gestapo bekam Wind von dem Vorgang und leitete eilends eine eigene Untersuchung ein. Am 15. März 1944 verhafteten Gestapobeamte Rolf H. (Schmitz blieb unbehelligt.) Rolf H. habe es, hiess es im Vollzugsbericht, «bei seiner Vernehmung am 26.12.1943 bei der Ortspolizeibehörde Krefeld [unterlassen], das Protokoll mit dem zusätzlichen Vornamen ‚Israel‘ zu unterschreiben». Das musste nach Ansicht der Gestapo mit der Einweisung ins Konzentrationslager bestraft werden. Eingaben zugunsten Rolfs von seinem Kollegen Schmitz und seinem Chef Heinrich Pollen blieben offenbar ohne nennenswerte Wirkung.<sup>40</sup> Dafür landete in den Ermittlungsakten der Gestapo ein Bericht eines anonymen Denunzianten, der angab, in der Nähe von Rolf H. zu wohnen. «Ich habe mich für diesen Juden [...] interessiert und brachte ich Folgendes in Erfahrung, worüber ich als Deutscher nicht schweigen kann», schrieb der Informant an die Gestapo. Es folgte ein Sammelsurium von Gerüchten und Unterstellungen, die u.a. besagten, Rolf H. leiste sich «schöne Herrenfahrten mit dem Wagen» und unterhalte Wohnungen in Krefeld und Bad Godesberg. Diese Behauptungen waren ganz offensichtlich absurd, wenn man bedachte, welchen Hungerlohn Rolf H. als Beifahrer verdiente und welches aufmerksame Auge die Polizei- und Ordnungsbehörden bereits auf ihn hatten.

Was aus Rolf H. geworden ist, wissen wir nicht. Sein Fall zeigt jedoch einmal mehr, dass Mischlinge und insbesondere Geltungsjuden unter ständiger Beobachtung durch die Polizei sowie durch selbst ernannte Hilfspolizisten, sprich Denunzianten, standen. Offenbar fühlten sich manche Arier geradezu gekränkt, wenn Juden oder Geltungsjuden im nationalsozialistischen Deutschland noch Auto oder Laster fuhren.<sup>41</sup>

Im vorigen Kapitel war bereits die Rede davon, dass manchen jüdischen Mischlingen Schikanen und Diskriminierungen, wie sie Teiljuden in grossstädtischen Ballungsräumen wie Köln oder dem Ruhrgebiet widerfuhren, einfach deshalb erspart blieben, weil sie «weit vom Schuss» lebten. Erinnern wir uns an Martha Rohr, das Berliner Waisenmädchen, das bei den Knebels aufgewachsen war, einer Landwirtschaftsfamilie in Wintersdorf unweit der Grenze zu Luxemburg. Sie war 1933 bereits volljährig, als sie erstmals ihre «Andersartigkeit» zu spüren bekam. Der neue Ortsgruppenleiter von Wintersdorf, Hans Dokter, kultivierte eine intensive Abneigung gegen die lebenswürdige Martha, weil sie Halbjüdin war. Volljuden, auf die man hätte losgehen können, gab es in der ganzen Umgebung nicht. Bis dahin hatten die Dorfbewohner, in deren Mitte Martha aufgewachsen war und die alle über ihre Herkunft Bescheid wussten, keine Feindseligkeit ihr gegenüber an den Tag gelegt. 1933 schlug die Stimmung jedoch um. Ortsgruppenleiter Dokter zog an den hohen Feiertagen des Nationalsozialismus, etwa am «Führergeburtstag» (20. April) oder am Gedenktag für die Gefallenen des Hitlerputschs vom 9. November 1923, öffentliche Kundgebungen auf. Alle Dorfbewohner waren dabei aufgerufen, anzutreten, den Hitlergruss zu zelebrieren und ein lautes «Heil Hitler!» zu schmettern. Bei diesen Gelegenheiten spürte Martha, wie Hans Dokter sie mit seinem Blick fixierte. Es kam ihr so vor, als musterte er sie mit grösster Aufmerksamkeit, um zu sehen, ob sie den Hitlergruss auch richtig ausführte. Zu ihrem grossen Unbehagen begannen auch andere Dorfbewohner, sie anzustarren.

Da sie im landwirtschaftlichen Familienbetrieb arbeitete, konnte Martha sich die meiste Zeit böser Nachstellungen entziehen. Doch sobald sie sich irgendwo in der Öffentlichkeit blicken liess, wurde es problematisch. Wenn sie auf der Strasse an einer Gruppe von Dorfbewohnern vorbeiging, konnte es passieren, dass diese ihr laute Beleidigungen nachriefen, wenn sie es versäumte, den Hitlergruss zu erwidern. Die schlimmsten Kränkungen musste sie jedoch beim Bedienen in der familieneigenen Gaststätte der Knebels hinnehmen. Sie hatte das Glück, von Natur aus ein freundliches Wesen, Intelligenz und ein gu-



tes Aussehen zu besitzen. Ihr leiblicher Vater schickte ihr regelmässig schöne Kleider, mit der Folge, dass sie eine der bestangezogenen Frauen in Wintersdorf war. Das alles zusammen machte sie zu einer auffälligen Erscheinung an einem sehr öffentlichen Ort, nämlich in der Dorfgasstätte. Weil Wintersdorf nahe an der Grenze zu Luxemburg lag, hatten die Nazis dort 1936 einen logistischen Umschlagplatz für die Errichtung des «Westwalls» eingerichtet, eines Verteidigungsbollwerks gegen einen befürchteten Einfall der Franzosen. Militärs, Bauarbeiter und Parteifunktionäre fielen zu Dutzenden ins Dorf ein, und etliche von ihnen trafen sich nach Feierabend im einzigen Gasthaus des Orts. Es waren in der Mehrzahl junge Männer, und sie scherzten sich nicht sonderlich um das Kleingedruckte in Hitlers Nürnberger Gesetzen. Sie machten Martha den Hof und versuchten sich mit ihr zu verabreden, sehr zum Ärger von Ortsgruppenleiter Dokter, doch war die junge Frau klug genug, sich auf nichts einzulassen. Martha Rohr schaffte es, bis zum Ende des Dritten Reiches unbehelligt ihrer Arbeit nachzugehen. Sicher, sie musste auf Beziehungen zu Männern verzichten und wagte nicht an Ehe und Familie zu denken, und zudem musste sie damit leben, den ständigen Röntgenblicken des Ortsgruppenleiters Dokter ausgesetzt zu sein.<sup>42</sup>

Ähnlich glimpflich wie Martha Rohr kam Gerda Leuchtenberg aus Frankfurt am Main davon. Sie war etwas jünger als Martha und wuchs in einer anregenderen Umwelt auf, nämlich in der Grossstadt. 1939 machte sie ihr Abitur und sah sich nach beruflichen Möglichkeiten um. Ihr arischer Vater war ein hoch angesehener Finanzberater, zu dessen Kunden Beamte und Unternehmer gehörten, deren Buchhaltung er in Ordnung hielt. Im Gegenzug hielten sie ihn auf dem Laufenden über Entwicklungen und Tendenzen in der NSDAP. So war er in der Lage, seine Frau und seine als Mischling eingestufte Tochter zu warnen, wenn sich etwas anbahnte, das ihnen zum Schaden gereichen konnte. Auf Anraten ihrer Eltern beendete Gerda im Sommer 1939 ein aufkeimendes Liebesverhältnis zu einem jungen Soldaten, obwohl sie selbst zutiefst unter dieser Trennung litt. Ihr Vater brachte sie in einem privaten berufsbildenden Institut unter, wo sie ein Diplom als Chemielaborantin erwarb. 1942 wurde Herrn Leuchtenberg aufgrund seines privilegierten Zugangs zu Informationen klar, dass die Verfolgung von Juden und Mischlingen weiter zunehmen würde. Er erfuhr von seinen Gewährsleuten des Weiteren, dass die Alliierten ihre Luftangriffe auf die deutschen Grossstädte konzentrieren würden. Seine Beziehungen nutzend und Gefälligkeitsguthaben einlösend, kontaktierte er Freunde, die ich-

rerseits gute Freunde hatten. Seine Frau schickte er zu guten Bekannten im Süden Österreichs, und was seine Tochter betraf, so gab er in seinem Bekanntenkreis die Parole aus, sie sei technisch begabt und brauche einen Job. Bald darauf reiste Gerda Leuchtenberg aus Frankfurt ab und nahm eine Arbeit in einem Chemiewerk in einer Kleinstadt nahe der Schweizer Grenze auf, das Lacke und Beschichtungen für die Industrie herstellte. In relativer Anonymität arbeitete Gerda dort bis zum Kriegsende als Laborantin. Ein Grund für diesen «Erfolg» lag darin, dass sie in der Firma nie Ansprüche stellte oder gar Querelen machte und gesellschaftliche Kontakte sorgfältig mied. Sie wehrte auch die Annäherungsversuche ihres durchaus attraktiven Vorgesetzten ab und war erleichtert, als er das akzeptierte, ohne es ihr nachzutragen. Als Gerda nach Kriegsende ins heimische Frankfurt zurückkehrte, war sie, obgleich vergleichsweise gut davongekommen, eine zutiefst unglückliche junge Frau. Die selbst auferlegte Trennung von ihrer grossen Liebe hatte Narben hinterlassen, und die Angst um ihre Familie und ihre persönliche Sicherheit hatte ihr jede Freude an zwischenmenschlichen Beziehungen verleidet. In den Jahren ihrer Isolation hatte sie unsichtbare Mauern um sich herum errichtet, die fast niemand durchdringen konnte.<sup>43</sup>

Am entgegengesetzten Ende des Altersspektrums (relativ zu Gerda Leuchtenberg) stand Alfred E, ein gebürtiger Dortmunder. 1942 stand Alfred in seinem 48. Lebensjahr und auf der Höhe seiner beruflichen Schaffenskraft. Er war Direktor eines mittelständischen Bauunternehmens mit über sechzig Angestellten mit Sitz in Leichlingen bei Köln. Alfred F. war ein deutscher Patriot, ein dekorierter Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs und seit 1933 Mitglied der DAF. Anfang Februar 1943 kam es in Alfreds Firma zu einem Streit zwischen Geschäftsleitung und Belegschaft, woraufhin ein verbitterter ehemaliger Mitarbeiter namens W. Zons, den Alfred F. kurz zuvor entlassen hatte, einen Brief an die örtliche Polizeidienststelle schickte. Herr Zons behauptete, Alfred F.s Baufirma verschwende Hunderte Tonnen Eisen und Bauholz für nicht kriegswichtige Projekte. Ausserdem vergeude der Betriebsdirektor die Produktivkräfte von sechzig deutschblütigen Arbeitnehmern. «Es ist nicht meine Art, irgendwelche Anzeigen zu machen», behauptete der Denunziant scheinheilig, «aber als Deutscher und Parteigenosse sehe ich es für meine vaterländische Pflicht an, auf Übelstände hinzuweisen, die von der Bevölkerung mit dem Wort »Sabotage‘ bezeichnet werden und die böses Blut schon jetzt hervorgerufen haben.» Gleich zu Beginn seines Schreibens hatte Herr Zons darauf hingewie-

sen, dass Alfred F. ein Mischling war. Selbst der übelste Denunziant fühlte sich in Nazideutschland als Biedermann.

Wie kaum anders zu erwarten, trat die Gestapo auf den Plan. Sie ermittelte und fand heraus, dass Alfred F. in der Tat im Krieg 1914-18 mit Auszeichnung gedient hatte, dass er der DAF angehörte und dass ein entlassener Mitarbeiter ihn als Mischling und Saboteur denunziert hatte. Nicht verborgen blieb den Beamten allerdings auch, dass Alfred F. 100.000 Reichsmark pro Jahr verdiente. In ihrem Bericht hielten sie weiter fest, dass Alfred F. angeblich seinen Arbeitern Sonderzahlungen, auf die sie Anspruch gehabt hätten, vorenthalten hatte. Erwiesen war das allerdings nicht. Was sie aber wirklich empörte, war die Tatsache, dass dieser Mischling als Vorgesetzter die Kommandogewalt über sechzig deutschblütige Angestellte und Arbeiter hatte. Als Direktor eines Unternehmens, das Zugriff auf strategische Materialien hatte, pflegte er darüber hinaus einen häufigen Austausch mit anderen rüstungsrelevanten Branchen. «Es besteht durchaus die Möglichkeit», schlussfolgerte ein Gestapobeamter, «dass F. Einsicht in geheimzuhaltende Bestimmungen usw. erhält.» Prompt bekam Alfred F. seine Kündigung. Nachgewiesene berufliche und unternehmerische Kompetenz fiel bei NS-Funktionären kaum ins Gewicht, wenn sich herausstellte, dass der Betreffende ein Mischling war.<sup>44</sup>

Helmut Langer war in einem Dorf in der Nähe von Gablonz im ehemals tschechischen Sudetenland geboren. Sein Status als Mischling (seine jüdische Mutter war gestorben, als er und sein älterer Bruder noch klein waren) bereitete ihm nach der «Heimkehr» des Sudetenlandes ins Reich zunehmende Probleme in seinem gesellschaftlichen Umfeld. Ob in der Schule, in der Hitlerjugend oder im Alltag, überall fühlte Helmut sich drangsaliert. Er konnte sich nicht mit Mädchen verabreden, ja nicht einmal ins Kino gehen. Die Leitung seiner Schule schloss ihn 1944 vom Unterricht aus, und Hilfsarbeiten waren für Mischlinge im Sudetenland, einer für ihren Antisemitismus berüchtigten Region, unerreichbar. Sein Vater und dessen zweite, arische Frau hatten unterdessen drei weitere Kinder in die Welt gesetzt. Vater Langer verdiente als Feldwebel bei der Wehrmacht einen bescheidenen Sold, und seine zweite Frau, die Stiefmutter der älteren Jungen, hatte alle Hände voll mit der Familie zu tun. Für Eckard und Helmut konnte es nur darum gehen, schnellstmöglich von zu Hause wegzukommen. Der ältere der beiden, Eckard, hatte glücklicherweise 1942 noch das Abitur geschafft, ehe die Nazis ihn von der Schule werfen konnten, und war ein paar hundert Kilometer nordostwärts gezogen, in eine kleine

Industriestadt an der Grenze zwischen der Tschechoslowakei und Polen. Dort hin war zuvor die Tante der beiden Brüder mit ihrem Mann übersiedelt, der Parteimitglied und SA-Veteran war. Mit Hilfe seiner guten Beziehungen in der Partei hatte das Paar eine blühende Firma aufgezogen, die sich der Produktion militärischen Zierrats (wie des Eisernen Kreuzes) für die Wehrmacht widmete. Helmut, den es ebenfalls in diese Gegend zog, fand zunächst Arbeit in einer nahegelegenen Stadt, doch nach ein paar Familienbesuchen konnte er in den Betrieb des Onkels wechseln. Er kam in einem Wohnheim unter, das seine Tante für Angestellte und Arbeiter ihrer Firma betrieb. Immer bemüht, nicht aufzufallen, arbeiteten Eckard und Helmut Seite an Seite mit Tagelöhnern aus dem Osten an der Herstellung militärischer Dekorationen. Unter dem Schutz der Anonymität hatten sie hier ein weitaus angenehmeres Leben, als sie es in ihrem Heimatort je gekannt hatten. Sie hatten es geschafft, in Hitlers Grossdeutschem Reich eine Arbeit zu finden und am Leben zu bleiben. Gleichwohl war und blieb ihre Situation prekär. Sie waren Mischlinge, die in einer deutschen Firma arbeiteten und Militaria für die Wehrmacht herstellten. Am 8. Mai 1945 war es mit dieser Tätigkeit zu Ende, und die beiden Jungen sahen einer ungewissen Zukunft entgegen.<sup>45</sup>

Hans B. kam 1919 als Sohn einer jüdischen Mutter und eines katholischen Vaters in Frankfurt zur Welt. Er wurde katholisch getauft und durchlebte eine normale Kindheit. Nach Durchlaufen der Volksschule begann Hans B. eine Metzgerlehre. Unter normalen Umständen hätte er wahrscheinlich ein weniger aufregendes Leben in mehr oder weniger bescheidenen Verhältnissen geführt. Er hatte aber das Pech, einer Altersgruppe anzugehören, bei der der Zufall einer jüdischen Abstammung besonders unglückselige Folgen nach sich ziehen konnte. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zwanzig Jahre alt und körperlich gesund, wurde Hans B. 1939 zur Wehrmacht eingezogen und machte den deutschen Überfall auf Polen mit.

Hans diente in einem Regiment der Luftwaffe und hatte anstrengende Einsätze am Boden zu absolvieren, zum Beispiel die Geländesicherung für frontnah stationierte Fliegerstaffeln und zahlreiche weitere Aufgaben im Bereich der Bodenunterstützung. Seine Rolle war, kurz gesagt, die eines Luftwaffen-Infanteristen. Kaum nötig zu sagen, dass der Weg zu einer Piloten- oder Offiziersausbildung für ihn wegen seines Status' als Mischling versperrt war. Hans B. machte mehrere Feldzüge mit; seine schlimmste Erfahrung war der fürchterlich kalte Winter 1941-42, als drei Millionen deutsche Soldaten ohne ausreichende

Winterkleidung an der Ostfront einfroren. Wie Tausende seiner Kameraden, erlitt Hans B. schwere Erfrierungen. In einem Wehrmachtslazarett in Nassau erholte er sich und wurde einer Sonderkompanie rekonvaleszenter Lustwaffensoldaten zugeteilt. Drei Monate lang verrichteten er und seine Kameraden leichte Arbeiten, in der Erwartung, anschliessend zur kämpfenden Truppe zurückzukehren. Doch dann kam die Militärbürokratie dahinter, dass Hans B. ein Mischling ersten Grades war. Er wurde unehrenhaft aus der Wehrmacht entlassen und kehrte gleichsam in Schimpf und Schande nach Frankfurt zurück.

Zunächst konnte Hans B. in seinen Metzgerberuf zurückkehren, doch Frankfurter Nazi-Funktionäre schnappten sich ihn im Mai 1943 und steckten ihn als Hilfsmechaniker in die Reichs-Adlerwerke, ein Frankfurter Maschinenbauunternehmen. Metzgerlehre, Rekrutierung und Kriegsdienst, Zwangsrelegation zurück zum Metzgerberuf und schliesslich Abstellung zur Fabrikarbeit – so schafften es die Nazis, aus Hans B. bis zum Frühjahr 1943 einen verbitterten Menschen zu machen. Das hatte unschöne Konsequenzen. In einer gerichtlichen Anklageschrift vom Juni 1944 findet sich die folgende Passage über die Arbeit des Hans B. in der Schwerindustrie: «Seine Arbeitsleistungen liessen sehr zu wünschen übrig. Er führte jede Arbeit nur mit Widerwillen aus. Er war frech, brutal und jähzornig, sowie widerspenstig seinen Vorgesetzten [gegenüber].» Eine Warnung vor den Folgen einer solchen Einstellung sei an den Mann bereits ergangen. «Für ausländische Arbeiter zeigte er ein besonderes Interesse», führte die Anklagebehörde aus. «Da er sich mit Ostarbeitern einliess, musste er von dem Betriebsobmann erneut verwarnt werden.»<sup>46</sup>

Zwei Wochen vor Weihnachten 1943 erhielt Hans B. die Anweisung, zusammen mit einem französischen Ingenieur in Anwesenheit zweier Kolleginnen einen schweren Motor zu inspizieren. Offensichtlich wurde Hans B. während der Arbeit an dem schweren Gerät unleidlich und fragte eine der Kolleginnen, wie alt sie sei. Als die Frau nicht antwortete, verlor er die Nerven und verfluchte den gesamten Krieg. «Ihr deutschen Frauen seid dumm. Ihr schafft für zwei und bekommt nichts zu fressen! Ihr gehört auf den Scheiterhaufen und verbrannt! Ich habe es lieber mit französischen Frauen zu tun.»<sup>47</sup>

Am 29. Februar 1944 verhaftete die Gestapo Hans B. und beschuldigte ihn, «öffentlich den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen gesucht zu haben» [sic]. Am 22. September 1944 wurde Hans B. dieses Vergehens für schuldig befunden und zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt. Erst am 18. Mai 1945, zehn Tage nach Kriegsende,

kam er auf freien Fuss, als amerikanische Truppen die Zellen öffneten. Die Arbeitswelt hatte sich für Hans B. aus Frankfurt am Main als gefährliches Terrain erwiesen. Er hatte sich geweigert, zu begreifen, dass Mischlinge gut daran taten, sich unauffällig zu verhalten und zu allen Menschen servil und freundlich zu sein, gleich wie provozierend sie auf ihn wirkten.<sup>48</sup>

Verallgemeinerungen sind zwar immer mit Fehlern behaftet, aber im Großen und Ganzen waren die deutschen Mischlinge und ihre volljüdischen Eltern- oder Grosselternteile fleissige und gesetzestreue Bürger ihres deutschen Vaterlandes, das von 1914 an von Krieg, Inflation, Weltwirtschaftskrise und einer extremen gesellschaftlichen Polarisierung gebeutelt wurde. Die meisten waren überdurchschnittlich gebildet und teilten die Anschauungen des deutschen Mittelstandes. Deutschlands Volljuden hatten nach 1933, konfrontiert mit einer Spirale der sozialen Traumatisierung, in zunehmender Zahl begonnen, aus Deutschland abzuwandern. Auch manche Mischlinge waren zu der Abwägung gekommen, dass sie klüger dran täten, in andere Gefilde aufzubrechen, doch oft fühlten sie sich als Juden auch dort nicht besonders willkommen. Der Fall des Friedl Goldschmidt kann hier als Beispiel dienen. Seine Odyssee umspannte zwei Kontinente und insgesamt drei Jahrzehnte des Exils. Vor der Machtergreifung der Nazis hatte Friedl sich eine erfolgreiche geschäftliche Karriere im Bereich des Vertriebs von Textilien für eine Hamburger Grossfirma aufgebaut. Schon durch seinen jüdisch klingenden Namen stigmatisiert, hatte er gleich 1933 seine Arbeit verloren und infolgedessen einen tiefen wirtschaftlichen Sturz getan. Dann widerfuhr ihm auch noch das Unglück, dass er in Kassel das Augenmerk der Gestapo erregte, die ihn unter dem Vorwurf der Rassenschande 1936 und 1937 verletzenden Verhören unterwarf.

Am 1. Mai 1937 konnte Friedl Goldschmidt im Trubel der Feierlichkeiten zum Tag der Arbeit mit Hilfe von Freunden nach Holland fliehen. Wie er dort freilich schnell feststellen musste, gab es in den Niederlanden deutsche Flüchtlinge im Überfluss, während Visa, Arbeitsgenehmigungen und finanzielle Unterstützung Mangelware waren. Zum ersten Mal in seinem Leben musste er ein Bettlerdasein fristen und regelrecht von der Hand in den Mund leben. Um sich etwas Essbares leisten zu können und einen Platz zum Schlafen zu finden, war er auf milde Gaben von Passanten und auf die Hilfe von Wohltätigkeitsorganisationen angewiesen. Krank und verzweifelt, suchte er ein Rekrutierungsbüro der französischen Fremdenlegion auf. Er war drauf und dran, in die Legion ein-

zutreten, als die holländischen Behörden ihm einen vorläufigen Flüchtlingspass ausstellten. Im Dezember 1938 bestieg Friedl mit geliehenem Geld und in Gesellschaft eines anderen deutschen Flüchtlings im Hafen von Rotterdam einen für Rio de Janeiro bestimmten Frachter. Die beiden Männer gaben sich zwar als Touristen aus, aber mit ihrer zerlumpte äusseren Erscheinung konnten sie niemanden täuschen. Nach mehreren unerfreulichen Begegnungen mit Pass- und Zollbeamten in Rio fanden sie vorübergehend Unterschlupf in Uruguay, wo sie die Kunst des Schmierens lernten. Schliesslich, zwei Monate nach ihrer Abreise aus Rotterdam, konnten die beiden Deutschen «ordnungsgemäss» nach Brasilien einreisen.

Bald zeigte sich, dass dies noch der leichtere Teil ihres Vorhabens gewesen war. Sein Familienname machte Friedl Goldschmidt hier zwar keinen Ärger mehr, doch umso mehr taten dies die Zweifel der Behörden an seinem vorgeschützten Touristenstatus. Man liess ihn wissen, dass er höchstens 180 Tage in Brasilien bleiben könne; inoffiziell brachte er in Erfahrung, er könne, wenn er ins Landesinnere ging und Arbeit auf einer Hazienda fand, nach vier Jahren einen Einbürgerungsantrag stellen. Diesem Tipp folgend, verdingte Friedl sich als Farmarbeiter. Im heissesten brasilianischen Sommer schuftete er zwei Monate lang an der Seite anderer Tagelöhner in der brasilianischen Provinz, nur um dann festzustellen, dass er, wie viele andere Europäer, tropischen Krankheits-erregern relativ schutzlos ausgeliefert war. Friedl Goldschmidt erkrankte schwer und geriet zum zweiten Mal in seinem Leben in völlige Abhängigkeit von Hilfsorganisationen. Arbeitskollegen holten aus einem nahe gelegenen Benediktinerkloster Mönche herbei, und diese pflegten Friedl, bis er wieder einigermassen auf dem Damm war. In der Folge arbeitete er bis zum Ende des Weltkriegs und darüber hinaus auf mehreren Haziendas. Dabei sammelte er Erfahrungen und Erkenntnisse über die Landwirtschaft in tropischen Breiten. Er verschaffte sich Darlehen von Freunden, Banken und staatlichen Kreditgebern und kaufte sich eine bescheidene Farm im brasilianischen Bundesstaat Parana. Sein Dasein als selbstständiger Landwirt begann mit schweren Ernte-einbussen infolge von unerwarteten (weil in dieser Region sehr seltenen) Kälteeinbrüchen mit Frost. Auch Geldentwertung und wirtschaftliche Turbulenzen forderten ihren Tribut. Verzweifelt verfiel Goldschmidt schliesslich auf die Idee, sich um Hilfe an das Land zu wenden, in dem sein wirtschaftlicher Absturz begonnen hatte. Mit Hilfe einer in den Niederlanden ansässigen katholischen Wohlfahrtsorganisation für Flüchtlinge beantragte er in der Bundesrepublik Deutschland Wiedergutmachung für erlittene Vermögensschäden und

zwanzig entbehrungsreiche Jahre im Exil. Aus den Unterlagen ist nicht ersichtlich, welche Entschädigung er, wenn überhaupt eine, erhielt. Fest steht lediglich, dass seine Anträge durch bürokratische Einsprüche und gerichtliche Klärungen viele, viele Jahre im Paragrafendickicht feststeckten. Es leidet keinen Zweifel, dass Personen, die im Dritten Reich als Mischlinge verfolgt wurden, auf gefährliches Terrain geraten konnten, wenn sie auf der Suche nach Arbeit und Karriere in ferne Länder strebten.<sup>49</sup>

## Fazit

Diejenigen deutschen Mischlinge, die 1933 noch im Kindesalter waren (und das waren sehr viele, wenn nicht die meisten) mussten nach ihrem (regulären oder vorzeitigen) Abgang von der Schule eine Arbeit finden. Fast in allen Fällen standen ihnen allenfalls randständige Jobs offen, sodass diesen jungen Deutschen der Weg in ein Leben voller Armut und Plackerei vorgezeichnet war. Die Entrechtung und Diskriminierung der Mischlinge steigerte sich parallel zur Entrechtung und Verfolgung der Volljuden. Der grösste Teil der Mischlinge, die unter dem NS-Regime ihr Leben als Erwachsene begannen, stammte aus bürgerlichen Grossstadtmilieus und durchlief die normale Sequenz aus Grundschule und weiterführender Schule (zumindest bis zu ihrer eventuellen Verweisung von letzterer), doch mussten sie erkennen, dass im nationalsozialistischen Deutschland für sie ein Studium und eine berufliche Karriere nicht infrage kamen. Insbesondere in den letzten Kriegsjahren richtete sich ihr Ehrgeiz nur noch auf das schiere Überleben. Die beste Überlebensstrategie bestand für Mischlinge darin, eine unauffällige Arbeit in einer relativ geschützten Nische zu finden. Das Schlimmste, das sie sich antun konnten, war, durch eine exponierte berufliche Rolle oder gar durch öffentliche Proteste gegen das Unrechtsregime irgendwelche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die meisten Mischlinge lernten schnell, ihr Kreuz schweigend zu tragen. Die Unglücklichen, die dies nicht taten, zahlten oft einen schrecklichen Preis für ihre menschlich nur zu verständliche Reaktion auf die zunehmenden Anfeindungen und Schikanen, die ihnen widerfuhren. Für alle Mischlinge waren die zwölf Jahre des Dritten Reiches eine verlorene Zeit für ihre persönliche Entwicklung. Andererseits schätzten diejenigen, denen es gelang, diese zwölf Jahre in relativer Anonymität zu überstehen, sich glücklich im Vergleich zu den Volljuden – ihren eigenen Müttern oder Vätern, Tanten, Onkeln oder Grosseltern –, auf die oft genug die Deportation



tion in den Osten wartete. Auch wenn dies den meisten deutschen Mischlingen ersten oder zweiten Grades erspart blieb, war die Behandlung, die ihnen widerfuhr, nach allen menschlichen Massstäben infam. Irgendwann ging es bei ihnen nur noch ums Überleben. Einigen gelang es immerhin, gleichsam spurlos in der Arbeitswelt unterzutauchen und in relativer Anonymität ungeschoren zu bleiben. Sie konnten sich den schlimmsten Eskalationen und Auswirkungen der Judenverfolgung entziehen – zumindest äusserlich.

Die Brüder Langer, die in ihrem Heimatort im tschechischen Sudetenland Opfer übler antisemitischer Nachstellungen geworden waren, schafften es gegen jede Wahrscheinlichkeit, sich jeder weitergehenden Verfolgung zu entziehen, indem sie in einem Rüstungsbetrieb in einem anderen Landesteil unterkamen, der von einem Deutschen mit NS-Verbindungen geleitet wurde. Die meisten Mischlinge hatten weniger Glück. Denken wir an Hans Haurwitz, einen so genannten Geltungsjuden, der an der Seite seines jüdischen Vaters Zwangsarbeit leisten musste. Andere fanden womöglich – vielleicht weil ihre Eltern einen gewissen Einfluss geltend machen konnten – eine nicht ganz so demütigende Anstellung in der deutschen Rüstungsindustrie oder eine andere Nische, in der sie den Blicken der Nazis entzogen waren. Noch andere, wie die Berlinerin Meta Alexander oder die Frankfurterin Gerda Leuchtenberg, fanden Unterschlupf und Beschäftigung in Süddeutschland, zahlten aber einen hohen Preis, insofern als sie ein Leben voller Einsamkeit und intensiver Angst um ihre Familie führten und bis an ihr Lebensende unter einem zwanghaften Misstrauen gegen alle anderen Menschen litten.

Indem die Nazis es verschmähten, die nicht unbeträchtlichen Begabungen und Fähigkeiten der Mischlinge in den Kriegsjahren zu nutzen, fügten sie ihrem Land einen erheblichen Schaden zu. Diese in ihrer grossen Mehrzahl jungen Leute, 72.000 Halbjuden und 40.000 Vierteljuden, stellten ein potenziell wertvolles Humankapital für den Staat dar. Weil die Nazis ihre Vorurteile pflegten, leisteten die meisten dieser fähigen Leute nie einen nennenswerten Beitrag zur deutschen Kriegsanstrengung. Für die Kriegsgegner der Nazis war das sicherlich erfreulich, für die deutschen Mischlinge allerdings nur ein schwacher Trost.

## TRENNLINIEN UND MAUERN

Zu den für junge Mischlinge grausamsten Aspekten ihrer Diskriminierung gehörte der Umstand, dass sie kein normales Sozialleben mehr führen konnten, obwohl sie, zumindest bis ins letzte Kriegsjahr hinein, nominell «freie» Bürger blieben. Die Nürnberger Gesetze 1935 hatten die Volljuden bereits zu gesellschaftlichen Parias gestempelt, die mit «deutschblütigen» Mitbürgern keine sexuellen Beziehungen haben und keine Ehe schliessen durften. Wer dies trotzdem tat, beging «Rassenschande» und konnte zu langen Gefängnisstrafen verurteilt werden, was in der Endphase des Hitlerreiches einem Todesurteil gleichkam. Weniger klar geregelt war in den Nürnberger Gesetzen die Stellung der deutschen Mischlinge. Die Art und Weise, wie die Nürnberger Gesetze zu Stande kamen, und ihr Wortlaut verraten eine Menge über den unsystematischen und willkürlichen Umgang der Nazis mit den jüdischen Mischlingen in den zwölf Jahren ihrer Herrschaft.

Von zentraler Bedeutung für das Verständnis dieser Erlasse von 1935, die auch als «Nürnberger Rassengesetze» bezeichnet werden, ist die Tatsache, dass Hitlers Vernichtungswille sich auf alle richtete, die jüdische Vorfahren («jüdisches Blut») hatten, gleich wie viele Generationen zurück. Die bloße Vorstellung, dass Personen, in deren Adern jüdisches Blut floss, Sexualverkehr mit «Deutschblütigen» (insbesondere mit Frauen) hatten, war daher für ihn und für seine fanatischen Anhänger unerträglich. Es war dies ein stark affektgeladenes Thema, das den Kernbereich ihrer rassistischen Grundüberzeugungen berührte. Die zahlreichen verbalen Ausfälle Hitlers gegen die Juden in *Mein Kampf* und anderswo hatten, wenn sie den sexuellen Aspekt streiften, stets einen fast hysterischen Unterton. Die folgende, oft zitierte Passage aus seinem Buch mag als Beispiel genügen: «Der schwarzhäufige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens, Volke raubt.»<sup>1</sup> Im selben Kontext äusserte er sich wiederholt und langatmig zu den Übelständen der «Rassenmischung» und der «Bastardierung». In seinen ausufernden Predigten vor seinen gläubigen Anhängern kam Hitler immer wieder auf dieses Thema zu sprechen. Weil Mischlinge, insbesondere solche ersten Grades, lebende Zeugnisse begangener «Rassenschande» waren, richtete sich der Rassenhass der Nazis auf sie mit derselben Intensität wie auf die Volljuden. Den rassebiologischen

Auffassungen der Nazis zufolge würden Mischlinge laut der Mendelschen Vererbungsarithmetik auch in späteren Generationen noch Individuen mit jüdischen Merkmalen hervorbringen. Daher nahmen jüdische Mischlinge einen herausragenden Platz in den leidenschaftlich geführten internen Diskussionen der Nazis ein, die der Formulierung der Nürnberger Gesetze vorausgingen, die Hitler im September 1935 im Rahmen des Parteitages verkündete. Die Diskussionen gingen auch danach weiter und mündeten in diverse weitere Verordnungen und Durchführungsbestimmungen, die die Nürnberger Gesetze präzisierten und verschärften.

Es gab in Nazideutschland Zeiten starker antisemitischer Eruptionen, auf die Phasen relativer Ruhe folgten. Zu einer der Phasen hoher Aktivität kam es im Sommer 1935; die Energie lieferten propagandistische Brandsätze, die Joseph Goebbels und der Gauleiter von Franken, Julius Streicher, zündeten. Letzterer war Herausgeber eines halb pornografischen und notorisch antisemitischen illustrierten Blättchens namens *Der Stürmer*, zu dessen eifrigsten Lesern Adolf Hitler gehörte. Goebbels und Streicher bauten so viel propagandistischen Druck auf, dass Hitler sich genötigt fühlte, beim Nürnberger Parteitag im September 1935 eine bahnbrechende Ankündigung zum Thema Staatsbürgerschaft und Rasse zu machen. Wie schon mehrmals zuvor, mahnten auch dieses Mal wieder «gemässigte Kräfte» mit Schwerpunkt im Reichsinnenministerium, aber auch mit Sympathisanten im Aussen- und Wirtschaftsministerium, zur Zurückhaltung und versuchten, die Geltung der beiden in Nürnberg vorgestellten Gesetze auf Volljuden einzuschränken. Die Fanatiker innerhalb der Partei, darunter diejenigen, die in der Öffentlichkeit die Stimmung anheizten, setzten alles daran, dass für Mischlinge dieselben Bestimmungen galten wie für Volljuden. Hitler übte sich, wie schon früher in vergleichbaren Situationen, in Zweideutigkeiten, hin und her gerissen zwischen seinen radikal antisemitischen Überzeugungen und seinem politischen Instinkt, der ihn davor warnte, zu viele arische Verwandte von Mischlingen vor den Kopf zu stossen, da er und seine Anhänger doch erst zwei Jahre an der Macht waren. Nach zahlreichen internen Streitereien und ebenso vielen Entwürfen einigte man sich auf einen Kompromiss. Im Reichsbürgergesetz stand, dass Halbjuden, die jetzt amtlich «Mischlinge ersten Grades» hiessen (wenn sie zwei jüdische Grosselternteile hatten), «vorläufig» Reichsbürger bleiben konnten. Dies stand im Gegensatz zu den deutschen Volljuden, denen der Status des Reichsbürgers mit sofortiger Wirkung entzogen wurde. Was das sehr viel gefühlsbeladenere Ge-

setz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre betraf, so bestand der Kompromiss bei ihm darin, dass es Mischlingen ersten Grades gestattete, andere Halbjuden oder Ausländer zu heiraten, nicht jedoch «Deutschblütige». Das Gesetz verbot Mischlingen ersten Grades nicht ausdrücklich sexuelle Beziehungen zu arischen Partnern, während für Volljuden ein solches Verbot galt. Somit hielt das Gesetz für Mischlinge so etwas wie ein Schlupfloch offen. Praktisch wirkte sich das «Blutschutzgesetz» jedoch so aus, dass es intime Beziehungen zwischen Ariern und Mischlingen hemmte. Mit immer grösserer Selbstverständlichkeit masste die Gestapo sich an, die Deutungshoheit für die Nürnberger Gesetze auszuüben. 1941 war es so weit, dass jeder Mischling, der dabei erwischt wurde, eine enge persönliche Beziehung zu einem «deutschblütigen» Partner zu pflegen, eine Erklärung unterschreiben musste, in der er dieser Beziehung abschwor. Bei «Rückfälligkeit» drohte Einweisung in ein Konzentrationslager. Das bedeutet nichts anderes, als dass nach Kriegsbeginn die vor Ort tätigen NS-Behörden Mischlinge ersten Grades entgegen dem Wortlaut der Nürnberger Gesetze gleich behandelten wie Volljuden. Die treuen Anhänger des NS-Regimes mussten *Mein Kampf* nicht unbedingt gelesen haben – Hitlers schwülstige Prosa machte die Lektüre des Buches eher beschwerlich –, um seinen zwanghaften Hass auf Juden und Mischlinge zu teilen, insbesondere im Kontext von Sexualität und Ehe.<sup>2</sup>

Durch die Nürnberger Gesetze wurden normale zwischenmenschliche Beziehungen in strafbare Handlungen verwandelt, die von Polizei und Gerichten verfolgt und geahndet wurden, solange die Herrschaft Hitlers andauerte. Die Gettoisierung der deutschen Volljuden nach 1938 machte die Nürnberger Gesetze bis zu einem gewissen Grad gegenstandslos, denn die zwangsweise Einweisung der Juden in überfüllte eingefriedete Bezirke sorgte dafür, dass sie ohnehin fast keine Gelegenheit mehr hatten, mit ihren «deutschblütigen» Mitbürgern in irgendeine Interaktion zu treten. Dasselbe galt weitgehend auch für mit arischen Partnern verheiratete, also in so genannten privilegierten Mischehen lebende Juden. Dagegen durften die Kinder aus solchen Ehen, Mischlinge ersten Grades, formell weiterhin staatliche Schulen besuchen, in der Privatwirtschaft arbeiten und in manchen Fällen sogar Arbeits- oder Wehrdienst leisten. Die zunehmenden Repressalien, die die Nazis gegen sie verhängten, zeitigten eine besonders niederträchtige Wirkung: Da es den Mischlingen einerseits von Gesetzes wegen immer schwerer gemacht wurde, als Glieder der Gesellschaft zu fungieren, und da von Beginn des Krieges an die Verfolgung und «Umsiedlung» der Volljuden auf Touren kam, konnten Mischlinge irgendwann nur noch

mit anderen Mischlingen soziale Kontakte pflegen. Da es aber nur rund 72.000 als Halbjuden und 40.000 als Vierteljuden eingestufte Deutsche gab – bei einer Gesamtbevölkerung von über 75 Millionen – und da die meisten Mischlinge nichts oder kaum etwas von anderen Mischlingen wussten, war es für sie sehr schwer, ihre Isolation zu durchbrechen. Die meisten Mischlinge wurden unter den Nazis zu einsamen Einzelgängern, die sich trotz ihrer Isolation bemühen mussten, pseudointegriert in der Gesellschaft ihrer Verfolger zu leben.

Als Teenager oder junge Erwachsene, als Schulabsolventen oder Berufsanfänger, die manchmal auch mit der Aussicht auf Wehrdienst (und das hiess in diesen Zeiten des Krieges Fronteinsatz) konfrontiert waren, empfanden die Mischlinge die Restriktionen, die die Nazis ihnen auferlegten, als infam. Dazu kam, dass der Zweite Weltkrieg, wie alle Kriege, sämtliche gesellschaftlichen Prozesse beschleunigte. Insbesondere junge Leute erlebten ihre gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen umso intensiver, je mehr die mit dem Krieg verbundenen Gefahren und menschlichen Tragödien ihrem Leben eine dramatische Qualität verliehen. Phänomene wie Kriegskameradschaften oder Soldatenliebschaften, die eigentlich zu den universellen menschlichen Erfahrungen gehören, hatten für Mischlinge einen bitteren Beigeschmack, je mehr sich die Folgen der Nürnberger Gesetze im täglichen Leben bemerkbar machten. Nach 1938 legten die NS-Behörden die Rassengesetze zunehmend aggressiver aus und verhängten strengere Sanktionen gegen so genannte Mischlings-Straftaten. Kurz gesagt, zogen die Nazis eine Trennlinie durch die Gesellschaft, die zu übertreten für Mischlinge zunehmend gefährlicher wurde.

Manche Mischlinge merkten zu spät, dass sie in ihrem eigenen, angestammten Milieu damit rechnen mussten, dass einige unter ihren Nachbarn, Bekannten, Kollegen oder ehemaligen Freunden keine Skrupel hatten, sie bei den Behörden zu denunzieren. Unter den Historikern herrscht Uneinigkeit darüber, wie verbreitet das Denunziantentum in der deutschen Gesellschaft war. Manche vertreten die Meinung, es habe wie ein Fieber alle Zellen des Volkskörpers befallen, und viele Deutsche hätten sich freiwillig zu Zuträgern der Gestapo gemacht, die im Wesentlichen nur noch reaktiv gehandelt habe. Andere Historiker halten das für eine Übertreibung. Ihrer Ansicht nach betätigte sich nur ein relativ kleiner, aber doch ins Gewicht fallender Teil der Bevölkerung als Denunzianten. Die Lektüre von Gestapoakten vermittelt den Eindruck, die Geheimpolizei habe den Ergebnissen ihrer eigenen Ermittlungen grösseres Gewicht beigemessen als den zu Protokoll genommenen Anzeigen von Privatleuten.

Letztere bezogen sich in sehr vielen Fällen auf verhältnismässig triviale Dinge: So wurden etwa Nachbarn denunziert, weil sie Hitlerwitze erzählt oder sich kritisch zum NS-Regime geäußert hatten. An der Tagesordnung waren auch Anzeigen gegen Personen, die angeblich «Feindsender» hörten oder Zweifel am «Endsieg» geäußert hatten. Die Gestapo reagierte auf solche Alltagsdenunziationen relativ gelassen; sie belies es in der Regel bei Geldstrafen, Warnungen oder der Verhängung kurzer Freiheitsstrafen. Ganz anders, wenn eine Denunziation sich auf Juden oder Personen teilweisejüdischer Abstammung, also Mischlinge, bezog. Bei Anzeigen gegen Bürger, die diesen Personenkreis angehörten, bestand eine sehr viel grössere Wahrscheinlichkeit, dass mit grossem Nachdruck ermittelt wurde und dass es zu Verhaftungen und harten Verurteilungen kam. Auch dies war ein klarer Hinweis auf die «unsichtbaren Mauern», die um die Mischlinge ersten Grades herum emporgewachsen.<sup>3</sup>

## Einzelgeschichten

Zu denen, die die gesellschaftliche Isolierung und ihre Folgen am eigenen Leib zu spüren bekamen, gehörte die Berlinerin Eva Heilmann. Sie hatte ihr Vorhaben, ein Hochschulstudium zu absolvieren, aufgeschoben und stattdessen eine Ausbildung zur Sekretärin gemacht und fand nach einigem Suchen eine Anstellung in Berlin. Sie war intelligent, umgänglich und attraktiv und liebte klassische Musik. Im Berlin der Kriegsjahre suchte und fand sie Trost und Zerstreuung im Besuch von Sinfoniekonzerten, Opern und Theaterstücken. Sie war Stammgast bei den Konzerten der Berliner Philharmoniker in der Bernburgerstrasse. An einem der vielen Abende, die sie dort verbrachte, lernte sie einen netten jungen Mann kennen, dem sie schon bei früheren Besuchen in diesem Konzertsaal aufgefallen war. Sie kamen ins Gespräch und fühlten sich zueinander hingezogen. Beim nächsten Konzert trafen sie sich im Foyer wieder und beschlossen, nach Konzertende einen spätabendlichen Spaziergang in einem nahegelegenen Park zu unternehmen. Es war ein herrlicher Sommerabend, und ihre Unterhaltung liess sich gut an. Ein Beobachter hätte sie wohl für ein attraktives junges Paar auf dem besten Weg zu einer romantischen Beziehung gehalten. Doch dann nahm die Konversation einen unglücklichen Verlauf, als an Stelle der Musik die aktuelle politische Lage in Deutschland ins Zentrum des Gesprächs rückte. Der junge Mann liess mehrere antisemitische Invektiven vom Stapel, die getreulich die Goebbels'sche Propaganda widerspiegeln. Eva

Heilmann schwieg zunächst dazu und hoffte, ihren Begleiter auf ein anderes Thema hinlenken zu können. Doch er hieb weiterhin in dieselbe Kerbe. Eva wurde schliesslich klar, dass es das Beste war, den Stier bei den Hörnern zu packen, und so eröffnete sie ihm, dass sie ein Mischling war. Bis zu diesem Augenblick war er ein zuvorkommender Gesellschafter gewesen, und beide hatten offensichtlich Freude aneinander gehabt. Daher konnte Eva es kaum fassen, dass er auf ihre Mitteilung nicht etwa mit Betroffenheit, sondern mit Empörung reagierte. Der junge Mann sprang von der Parkbank auf und begann sie anzuschreien. Mit vor Arger hochrotem Kopf warf er ihr vor, seine Karriere zu gefährden. Dann rannte er fort in die Dunkelheit und liess sie alleine auf der abgeschiedenen Parkbank zurück. Ein öffentlicher Park im nächtlichen Berlin war nicht gerade der beste Aufenthaltsort für eine schockierte junge Frau, doch Eva Heilmann fand unbehelligt den Weg zurück in die Sicherheit ihrer Wohnung. Wie unwägbare und potenziell demütigend es für eine Halbjüdin in Nazi-Deutschland war, männliche Bekanntschaften zu machen, machte dieses Erlebnis ihr nur allzu deutlich. Die Episode, so unangenehm sie geendet hatte, zog für Eva Heilmann keine offiziellen Folgen nach sich, doch sie beschloss, von nun an bei Begegnungen mit «deutschblütigen» Männern noch mehr als bisher auf der Hut zu sein.<sup>4</sup>

Auch Peter Heilmann, Evas Bruder, hatte sich angewöhnt, Kontakte mit «deutschblütigen» Frauen zu meiden. Bei ihm hatte die berufliche Diskriminierung als Mischling zu einer existenziellen Dichotomisierung geführt. Tagsüber arbeitete er als Kammerjäger und musste, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegte, feststellen, dass seine Mitmenschen wegen des stechenden Geruchs, der an seiner Arbeitskleidung haftete, auf Distanz zu ihm gingen. Abends hingegen fungierte er als inoffizieller «Sozialkoordinator» für seine Schulklasse. Peter hatte 1941 das Abitur gemacht. Abiturienten waren zu der Zeit eine elitäre Gruppe, da durchschnittlich nur 2 Prozent eines jeden Jahrgangs ein Gymnasium absolvierten. Es gehörte zu den an deutschen Gymnasien hochgehaltenen Traditionen, dass die Mitglieder jeder Abitursklasse miteinander in Kontakt blieben und regelmässige Treffen abhielten. Sie würdigten auch akademische Leistungen ihrer Klassenkameraden und hielten die Klasse durch Rundschreiben, Kettenbriefe oder andere Kommunikationsmittel darüber auf dem Laufenden. Mit der Aufgabe, die Kommunikation aufrecht zu erhalten, wurde gewöhnlich ein besonders gewissenhafter Jahrgangskamerad betraut. Peter Heilmann war von seinen Mitschülern vor längerer Zeit für diese Rolle bestimmt worden und übte sie nach wie vor aus, auch wenn er inzwischen ein verachteter

Mischling und beruflich zum stinkenden Kammerjäger abgesunken war. Vom Militärdienst ausgeschlossen, der Chance beraubt, am kulturellen Leben oder an populären Vergnügungen teilzunehmen oder einfach nur normale zwischenmenschliche Geselligkeit zu pflegen, stellte Peter fest, dass er sehr viele freie Abende hatte. Seine ehemaligen Klassenkameraden begannen ihn um Gefälligkeiten zu bitten. «Nach dem Abitur waren die meisten [...] Soldaten, Offiziere, Fähnriche, und man traf sich zweimal im Jahr, wenn die Klassenkameraden [...] Urlaub hatten. Ich durfte die Einladungen schreiben und die Briefe verschicken und das alles organisieren, bis dann bei irgendeiner Gelegenheit gesagt wurde, es sei besser, wenn ich nicht dabei wäre, denn das störe natürlich die Herren Offiziere.» Nachdem mehrere dieser Klassentreffen ohne ihn stattgefunden hatten, schwor sich Peter Heilmann, sich künftig nie mehr mit seinen ehemaligen Mitschülern zu treffen.<sup>5</sup>

Andreas Heintz arbeitete in Frankfurt als Architekt; älter als die Geschwister Heilmann, war er 1911 als Kind von Franz und Käthe Heintz in Frankfurt geboren. Er war insofern ein aussergewöhnlicher Fall, als es in einem Strafverfahren, das ihn hinter Gittern gebracht hatte, um die Frage gegangen war, ob er als «Volljude» eingestuft werden konnte, was die Behörden anfänglich getan hatten, oder ob er «nur» Halbjude war. Der Grund war, dass nicht mit Sicherheit feststand, wer sein leiblicher Vater war. Für Andreas Heintz hatte das zur Folge, dass er zwei Verfolgungsgeschichten durchlebte, die erste als Jude, die zweite als Halbjude. Sein Fall war rechtlich verwickelt, demonstriert aber anschaulich, wie die Mühlen der NS-Justiz mahlten.

Anfang 1937 verhaftete die Gestapo Andreas Heintz, damals 26 Jahre alt und als Architekt tätig, unter dem Vorwurf der «Rassenschande». Er lebte mit Karin Ebert zusammen, einer «deutschblütigen» Frau. Nach mehreren Monaten in Gestapohaft wurde ihm der Prozess gemacht, und weil die Anklage ihn als Volljuden einstufte, wurde er zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt, die er am 12. Mai 1937 antrat.

Damit war sein Fall nicht erledigt. Seine Mutter Käthe Heintz legte gegen das Urteil Berufung ein, mit der Begründung, ihr Ehemann Franz sei nicht Andreas' leiblicher Vater. Sein wirklicher Vater sei ein Dr. Härtner, ein enger (mittlerweile verstorbener) Freund der Familie – und ein Arier. Frau Heintz konnte Zeugen benennen, die ihre Darstellung bestätigten, und so ordnete das Gericht eine eingehende medizinische Untersuchung der Familie Heintz an. Zwei Experten, die sowohl Mediziner als auch Anthropologen waren, fertigten



eine umfassende Bestandsaufnahme der körperlichen Merkmale und Proportionen von Vater, Mutter und Sohn an. Professor Dr. Otmar von Verschuer, Direktor des Instituts für Erbbiologische Forschung an der Frankfurter Universität, und sein junger Assistent Dr. Josef Mengele führten die Untersuchung durch. Am 9. Juli 1937 trugen sie ihren Befund vor, der Faktoren berücksichtigte wie die Blutgruppen von Eltern und Kind, die Farbe und Beschaffenheit ihrer Haare, ihre Augenfarbe und die Form ihrer Augenbrauen (über die sie besonders eingehend referierten), ihre Finger- und Handabdrücke und ihre Schädelform (die ebenfalls denkbar ausführlich analysiert wurde). Auch Fotografien der Personen, um die es ging, wurden aufgeboten (auch Bilder, die den verstorbenen Dr. Härtner zeigten). Die medizinischen Kapazitäten von Verschuer und Mengele kamen zu einem eindeutigen Urteil. Herr Heintz war der leibliche Vater. Daher war Andreas Volljude und musste im Gefängnis bleiben. Er hatte sich in der Tat der «Rassenschande» schuldig gemacht.<sup>6</sup>

Doch seine Mutter liess nicht locker. Sie brachte weitere Zeugen bei, die ihre Beteuerung, Dr. Härtner sei der wirkliche Vater ihres Sohnes, stützten. Eine Berufungsinstanz in Frankfurt würdigte alle Zeugenaussagen und hob das Urteil auf, mit der Folge, dass Andreas Heintz jetzt als Mischling ersten Grades eingestuft wurde. Am 14. September 1937 kam er auf freien Fuss. Er war zwar rehabilitiert, aber vier Monate in NS-Gefangenschaft hatten ihm die Augen dafür geöffnet, was für eine Rechtsprechung Juden und Mischlinge in Hitlers Deutschland zu erwarten hatten. Er duckte sich in der Folge weg und setzte sich im Winter über die Grenze ins Ausland ab. Sein Ziel war Südamerika, und er war entschlossen, nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. Er hatte das einzig Richtige getan. Die Mühlen der NS-Justiz drehten sich nämlich weiter, und am 30. März 1938, kurz nach seinem Verschwinden, präsentierte die Gestapo einen weiteren Haftbefehl gegen Andreas Heintz wegen «Rassenschande» mit derselben Karin Ebert. Nach den Massstäben der Gestapo war der Tatbestand der Rassenschande auch auf Mischlinge anzuwenden. Mit anderen Worten: Die Gestapo machte sich ihre Gesetze selbst. Wie an anderer Stelle berichtet, begann die Gestapo 1941, sämtliche Mischlinge ersten Grades zur Unterzeichnung einer beideten Erklärung zu zwingen, in der sie sich verpflichteten, keine Beziehungen mehr zu «deutschblütigen» Mitbürgern zu unterhalten. Bei Zuwiderhandlung drohte die Einweisung ins Konzentrationslager. Für Andreas Heintz war diese Eskalationsstufe nicht mehr von praktischer Bedeutung, da er sich aus Deutschland abgesetzt hatte. Der Zweite Weltkrieg, der Holocaust und die Nachkriegsjahre folgten, und schliesslich rang sich An-

Andreas Heintz dazu durch, seine Verurteilung anzufechten. Am 6. Februar 1958 veröffentlichte der hessische Justizminister eine kurze Erklärung, die besagte, Andreas Heintz sei rehabilitiert, er habe keine «Rassenschande» begangen. Kaum nötig zu sagen, dass die Bundesrepublik Deutschland die Rassengesetze der Nazis ausser Kraft gesetzt hatte. Andreas Heintz bestand indes auf einer klaren und eindeutigen Aussage der deutschen Justizbehörden, dass das Verbrechen, dessentwegen er 1937 angeklagt worden war, kein Verbrechen war. Was aus seinen Eltern wurde, deren Rührigkeit er womöglich sein Leben verdankte, konnte ich nicht herausfinden.<sup>7</sup>

Der Fall des Andreas Heintz ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Zum einen liefert er einen Hinweis darauf, dass die deutsche Ärzteschaft zu grossen Teilen mit den Nazis im Bunde war und die Theorien von Anthropologen wie Otmar von Verschuer und seinem Schüler Josef Mengele akzeptiert hatte. Der Führer der Reichsärzteschaft, Gerhard Wagner, und zwei weitere führende Ärztesfunktionäre, Walter Gross und Friedrich G.C. Barthels, hatten eine zentrale Rolle bei der Formulierung des 1935 verkündeten Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes gespielt.<sup>8</sup> Als Folge dieses Gesetzes wurde es übliche Praxis, Mischlinge körperlichen Untersuchungen zu unterwerfen, wenn Zweifel aufkamen, wer ihr leiblicher Vater war, oder wenn aus irgendwelchen anderen Gründen Einspruch gegen ihre rassische Einstufung eingelegt wurde. Zum zweiten demonstrierten die Anzeige gegen Andreas Heintz und das rasche In-Aktion-Treten der Gestapo, als der Vorwurf der «Rassenschande» laut wurde, dass es den Nazis absolut ernst damit war, ihre Rassengesetze anzuwenden, in erster Linie gegen Volljuden, in zunehmendem Mass und de facto aber auch gegen Mischlinge ersten Grades. Formaljuristisch hätten gegen Halbjuden keine Anklagen wegen Rassenschande erhoben werden dürfen, weil das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre intime Beziehungen zwischen Mischlingen und «Deutschblütigen», im Gegensatz zu Eheschliessungen, nicht ausdrücklich verbot.

Die meisten Mischlinge, die unter dem NS-Regime heran wuchsen, wurden mit Benachteiligungen und Anfeindungen eher in Jugendorganisationen konfrontiert als in ihrem persönlichen Umfeld. Die Nazis hatten die Hitlerjugend aufgebaut und als die «einzig wahre» Jugendorganisation positioniert, alle anderen Jugendverbände betrachteten sie als lästige Konkurrenz. Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges gehörten offiziell mindestens 90 Prozent aller deutschen Jugendlichen der HJ oder dem BDM an. Nur wenige andere Jugendgruppen, in der Regel unter dem Dach einer der beiden grossen Kirchen organisiert,

konnten sich noch über einen längeren Zeitraum behaupten. Mit grösstem Argwohn beobachteten die Nazis, wie nicht anders zu erwarten, Jugendgruppen mit «fremdländischem» oder exotischem Charakter. Das galt erst recht, wenn sich unter den Mitgliedern jüdische Mischlinge fanden. So fand ein Frankfurter Landgerichtsrat namens Dr. Amrhein zu seiner Empörung heraus, dass sich im Frühjahr 1939 in Frankfurt zwei neue private Jugendgruppen etabliert hatten. Die eine nannte sich Harlemklub, die andere hatte sich den noch kurioseren Namen O.K.-Gang zugelegt. Die Mitglieder beider Vereine versammelten sich an bestimmten Nachmittagen «einheitlich in ganz hellen Mänteln» an der Hauptwache und trafen dort Abmachungen darüber, in welches Tanzlokal sie am Abend gehen würden. Sie hatten «eine besondere Vorliebe für englische Tänze und Schallplatten», vermerkte Dr. Amrhein in seinem amtlichen Bericht. «Eine bestimmte Schallplatte mit einer Tanzmelodie, die nach dem Harlem-Viertel in New York benannt war, soll so beliebt gewesen sein, dass man nach ihr den Klub ‚Harlem‘ Klub nannte.» Ein paar Monate später gründeten einige Gymnasiasten auf Initiative eines Mitschülers, der zwischen seinem 6. und 13. Lebensjahr in den USA gelebt und bei seiner Rückkehr nach Deutschland gewisse «fremdländische» Ideen mitgebracht hatte, den Klub O.K.-Gang. Die Mitglieder trugen Vereinsabzeichen, an denen sie einander in Tanzlokalen erkennen konnten. Was die Behörden besonders störte, war die Tatsache, dass diese Teenager – der Klub hatte ungefähr gleich viele männliche und weibliche Mitglieder – zu Swingmusik tanzten. Viele rühmten sich auch ihrer sexuellen Erfahrungen. Die Eltern eines der Jungen gestatteten ihm die Nutzung ihrer Skihütte im Taunus, und es kam vor, dass Pärchen aus der Gruppe dort ohne erwachsene Aufpasser übernachteten. Die ganze Geschichte hatte einen Aspekt, den Dr. Amrhein besonders schockierend fand: «In der Skihütte sollen sich bei solchen Übernachtungen einige Klubmitglieder auch mit einem halb-jüdischen Mädchen abgegeben haben, das in der Umgebung wohnte.» Das war für die Behörden offenbar das Signal, um zuzuschlagen: Zwölf Mädchen wurden unter die Aufsicht des Jugendamts gestellt, gegen die Jungen wurde strafrechtlich ermittelt. Die meisten von ihnen konnten sich einem Prozess und einer Verurteilung entziehen, indem sie sich zur Wehrmacht meldeten, doch einer der Gründer des Harlem Klubs hatte Pech. Er wurde zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.<sup>9</sup>

Die Klubs setzten ihre Aktivitäten ungeachtet dessen fort. Im Februar 1942 fand ein anderer Beamter der Ermittlungsbehörden zu seinem Schrecken her-

aus, dass zwei weitere Klubmitglieder Mischlinge ersten Grades waren. In aller Eile wurden wieder Anklagen gegen die neu festgestellten Aktivisten zurechtgezimmert, wobei die Behörden alles daransetzten, den beiden Mischlingen zusätzliche Straftatbestände anzuhängen. Einer von ihnen wurde angeklagt, den anderen Klubmitgliedern Bestände an knappem Leder besorgt zu haben, das für die Besohlung von acht Paar Schuhen ausgereicht hätte. Er habe dies getan, betonten sie, ohne eine Genehmigung dafür einzuholen. Der andere Mischling, der Verkäuferlehrling war, wurde beschuldigt, ohne Genehmigung Stoffe für das Schneidern von Kleidungsstücken beschafft zu haben. Beiden wurde auch vorgeworfen, sie hätten dem Glücksspiel gefrönt. Insgesamt identifizierten Vertreter der Gestapo, des Sicherheitsdienstes (SD), der Kriminalpolizei, des Frankfurter Jugendamts und der Hitlerjugend achtzehn in den beiden Klubs aktive gewesene Jugendliche. Sechzehn von ihnen wurden in ein Umerziehungslager im bayerischen Schongau geschickt, in dem sie durch eine vormilitärische Ausbildung auch auf den Kriegsdienst vorbereitet wurden. Den beiden Mischlingen, gegen die die schwerer wiegenden Vorwürfe erhoben wurden, wurde diese zweifelhafte Ehre nicht zuteil. Sie landeten hinter Gittern. Die Schergen des NS-Regimes taten offensichtlich nichts lieber, als gegen Mischlinge, die bei geringfügigen Vergehen erwischt wurden, schweres Geschütz aufzufahren.<sup>10</sup>

Der faktische Ausschluss aus dem Leben der Gesellschaft in Kombination mit dem Stigma, ein Mischling zu sein, das war für manche empfindsameren Naturen mehr, als sie ertragen konnten. Die 72.000 Deutschen, die als Mischlinge eingestuft waren, wussten grösstenteils nichts voneinander und waren so weit und dünn über das Land verstreut, dass die Chance, soziale Netzwerke zu bilden, für sie nicht bestand. Als Mischling hatte man in der Regel niemanden ausserhalb der eigenen Familie und vielleicht einigen wenigen guten Freunden, denen man sich anvertrauen und von denen man moralische Unterstützung erwarten konnte. Wenn nicht einmal dieses Minimum an Solidarität und Beistand vorhanden war, musste sich der Betreffende mit einem Leben in fast totaler Zurückgezogenheit und Einsamkeit abfinden. Die Auswirkungen einer so weitgehenden Isolation auf das Individuum konnten verheerend sein, wenn es sich nicht um Ausnahmepersönlichkeiten von grosser Reife und Ich-Stärke handelte.

Heinz Ullmann arbeitete als 17jähriger, obwohl von Amts wegen noch als Schüler geführt, als Hilfskraft in einem Frankfurter Filmkopierwerk. Er stammte aus Prag und hatte deutsche Eltern, von denen jedoch ein Teil jüdisch oder halbjüdisch war – die Angaben in den Akten sind in diesem Punkt nicht

eindeutig. Auf jeden Fall war Heinz Ullmann in den Augen der Nazis ein Mischling, sei es ersten oder zweiten Grades. Nach seinem erzwungenen Hals-über-Kopf-Abgang von der Schule im Herbst 1941 hatte es ihn nach Berlin verschlagen, wo er jedoch Probleme mit den Behörden bekommen hatte. Daraufhin war er nach Frankfurt am Main übersiedelt. Er hatte dort weder Verwandte noch Freunde, aber Frankfurt gefiel ihm, weil die dortigen Behörden ihn nicht kannten. Zunächst schien es, als gehe sein aus der Not geborener Plan auf. Er fand Arbeit in einem Foto- und Filmlabor in einem Frankfurter Vorort und wohnte in einem möblierten Zimmer in der Josef-Haydn-Strasse im Stadtzentrum. Seine Vermieterin, Barbara Preiss, wusste wenig von ihm, beschrieb ihn jedoch anderen gegenüber als «anständig». Er suchte niemandes Nähe, ging jedoch pünktlich und zuverlässig zur Arbeit. Am Freitag, den 13. Dezember 1941, sieben Wochen nach seiner Ankunft in Frankfurt, erhielt Heinz Ullmann einen bedeutsamen Brief: seinen Einberufungsbefehl.

Frau Preiss überreichte ihm die Postsendung persönlich und mit der Bemerkung, sie habe etwas für ihn, von dem sie wisse, dass es ihm Freude machen werde. Er solle sich am 18. Dezember zum Antritt seines Wehrdienstes melden, hiess es in dem Schreiben. Frau Preiss behauptete später, Heinz Ullmann habe ihr bei früherer Gelegenheit versichert, er würde nichts lieber tun, als die Uniform anzuziehen. Jetzt freilich merkte sie ihm an, dass er ganz und gar nicht glücklich war. Verdacht schöpfend, stellten sie und ihre erwachsene Tochter Ingeborg ihm an diesem Abend einige inquisitorische Fragen. Heinz erklärte ihnen, er habe eine schwache Lunge, sei schon einmal für wehruntauglich befunden worden und werde sicher auch jetzt wieder diesen Befund erhalten. Die Vermieterin und ihre Tochter glaubten ihm nicht und bohrten weiter, bis der Junge schliesslich zusammenbrach und unter Tränen gestand, dass noch ein anderer Faktor im Spiel war: Er war ein Mischling.

Als Ingeborg Preiss dies hörte, sprang sie auf und herrschte ihn an, unter diesen Umständen müsse er das Zimmer unverzüglich räumen. Sie sei schliesslich Parteimitglied! Ullmann sei offensichtlich betrübt gewesen, berichtete Frau Preiss später und erinnerte sich, dass der Junge sich danach sogleich in sein Zimmer zurückgezogen habe. Er war inzwischen 10 Uhr abends, und im Haus begann Ruhe einzukehren. Als Frau Preiss am nächsten Morgen den Wecker ihres Untermieters nicht klingeln hörte und sich auch sonst in seinem Zimmer nichts rührte, klopfte sie an die Tür. Als keine Antwort kam, rief sie einen anderen Untermieter herbei, der in Heinz Ullmanns Zimmer ging und feststellte, dass es leer war.

Am selben Samstagmorgen gegen 8 Uhr kam ein kleiner Junge in ein nahegelegenes Polizeirevier gestürmt und berichtete, er habe in der Hohenzollernanlage unweit des Postamts auf einer Parkbank den zusammengekrümmten Körper eines offenbar toten Mannes gesehen. Die Polizei brauchte nicht lange, um die Leiche von Heinz Ullmann zu finden. Er hatte sich irgendwann in der Nacht auf der Parkbank niedergelassen und sich mit einem Revolver, der mit einer einzigen Patrone geladen war, ins Herz geschossen. Zeugen gab es keine. Ein deutscher Jugendlicher aus Prag war in einer ihm fremden Stadt, in der er keine Freunde oder Verwandten hatte, von eigener Hand gestorben. Gegenüber der Polizei erklärte seine Vermieterin, Frau Preiss: «Wenn Ullmann nun Selbstmord verübt hat, so dürfte das Motiv dazu darin zu suchen sein, dass er sich als Nichtarier unglücklich fühlte.»<sup>11</sup>

Das einzig Mysteriöse am Selbstmord Heinz Ullmanns war die Frage, wie er in dieser hermetisch abgeriegelten Gesellschaft an einen Revolver und an Munition dafür gekommen war.

Die meisten Mischlinge machten die Erfahrung, dass der Ausgrenzungsprozess, der in Schulen, Jugendorganisationen und im Alltagsleben begonnen hatte, sich in den ersten Jahren ihres Erwachsenendaseins verstärkte, was allerdings nur für die wenigsten von ihnen Anlass war, an Selbstmord zu denken. Nicht nur fanden sie es zunehmend schwieriger, eine Arbeit zu finden oder gar eine Laufbahn zu beginnen, sie sahen sich auch mit der Tatsache konfrontiert, dass die Nationalsozialisten bestimmte «normale» zwischenmenschliche Beziehungen kriminalisiert hatten. In der immer mehr von Männern dominierten Gesellschaft des nationalsozialistischen Deutschlands gab es für sehr viel weniger junge Frauen einen vernünftigen Grund, Partnerschaft und Ehe zugunsten eines Studiums und einer beruflichen Karriere hintanzustellen, als dies bei Frauen aus späteren Generationen der Fall war. Eine «Karriere» als Hausfrau und Mutter war die logische Alternative. Viele junge deutsche Frauen akzeptierten diese Realität und entschieden sich für ein dieser neuen Normalität entsprechendes Leben. Sie heirateten, wenn sie Anfang zwanzig waren. Mit der Verabschiedung des Nürnberger «Blutschutzgesetzes» wurde den deutschen Mischlingen fast ausnahmslos diese Option entzogen. Der Umstand, dass das Gesetz nichteheliche Beziehungen zwischen Mischlingen und anderen Deutschen nicht ausdrücklich untersagte, bedeutete in der Praxis wenig, denn die NS-Behörden, namentlich die Gestapo, gingen, wenn sie auf solche Beziehungen aufmerksam wurden, drastisch gegen die dabei ertappten Mischlinge vor.

So wurden diese etwa gezwungen, Erklärungen zu unterschreiben, in denen sie anerkannten, dass fortgesetzte Rassenschande sie ins Gefängnis bringen würde. Es war jedoch nicht nur die Androhung schwerer Strafen, die viele junge Mischlinge, insbesondere Frauen, davon abhielt, sich mit arischen Deutschen einzulassen. Voreheliche oder aussereheliche Beziehungen wurden von grossen Teilen der deutschen Gesellschaft verurteilt, obwohl sie vor dem Beginn des NS-Regimes und auch nach dessen Ende wieder zur gesellschaftlichen Normalität gehörten. In einer Zeit, in der das traditionelle Ideal von Ehe und Familie noch als allein selig machend galt, war für viele Eltern die Vorstellung, dass etwa ihre Tochter eine Liebesbeziehung unterhielt, ohne verheiratet zu sein, nicht tragbar. Wenn eine junge Deutsche das Pech hatte, Mischling zu sein, musste sie feststellen, dass ihr die Möglichkeit verschlossen war, auf den gesellschaftlich üblichen Wegen einen passenden Partner fürs Leben zu finden und ihn zu heiraten. Andererseits waren junge Frauen aufgrund moralischer Prädisposition nicht darauf eingestellt, aussereheliche Beziehungen ohne Heiratsperspektive einzugehen. Auch hier verlief eine der unsichtbaren Trennlinien, die die Nazis durch die deutsche Gesellschaft zogen, und sie machte sich noch schmerzhafter bemerkbar in den Kriegsjahren, als sich das Tempo des Lebens im Angesicht der Gefahr beschleunigte, insbesondere für junge Leute.

Gerda Leuchtenberg aus Frankfurt am Main war die einzige Tochter eines mittelständischen Ehepaars. Geboren 1920, legte sie im Frühjahr 1939 ihr Abitur ab und machte sich gerade Gedanken über ihren weiteren Lebensweg, als sie einen jungen Mann kennen lernte. Die beiden verliebten sich ineinander und verbrachten diesen letzten Sommer in Friedenszeiten zusammen. In der letzten Augustwoche fragte ihr Freund, ein junger Leutnant der Luftwaffe, Gerda, ob er ihren Eltern einen «offiziellen» Besuch abstatten dürfe. Dies entsprach den Anstandsregeln der damaligen Gesellschaft und konnte nichts anderes bedeuten, als dass er bei Gerdas Eltern um ihre Hand anhalten wollte. Gerda liebte den jungen Leutnant, aber sie wusste etwas, das er nicht wusste: Sie war Mischling ersten Grades. Angesichts der Rigidität der Nürnberger Gesetze würde eine Eheschliessung mit ihm einer Ausnahmegenehmigung durch die NS-Behörden bedürfen. Um eine solche zu erwirken, würden die beiden Heiratswilligen eine langwierige Antragsprozedur durchstehen müssen, die letzten Endes mit grosser Wahrscheinlichkeit zu einer Ablehnung führen würde. Davon abgesehen, würde ein solches Verfahren unerwünschte Aufmerksamkeit sowohl auf Gerda als auch auf den Mann, den sie liebte, lenken und womöglich seine militärische Laufbahn ruinieren.

Sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er hohe moralische Ansprüche an sich selbst stellte und dass er sich, wenn er erst einmal um ihre Hand angehalten hätte, an sein damit gegebenes Heiratsversprechen halten und keinen Rückzieher machen würde. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als seine Frau zu werden und mit ihm eine Familie zu gründen. Andererseits hatte sie sich im Sommer bereits die Zeit genommen, die Situation mit ihren Eltern zu besprechen, die sie liebte und achtete und vor denen sie keine Geheimnisse hatte. Die beiden konnten ihr nur den Rat geben, unter den obwaltenden Umständen erst einmal keine Heiratspläne zu schmieden. So kam es, dass Gerda, als ihr Freund um einen Besuchstermin bei ihren Eltern ansuchte, ihm den Wunsch abschlug. Seine erste Reaktion war ungläubige Verwunderung, die sich schnell in tiefste Niedergeschlagenheit verwandelte. Er konnte die Zurückweisung nicht ertragen und lief weg. Sie sahen einander nie wieder. Der junge Mann fiel einige Monate später in einem der ersten Feldzüge des Zweiten Weltkrieges.

Selbst zutiefst deprimiert über die Entscheidung, die sie hatte treffen müssen, schwor Gerda sich, keine weitere Liebesbeziehung mehr an sich heranzulassen, und sie schaffte es während der weiteren Dauer des Krieges, diesem Vorsatz treu zu bleiben, auch wenn ein partnerloses Dasein ihrem Naturell nicht entsprach. Die Erinnerung an die kränkende Zurückweisung, die sie ihrem Geliebten zugefügt hatte, beeinträchtigte ihr Beziehungsverhalten noch für lange Zeit. Es war ihr beschieden, erst in mittleren Jahren zu heiraten, lange nachdem das Dritte Reich untergegangen war, und viel zu spät, um eigene Kinder zu bekommen. So konnte Gerda Leuchtenberg nie die Familie haben, nach der sie sich so inständig gesehnt hatte, als sie sich in jenem Sommer 1939 verliebt hatte. Die Verwüstungen, die die Nazis mit der rassistischen Diskriminierung von Mischlingen anrichteten, wirkten generationenübergreifend nach.<sup>12</sup>

Auch andere Mischlinge mussten mit Tiefschlägen ähnlich denen, die Gerda Leuchtenberg zugefügt wurden, fertig werden, wobei es freilich auch glimpflicher abgehen konnte. Der gebürtige Hesse Karl Metzger war ein erfolgreicher Grosshändler mit einer eigenen, in Friedberg im Taunus ansässigen Firma, als die Nazis 1933 die Macht übernahmen. Er war mit einer jungen Frau liiert, die er liebte, und 1935 wollten die beiden heiraten. Doch die Zeitumstände waren dagegen. Karl Metzger hatte eine jüdische Mutter, und er musste feststellen, dass das Standesamt sich weigerte, für ihn und seine Verlobte das Aufgebot zu bestellen. Der Ortsgruppenleiter von Friedberg sorgte zudem dafür, dass Karls



Verlobte zum Deutschen Frauenarbeitsdienst eingezogen wurde – als eine von nur wenigen Friedberger Frauen, denen dies widerfuhr. Nach Überzeugung Karls war der Grund dafür einzig der Umstand, dass sie mit einem Halbjuden verlobt war. Karl selbst wurde gegen Ende des Krieges in ein Zwangsarbeitslager eingewiesen. Die Verhältnisse dort waren unsäglich, und er verlor über 30 Kilo Gewicht, bis die Amerikaner im April 1945 das Lager und ihn befreiten. Immerhin hatten sowohl er als auch seine Geliebte den Krieg überlebt. Der schöne Teil ihrer Geschichte war der, dass Karl und sie nach 10jähriger Verlobungszeit im Mai 1945 endlich den Bund der Ehe schliessen konnten. Anders als die unglückliche Gerda Leuchtenberg, gingen die Metzgers prompt daran, eine Familie zu gründen.<sup>13</sup>

«Rassenschande» wurde nach dem Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze rasch zu einem der gefürchtetsten «Verbrechen», deretwegen Juden und Mischlinge in die Mühlen der NS-Justiz geraten konnten, aber bei weitem nicht das einzige. Wie aus einigen der hier bereits dargestellten Fälle deutlich wird, konnte jeder noch so banale Verstoss gegen geltendes NS-Recht, wenn ein Jude oder Teiljude ihn beging, schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Viele Deutsche hörten ausländische Sender, obwohl die Nazis dies zu einem strafwürdigen Vergehen erklärt hatten. Sie taten es und konnten es tun, weil selbst in dieser streng regulierten und überwachten Gesellschaft die Polizei nicht allgegenwärtig war (und die Gestapo erst recht nicht). Es bedurfte fast immer der Denunziation durch einen Mitbürger oder der Spionagedienste eines Spitzels, um die Behörden auf die Spur von Leuten zu bringen, die «Feindsender» hörten. Die Gestapo begnügte sich, wenn sie überhaupt in Aktion trat, in solchen Fällen mit einer Verwarnung an die Adresse des Beschuldigten – solange es sich um einen «gewöhnlichen» Deutschen handelte. Wenn die denunzierte Person jedoch ein Jude war (was nach 1941 immer seltener der Fall war, weil die Nazis fast alle Juden aus der deutschen Gesellschaft entfernt hatten) oder ein Mischling oder ein Angehöriger einer anderen den Nazis verhassten Gruppe, dann musste der Angezeigte mit sehr viel schwerer wiegenden Folgen rechnen, erst recht in den Kriegsjahren. Das Denunziantentum wütete in der Nazizeit wie ein Spaltpilz in der deutschen Gesellschaft, doch richtig gehend gefährlich konnten Anzeigen nur für diejenigen werden, die ohnehin schon auf der Abschlussliste der Nazis standen.<sup>14</sup>

Hermann C., ein Mischling mittleren Alters aus Wiesbaden und Malermeister von Beruf, war 1943 ein glücklich verheirateter Familienvater. Wegen seines Alters und seiner Familie war er nicht eingezogen worden. Hermann C. war ein friedfertiger und fleissiger Mann, der nie mit dem Gesetz in Konflikt ge-

kommen war. Er kam mit seinen Nachbarn gut aus, auch mit denen, die im selben Mietshaus wohnten wie er und seine Familie. Abends kamen auf seine Einladung häufig ein verwitweter älterer Nachbar, dessen erwachsener Sohn und ein Pflegekind der Familie, eine junge Frau, zu Besuch. Man hörte dann gemeinsam die Abendnachrichten auf Hermanns kostbarstem Besitztum, einem Siemens-Radio. Seit eh und je waren Hermann C. und seine Nachbarn es gewohnt, nach der Nachrichtensendung die Ereignisse des Tages zu besprechen. Allein, Hermanns Vertrauen zu seinen Nachbarn wurde nicht belohnt. Am 25. September 1943 wurde er verhaftet. Jemand hatte ihn bei der Gestapo angeschwärzt, weil er angeblich seit September 1941 Rundfunksendungen aus London abhörte. Ausserdem habe er mit seinen Hausgästen über diese Sendungen gesprochen. Hermann C. wurde umgehend verurteilt. Im Gefängnis wurde er aufgefordert, eine Liste der Personen zusammenzustellen, mit denen er sich über das «alliierte Propagandagift» ausgetauscht hatte. Hermann gab sich dazu nicht her; er erklärte, sich nicht erinnern zu können, mit welchen Leuten er über die Sendungen gesprochen habe. Diese Loyalität gegenüber seinen Freunden erregte erst recht den Zorn der Gestapo, was dazu führte, dass die Behörden ihn zu vier Jahren schwerer Zwangsarbeit verurteilten, ihm eine hohe Geldstrafe auferlegten und seine staatsbürgerlichen Rechte für die Dauer von fünf Jahren aufhoben. Ausserdem konfiszierten sie sein Radiogerät «für Reichszwecke». Die Begründung der Behörden für dieses drakonische Vorgehen ist aufschlussreich: «Was nun die Höhe der Strafe angeht, so muss berücksichtigt werden, dass der Angeklagte, der als Mischling eine besondere Veranlassung hatte, sich korrekt und einwandfrei zu verhalten, sich durch seine Handlungsweise schwer vergangen hat.» Hermanns bisherige Unbescholtenheit wurde ihm nicht zugutegehalten. «Mag sich der Angeklagte in seinem Leben bisher auch straf- und einwandfrei geführt und seine Arbeiten gut und pflichtgemäss ausgeführt haben», hiess es in der Urteilsbegründung weiter, «mag er zu seinen Straftaten auch nur durch ein zufälliges Einschalten des Feindsenders gekommen sein und ein Geständnis abgelegt haben, so musste trotzdem auf eine empfindliche Strafe erkannt werden.» Hermann C. blieb bis zur Befreiung im Mai 1945 im Gefängnis. Mit einer blossen Verwarnung begnügten sich die Behörden bei einem Mischling wie Hermann C. nicht.<sup>15</sup>

Nicht einmal im Angesicht der drohenden Niederlage schreckten die Nazis vor überharten Urteilen gegen Mitglieder verhasster Gruppen zurück. Bis zum bitteren Ende mussten alle Deutschen mit der Präsenz von Spitzeln in ihrer Mitte rechnen, und ganz besonders vorsichtig mussten in dieser Beziehung

Mischlinge sein. Margarethe W. war ganz und gar nicht der Typ von Mensch, dem man zugetraut hätte, unter den Nazis hinter Gittern zu landen. Mittleren Alters und Hausfrau, war sie mit Heinrich W. verheiratet, einem deutschen Superpatrioten, der 1930 in die NSDAP eingetreten war. Ihr gemeinsamer Sohn hatte es zum Gruppenführer beim Kyffhäuserbund gebracht, einer ultranationalistischen Organisation, die 1933 von den Nazis geschluckt wurde. Die W.s blieben der Partei treu ergeben, bis letztere 1934 darauf aufmerksam wurde, dass Frau W. ein Mischling war. Mit Bedauern schied Herr W. aus der NSDAP aus, um seinem möglichen Ausschluss zuvorzukommen. Gleichwohl blieben beide Eheleute loyale Anhänger der Hitler-Partei. Ihr einziger Sohn wurde Soldat und kämpfte im Krieg an der Front.

Aus einer Laune heraus stimmten Margarethe W. und ihre Nachbarin Else D. an einem Herbsttag des Jahres 1943 ein albernes Lied an, das ein paar harmlose Spitzen gegen Hitler enthielt. Jemand aus ihrer Nachbarschaft denunzierte die beiden Frauen und erinnerte die Behörden zugleich daran, dass Margarethe W. ein Mischling war. Die örtliche Polizei verlor keine Zeit: Sie verhaftete das Ehepaar W. Herr W. wurde grob verhört und danach freigelassen, doch an Frau W. wurde ein Exempel statuiert. Die 57jährige, eine harmlose Hausfrau, wurde zu zwei Jahren schwerer Zwangsarbeit verurteilt – ihr Mann unternahm den ebenso grotesken wie vergeblichen Versuch, sie durch das Angebot, 1.000 Reichsmark an die Partei zu zahlen, von der Strafe freizukaufen. Anfang 1945 reichte Margarethe W., nachdem sie ein Jahr ihrer Strafe verbüsst hatte, ein Gnadengesuch ein. Am 20. März 1945 erhielt sie einen Bescheid, unterzeichnet von einem Vertreter des höchsten hessischen Gerichts. Das hohe Gericht teilte Margarethe W. mit, es sehe keinen Grund für eine Verkürzung der Strafe. Einen versöhnlichen Ton schlug der Justizvertreter immerhin an: Er stellte in Aussicht, nach Ablauf von weiteren drei Monaten Margarethe W.s Urteil noch einmal zu überprüfen. Eine Woche nach Ergehen dieses Bescheides, am 28. März 1945, marschierte die amerikanische Dritte Armee in Frankfurt ein. Aus den Unterlagen geht nicht hervor, wie der überzeugte Nazi Heinrich W. und der Mischling Margarethe W. auf den Sieg der Alliierten und auf Margarethes prompte Freilassung aus dem Gefängnis reagierten. Ihr Fall macht jedoch eines sehr deutlich: Je länger die NS-Herrschaft andauerte, desto mehr vergiftete das Denunziantentum das Leben der Deutschen. War dieses virulente Gift für Mischlinge schon in Friedenszeiten gefährlich gewesen, so wurde es mit fortschreitendem Krieg noch bösartiger.<sup>16</sup>

Wenn es ein «Verbrechen» gab, das in den Augen der Nazis der Inbegriff jüdischer Perfidie war, dann war es nicht das Absingen von Spottliedern, sondern das Begehen von «Rassenschande». Eine von denen, die die affektive Wucht dieser sexuell aufgeladenen Inkriminierung zu spüren bekamen, war Anna H. aus Krefeld. Die Tochter aus einer armen Arbeiterfamilie war neunzehn Jahre alt, als sie 1939 einen jungen Mann kennen lernte und ihr erstes Liebesabenteuer erlebte. Unter normalen Umständen hätte eine Liebesbeziehung wie diese kaum Aufsehen erregt. Es herrschten jedoch keine normalen Umstände, und die Nazis nahmen Anna zwei Dinge übel: dass ihre Mutter Jüdin war (verheiratet mit einem Arier) und dass Anna selbst in den 30er Jahren eine jüdische Schule besucht hatte. Dank des letzteren Umstandes wurde sie der Sonderrubrik der «Geltungsjuden» zugeschlagen. Vielleicht war dies überhaupt der eigentliche Grund, weshalb die Gestapo in ihrem Fall so prompt aktiv wurde. Bald jedoch stellten die Behörden, aus nicht ganz ersichtlichen Gründen, die Ermittlungen ein. Vielleicht lagen keine zweifelsfreien Beweise vor, vielleicht hatte auch ihr arischer Freund Mittel und Wege gefunden, die Behörden zu besänftigen.

Erleichtert, einem möglichen Strafverfahren entgangen zu sein, nahm Anna H. ihr normales Leben wieder auf – oder glaubte vielmehr, dies tun zu können. Dabei übersah sie allerdings einen Umstand: Jetzt, da die NS-Behörden einmal auf sie aufmerksam geworden waren, konnte sie nicht mehr auf den Schutz der Anonymität zählen. Die örtliche Gestapo hatte sie auf ihrer Beobachtungsliste. Als Hilfsarbeiterin verdiente Anna H. armselige 88 Reichsmark pro Monat, so dass ihr nichts anderes übrigblieb, als bei ihren Eltern wohnen zu bleiben. Die drei hatten keine Ahnung davon, dass ein 15jähriges Mädchen, das direkt neben ihnen lebte, sich als Gestapospitzel verdingt hatte. Die Polizisten wiesen das Mädchen an, auf jedwede Verstöße ihrer Nachbarn gegen nationalsozialistische Gesetze und Erlasse zu achten, etwa darauf, ob Mutter und Tochter H. den vorgeschriebenen Judenstern trugen, wenn sie das Haus verliessen. Im März 1942 glaubte die Gestapo wohl, endlich etwas in der Hand zu haben, und verhaftete Anna H. Nach mehreren Tagen Haft kam sie wieder auf freien Fuss, doch die Polizei gab ihr die ernste Warnung mit, in Zukunft die Gesetze zu befolgen. Wie ein geprügelter Hund kehrte Anna H. in die elterliche Wohnung zurück. Ihre minderjährige Nachbarin setzte ihre «Spionage», vom erzielten Erfolg ermutigt, fort. Im August 1942 hatte sie genug Beobachtungen zusammengetragen, um Anna und ihre Mutter erneut wegen Verstosses gegen die Pflicht zum Tragen des Judensterns anzuschwärzen. Am 17. September 1942 wurden

beide in Haft genommen. Es war das dritte Mal für Anna, das erste Mal für ihre Mutter. Nach zweieinhalb Wochen setzte die Gestapo die Mutter auf freien Fuss, obwohl sie Volljüdin war (sie lebte in einer «privilegierten Mischehe»). Anna hatte weniger Glück. Überzeugt, dass sie unverbesserlich war, behielten die Behörden sie in Haft und überstellten sie am 15. Januar 1943 nach Auschwitz. Im Frühjahr des folgenden Jahres traf bei der Gestapo in Düsseldorf ein Telegramm des Auschwitzer Lagerkommandanten Rudolf Höss ein, das an die Gestapo in Krefeld weitergeleitet wurde; diese wiederum teilte Annas Vater (nicht ihrer Mutter) mit, Anna H. sei am 5. Mai 1943 an «Durchfall» gestorben – sie war 23 Jahre alt. Der Vorwurf der «Rassenschande», gegen sie laut geworden, als sie neunzehn war, hatte eine Kettenreaktion in Gang gesetzt, an deren Ende ihre verhängnisvolle Abschiebung in ein Todeslager stand.<sup>17</sup>

Eine allgemein akzeptierte Annahme besagt, die Nazis hätten von Frauen erwartet, dass sie sich auf ihre traditionelle Geschlechterrolle beschränkten, also vor allem auf den Part der opferbereiten Hausfrau und Mutter. Tatsächlich zeigt die historische Beweislage, dass im Nationalsozialismus der Zugang der Frauen zur höheren Bildung, zu den akademischen Berufen und auch zu Führungspositionen in der Wirtschaft stark eingeschränkt war. Dass die Nazis die Bestimmung der Frau im dreifachen K sahen – Kinder, Küche, Kirche –, ist tatsächlich keine Übertreibung. Dies galt für Frauen im Allgemeinen, doch im Besonderen verabscheuten die Nazis leistungsfähige jüdische und halbjüdische Frauen, die in akademischen Berufen reüssierten oder in gesellschaftliche Führungsrollen aufstiegen. Deshalb versuchten nach Beginn des Dritten Reiches wohlweislich nur wenige weibliche Mischlinge, sich in diese Sphäre vorzuarbeiten. Es gab jedoch Ausnahmen von dieser Regel, wie der Fall der Magdalene G. zeigt.

Geboren wurde Magdalene G. 1908 als Tochter von Sophia und Bernhard G. Ihr Vater war ein wohlhabender Fabrikant, der in Krefeld in grossem Stil Waffeln, Kekse und Zwieback produzierte. Bernhard war katholischer Arier, während Sophia jüdische Vorfahren hatte. Obwohl schon ihre Eltern Christen gewesen waren und sie selbst katholisch getauft war – kaum verwunderlich im tief katholischen Rheinland –, war sie für die Nazis ein Mischling ersten Grades. 1938 war Magdalene G. ein lebhaftes und kultivierte 30jährige, die viel freie Zeit zu ihrer Verfügung hatte. Bis 1933 hatte sie sich zwanglos in den höheren Kreisen des niederrheinischen Bürgertums bewegt. Unter dem NS-

Regime war sie trotz dieser Referenzen und trotz des Wohlstandes ihrer Familie zum gesellschaftlichen Paria geworden und führte ein zunehmend einsames Leben. Im Sommer 1938 fand ein diplomatisches Tauziehen über das bis dahin tschechische Sudetenland statt, und diverse Delegationen ausländischer Diplomaten trafen in Deutschland ein, um eine kritische Zuspitzung der Lage vielleicht noch zu verhindern. An einem intensiven Wochenende, an dem sich internationale Würdenträger in Bad Godesberg versammelten, fasste eine gelangweilte Magdalene G. einen kühnen Entschluss. Sie bezog ein Zimmer im Godesberger Luxushotel Dreesen, das bald darauf weltweit von sich reden machte, weil Hitler dort mit Chamberlain konferierte. Bekanntlich wurde von weiblichen Mischlingen, gleich wie attraktiv sie waren, erwartet, dass sie sich nicht mit «deutschblütigen» Männern einliessen, und die Schatten der Nürnberger Gesetze von 1935 wurden von Jahr zu Jahr länger. Doch hatte irgendjemand verboten, dass Mischlinge sich ausländische Partner angelten? Magdalene G. brauchte nicht lange, um die ersten Verehrer um sich zu scharen. Später erklärte der aufgebrachte Bürgermeister ihres Wohnorts Krefeld der örtlichen Gestapo, was in Bad Godesberg vor sich gegangen war:

Fräulein Magdalene G., [...] deren Ruf sattsam bekannt ist, verstand es, sich den Herren der italienischen Mission und deren deutscher Begleitung zu nähern und es zu erreichen, eine Einladung für das am vergangenen Freitag im Schloss Benrath, Düsseldorf, vom Gauleiter gegebene Fest zu erhalten. Auf dem Fest tanzte sie mit einer Reihe von prominenten Persönlichkeiten, u.a. auch Exzellenz Russo.

Der Bürgermeister schäumte vor Entrüstung: «Den Herren war natürlich nicht bekannt, dass Fräulein G. Halbjüdin ist, ihre Mutter ist Volljüdin.» Was den Bürgermeister und die lokalen Nazigrößen offenbar besonders wurmte, war die Tatsache, dass Magdalenes italienische Gesellschafter sich nicht das geringste aus ihrer Blutszugehörigkeit machten. Allerdings hatte ihr Erscheinen auf dem Fest des Gauleiters bei offiziellen deutschen Vertretern aus dem Berliner Aussenministerium ebenso Befremden ausgelöst wie bei den örtlichen Parteigrößen. Angestachelt von den missbilligenden Äusserungen seiner Parteigenossen, beeilte sich der Bürgermeister, die ihm zur Kenntnis gelangten Beschwerden an die lokale Gestapostelle weiterzuleiten: «Ich gebe Ihnen Kenntnis von dieser Angelegenheit, weil sich verschiedene Herren der Partei bei mir beschwerten. Ich benenne u.a. als Zeugen die beiden Oberführer Pahlings und

Schlupkothen, auch der Führer der Standarte 40, Thiel, kennt die Angelegenheit.» Das örtliche NS-Establishment war also ganz und gar nicht erfreut darüber, dass Magdalene G. den Sprung aufs internationale Parkett geschafft und sich sogar auf das Fest ihres Gauleiters eingeschlichen hatte. Juristisch liess sich aber im Endeffekt nichts machen. Die Dame hatte sich mit Italienern vergnügt und nicht mit «Deutschblütigen».<sup>18</sup>

Magdalene G.s Mut war zwar bewundernswert, aber ihr kühner gesellschaftlicher Auftritt zeugte nicht von Klugheit. Mischlinge taten gut daran, in Deckung zu bleiben. Dazu kam, dass die Zeit nicht für Magdalene G. oder ihre Eltern arbeitete, denn in zunehmendem Mass diktierten die Parteifanatiker den Justizbehörden ihre eigene, entfesselte Interpretation der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Etwa gleichzeitig mit dem Ausbruch des Krieges traf Magdalenes Familie ein schwerer Schlag: Bernhard G. starb Anfang 1940 plötzlich und unerwartet, mit erst 56 Jahren. Er, der arische Partner in der Ehe der G.s, konnte seine Frau und seine Tochter jetzt nicht mehr schützen.

Nach dem Tod ihres Vaters musste die bisherige Salonlöwin Magdalene G. verantwortliche Tätigkeiten übernehmen, denn das väterliche Familienunternehmen war kein Zwergbetrieb. Magdalenes Mutter Sophia war es als Jüdin nicht erlaubt, die Leitung der Firma zu übernehmen; deshalb nahm ihre Tochter die Zügel in die Hand, doch entgegen allen Befürchtungen machte sie ihre Sache gut. Sogar die örtliche Gestapo räumte das in einem Bericht vom Mai 1942 ein: «Nachdem G. vor zwei Jahren verstarb, hat die Tochter bis vor Kurzem die Firma zur allgemeinen Zufriedenheit, insbesondere der DAF, geleitet.» Mit anderen Worten: Sogar die Belegschaft fand an der Arbeit der neuen Chefin nichts auszusetzen. Für die NS-Behörden war dies natürlich kein Grund, Magdalene G. in Ruhe zu lassen. Aus demselben Bericht wurde deutlich, dass neue Entwicklungen im Gang waren: «Seit etwa zwei Monaten ist die Fabrik an eine Krefelder Waffelfirma mit Vorkaufsrecht verpachtet.» Magdalene G. und ihre jüdische Mutter waren, anders gesagt, aus ihrem bis dahin einträglichen und allem Anschein nach gut geführten Familienunternehmen hinausgedrängt worden.

Noch ominöser war, dass die Aktenvermerke der örtlichen Gestapo ein äusserst tendenziöse Interesse an allem verrieten, das sich möglicherweise als Vorwand für eine Kriminalisierung der Jüdin Sophia G. und ihrer Tochter Magdalene nutzen liess. «Über die Jüdin Sophia Sara G. wurde hier einmal bekannt», hiess es etwa in einer Notiz, «dass sie ihr Hauspersonal schlecht behandelt. Sie benimmt sich abstossend und echt jüdisch.» Auch im Hinblick auf die Tochter

sammelte die Behörde Latrinenparolen: «Die Tochter Magdalene steht im dringenden Verdacht, dass sie gleichgeschlechtliche Beziehungen zu anderen Frauen unterhält. Irgendwelche verwertbare Anhaltspunkte liegen jedoch nicht vor. In gut unterrichteten Kreisen ist man von der anormalen Veranlagung der Halbjüdin G. fest überzeugt.» Eine bemerkenswerte Offenbarung über dieselbe Frau, der der Bürgermeister von Krefeld wenige Jahre zuvor unterstellt hatte, sie habe sich der italienischen Diplomatendelegation in Bad Godesberg als Flittchen angedient.<sup>19</sup>

Derselbe Beamte der Krefelder Gestapo berichtete über einen weiteren offenbar verdächtigen Vorfall, eine Begegnung zwischen Magdalene G. und einem bekannten Sänger namens Wilhelm S., der in Diensten des Westdeutschen Rundfunks stand. Dieser S. sang im September 1941 auf einer KdF-Veranstaltung in der Krefelder Stadthalle. In den Gestapoakten heisst es dazu:

Nach Schluss der Veranstaltung wurde [S.] von der im Konzert anwesenden Halbjüdin Magdalene G. zum Abendessen eingeladen, die er auch annahm. Der bei der Unterhaltung zufällig anwesende Stadthallenverwalter Kreische machte S. darauf aufmerksam, dass er zu einer jüdischen Familie zum Abendessen gehe, worauf dieser ihm lächelnd antwortete, wenn der Stabschef der SA, [Viktor] Lutze, sein Bild mit Widmung der Familie G. geschenkt hat, dann könne er auch dort ruhig zum Abendessen hingehen.<sup>20</sup>

Es war der Halbjüdin Magdalene G. also wieder einmal gelungen, einen prominenten Arier zu becirren.

Dass Magdalene G. so viel gesellschaftlichen Anklang fand, löste bei der Gestapo einen Jetzt-erst-recht-Reflex aus, und ihre Aktivitäten wurden weiterhin intensiv überwacht. Polizeibeamte lasen ihre gesamte Korrespondenz und vermerkten in Auswertungsberichten, dass sie mit bestimmten Personen in Wiesbaden und Chemnitz brieflich in Verbindung stand. Besonders betont wurde, dass Magdalene G. «mit ihrer nach Theresienstadt evakuierten Mutter über die Reichsvereinigung der Juden im Briefwechsel» stand. Der Inhalt ihrer Korrespondenz mit der ins KZ deportierten Mutter wurde als «belanglos» qualifiziert, was unter den gegebenen Umständen für Magdalene sicherlich von Vorteil war.<sup>21</sup>

In demselben Auswertungsbericht findet sich der Satz: «Briefverkehr mit dem Rundfunksänger Wilhelm S. wurde nicht festgestellt.» Offenbar bestand der Verdacht, Magdalene unterhalte eine Liaison mit dem Sänger, die dann den



Tatbestand der «Rassenschande» erfüllt hätte. Das bestätigte sich nicht, aber ein paar Monate später wurde man in dieser Richtung dann doch noch fündig. Anfang November 1942 öffnete und las ein Gestapobeamter einen sehr persönlichen Brief an Magdalene G., geschrieben von einem jungen Luftwaffenpiloten namens Hubertus L., der gerade von einem gefährlichen Langstreckeneinsatz in Casablanca nach Wiesbaden zurückgekehrt war. Der Kampfflieger erklärte Magdalene, er habe bei diesem Einsatz viele seiner Geschwaderkameraden verloren, sei selbst nur knapp mit dem Leben davongekommen und habe dadurch gelernt, den Wert des Lebens zu schätzen. Er erwähnte eine «phantastische Nacht», die sie zusammen verbracht hatten, und äusserte den Wunsch, es möge nicht die letzte gewesen sein. Die Gestapo liess den Brief wortwörtlich abtippen, kein Detail auslassend. Ihr Dossier über Magdalene G. schwoll immer mehr an.<sup>22</sup>

Um diese Zeit musste sich Magdalene G. mit einem weiteren Problem auseinandersetzen. Ende September 1942 hatte der Höhere SS- und Polizeiführer in Düsseldorf Bedarf an Räumlichkeiten für eine «Ausweichbefehlsstelle» angemeldet. Sein begehrtlicher Blick fiel auf das Haus der G.s «sowie die angrenzenden Fabrikräume in Krefeld». Nach seinen Informationen, erklärte er, seien der Fabrikant Bernhard G. und seine Frau verstorben (in Wirklichkeit war Sophia G. «nur» nach Theresienstadt deportiert worden), und die Fabrik sei wegen Mangels an benötigten Rohstoffen stillgelegt. Der Höhere SS- und Polizeiführer von Düsseldorf bat seine vorgesetzte Stelle, «umgehend nachzuprüfen», ob es rechtlich möglich sei, dem Mischling Magdalene G. die deutsche Staatsbürgerschaft zu entziehen und ihren Besitz zu beschlagnahmen. Die Fabrik mit Wohnhaus könnte dann kurzfristig als SS-Dienststelle genutzt werden.<sup>23</sup>

Der letzte vorliegende Gestapobericht stammt von 1943 und vermeldet einen Erfolg anderer Art: «Die G. lebt zur Zeit sehr zurückgezogen. Hin und wieder besucht sie ein Theater und Konzerte in Düsseldorf. Das von ihr bisher bewohnte Haus in Krefeld [...], ist inzwischen für Bombengeschädigte in Anspruch genommen worden, sodass sie dort nur noch ein Mansardenzimmer bewohnt.» Versuche, sich mit prominenten Begleitern zu schmücken, unternahm sie nicht mehr – offenbar hatte sie ihre Lektion gelernt. Demgemäss schlug die Gestapo vor, die intensive Überwachung der Magdalene G. nunmehr einzustellen. Man hatte es ja geschafft, sie vollständig zu isolieren.<sup>24</sup>

Auch deutsche Männer, die das Pech hatten, als Mischlinge eingestuft zu werden, hatten schmerzhaftige Konsequenzen aus den Nürnberger Rassengeset-

zen zu gewärtigen. Nichts stachelte den Judenhass der Nazis mehr an als die Vorstellung, ein jüdischer Mann könne sexuelle Beziehungen zu einer «deutschblütigen» Frau pflegen. An mehreren Stellen von *Mein Kampf* wütete Hitler gegen diese «Blutschande», und auch in Julius Streichers semipornographischem Blättchen *Der Stürmer* war dieses Thema ständig präsent. Da die Volljuden mit den Jahren aus der deutschen Gesellschaft verschwunden waren, beschleunigt nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938, sodass es 1941 im Reichsgebiet kaum noch welche gab, boten sich für den Vorwurf der «Rassenschande» in den letzten Kriegsjahren nur noch die in Deutschland verbliebenen Halbjuden an.

Rolf B. kam 1920 als Sohn einer jüdischen Mutter und eines christlichen Vaters in Elberfeld auf die Welt und wurde christlich erzogen. Als Kind wusste er lange Zeit nicht, dass seine Mutter einer anderen Glaubensgemeinschaft angehörte. Schon früh in seinem Leben trennten sich seine Eltern; Rolf blieb bei seiner Mutter und besuchte die Volksschule, wo er sich anstrengen musste, um mitzukommen. Während Rolf aus Schule und Familienleben wenig Freude schöpfen konnte, fand er andere Dinge, die Spass machten. 1932 trat Rolf B. als 12jähriger in die Hitlerjugend ein – noch vor der Machtergreifung der Nazis. Als die HJ später zur alles beherrschenden Jugendorganisation in Deutschland wurde, machte es ihn stolz, sich ihr schon zu einem so frühen Zeitpunkt angeschlossen zu haben. Doch dann, 1935, wurde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Nachdem die Nürnberger Gesetze in Kraft getreten waren, brachte Rolfs Mutter ihm bei, dass sie Jüdin war. Am Boden zerstört, erklärte er seinen Austritt aus der Organisation und ersparte sich damit eine schmerzliche Szene, in der es möglicherweise dazu gekommen wäre, dass ihn jüngere HJ-Führer und Kameraden zur Herausgabe seiner ihm teuren Anstecknadeln und seiner Uniform aufgefordert hätten. Obwohl er nie ein guter Schüler gewesen war, machte Rolf die Volksschule zu Ende und fand Arbeit als Büroangestellter. 1939 wurde seine jüdische Mutter, mittlerweile geschieden und damit nicht mehr des Schutzes teilhaftig, den eine «privilegierte Mischehe» gewährte, in den Osten deportiert; sie landete letztlich in Theresienstadt. Rolf musste sein Leben ohne seine Mutter und in ständiger Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal fortführen.

Im Herbst 1940 erhielt er seine grosse Chance. Mit zwanzig Jahren wurde Rolf B. in die Deutsche Luftwaffe aufgenommen und einer Funkerbatterie in Augsburg zugeteilt. Endlich einmal hatte er ein Erfolgserlebnis, und die Luftwaffe schien nicht zu wissen, dass er Mischling war. Er absolvierte seine Grundausbildung und ein Flieger-Spezialtraining. Am besten gefiel ihm, dass

er sich mit seinen Kameraden gut verstand. Nach durchlaufener Ausbildung wurde der Obergefreite Rolf B. mit seinen Kameraden an einen Fliegerstützpunkt in Bayern verlegt. Endlich erlebte er wieder jene Art von Kameradschaft, die ihm schon in seiner Zeit bei der HJ so viel bedeutet hatte. Dann jedoch, am 3. Juni 1942, fiel Rolf B.s Welt in Scherben – zum zweiten Mal. An diesem Morgen erhielt er den Befehl, sich bei seinem Kompanieführer zu melden. Er ging hin, schlug die Hacken zusammen und salutierte. Ohne lange Vorrede teilte der Offizier ihm mit, er sei mit sofortiger Wirkung aus der Wehrmacht entlassen. Er sei «wehrdienstunwürdig». Die Luftwaffe hatte schliesslich doch herausgefunden, dass er Mischling ersten Grades war. Am Boden zerstört, kehrte Rolf in seine Heimatstadt Elberfeld zurück. Seine unehrenhafte Entlassung aus der Wehrmacht hing ihm ebenso an wie das Stigma, ein Mischling zu sein, und so musste er eine Stelle als Hilfsarbeiter mit einem Verdienst von 35 Mark im Monat annehmen. Doch irgendwie schlug er sich durch, steckte die langen, schweren Arbeitstage ebenso weg wie die Einsamkeit. Dann, im Juli 1942, lernte er eine junge Frau kennen, die sein Leben für immer verändern sollte.

Hilde S. stammte ebenfalls aus Elberfeld und war im Sommer 1942 eine unglückliche Frau. Mit zwanzig hatte sie den Mann geheiratet, mit dem sie die erste Liebesbeziehung ihres Lebens gehabt hatte. Sie hatte allerdings erst ja gesagt, als sich herausstellte, dass sie schwanger war. Ihre Ehe war vom ersten Tag an eine Katastrophe. Ihr Angetrauter wurde wenige Monate nach der Heirat eingezogen, und sie hörte, solange er fort war, fast nie von ihm. Er rief nie an und schrieb selten. In einem seiner Briefe gestand er ihr, dass er mit anderen Frauen verkehrte. Sogar wenn er auf Fronturlaub zu Hause war, ging er dreisterweise mit anderen Frauen aus. Im April 1942, während eines weiteren Heimaturlaubs, sass er mit einer seiner Freundinnen in einem Elberfelder Wirtshaus, als per Zufall Hilde S. das Lokal betrat. Das Auftauchen seiner Frau machte ihn so wütend, dass er ausrastete und ihr eine hässliche Szene machte, woraufhin sie davonrannte. Wenig später kehrte ihr fremdgehender Mann zu seiner Einheit zurück. Just zu diesem Zeitpunkt erkrankte ihr einziges Kind schwer und musste im Krankenhaus behandelt werden. Hilde berichtete dies pflichtschuldig an ihren Mann, aber er antwortete nicht. Das war der Tropfen, der für Hilde S. das Fass zum Überlaufen brachte: Sie reichte die Scheidung ein.

Ein paar Monate später lernte sie auf dem Marktplatz von Elberfeld zufällig Rolf B. kennen, und die beiden kamen ins Gespräch. Hilde machte aus ihrer

Einsamkeit keinen Hehl: Sie fand Rolf B. interessant und liess sich durch seine Schüchternheit nicht entmutigen. Rolf fühlte sich durch das Interesse, das die junge Frau ihm entgegenbrachte, verständlicherweise geschmeichelt, und sie begannen einander regelmässig zu treffen. Im Herbst 1942 verliebten sie sich ineinander. Anfänglich kam Rolf bei Hilde nur an Samstag- und Sonntagabenden zu Kurzbesuchen vorbei, doch dann begann er über Nacht zu bleiben. Morgens verliess Rolf die Wohnung stets in aller Frühe, um in dem Mietshaus nicht von Nachbarn gesehen zu werden. Was Hilde und Rolf nicht ahnten, war dass eine Frau, die auf demselben Flur wohnte, die sich entwickelnde Liebesaffäre beobachtet hatte und prompt eine ihrer Freundinnen, eine gewisse Aurelie S., informierte, die wiederum andere Nachbarn ins Bild setzte. Bald ging ein Raunen durch das ganze Mietshaus. Einer der Mitbewohner wusste, dass Rolf B. Halbjuden war, und fühlte sich daher bemüssigt, die ganze Geschichte der Polizei zu hinterbringen. Am 2. Dezember 1942 wurde Rolf B. «wegen Geschlechtsverkehrs mit einer Soldatenfrau» festgenommen und der Gestapo überstellt. Diese stellte fest, dass er der HJ angehört und bei der Luftwaffe gedient hatte, ferner dass er nicht vorbestraft war. Rolf B. sei ledig, nicht arbeitslos und nicht versorgungsberechtigt, dennoch war er in den Augen der Gestapo der deutschen Volksgemeinschaft nicht mehr zumutbar, denn sie beantragte seine Überstellung in «Schutzhaft», d.h. in ein Konzentrationslager. Der den Antrag stellende Beamte machte sich nicht die Mühe, eine auch nur ansatzweise triftige juristische Begründung anzuführen. Als einen schwerwiegenden Tatbestand empfand er offenbar, dass Rolf B. «als Hilfsarbeiter [...] einen wöchentlichen Nettoverdienst von rund 35 Mark» heimbrachte, denn dieser Satz ist durch Unterstreichung hervorgehoben. Weiter heisst es: «Er macht einen weichen und unmännlichen Eindruck. Er ist von langsamer Denkart und furchtbar ängstlich.» Rolf B., der gerade den dritten traumatischen emotionalen Tiefschlag seines Lebens hatte einstecken müssen, kauerte derweil grübelnd in seiner einsamen Gestapozelle.

Vielleicht hätte es ihn getröstet, zu wissen, dass Hilde S. unverzüglich bei den Behörden vorstellig wurde und seine Freilassung zu erwirken versuchte. Einen Tag nach seiner Verhaftung ging sie zur Gestapo und legte offen Zeugnis ab: In peinlicher Ausführlichkeit schilderte sie ihre an fehlender Liebe gescheiterte Ehe und die Treulosigkeit ihres Mannes. Sie bemühte sich, die von Nachbarn in die Welt gesetzten böartigen Gerüchte zu zerstreuen (nicht wissend, dass einige dieser Nachbarn am selben Tag Aussagen bei der Polizei machten). So beteuerte Hilde zum Beispiel, nicht schwanger zu sein, wie es ihr von den

Nachbarn nachgesagt wurde. Vor allem erklärte sie mit Nachdruck, dass Rolf B. absolut nichts mit ihrem Entschluss, sich scheiden zu lassen, zu tun hatte. Nur zu einem Vorwurf bekannte sie sich. Am Anfang habe sie, so erklärte sie, nicht gewusst, dass Rolf ein Mischling war. Nachdem sie dies von einem Nachbarn erfahren habe, habe sie Rolf darauf angesprochen, und er habe sofort zugegeben, dass er in der Tat Mischling ersten Grades sei. Daraufhin habe sie, das gab sie freimütig zu, die Beziehung zu ihm offenen Auges fortgesetzt.

Hildes tapferes Einstehen für ihren Geliebten half diesem nichts. Nach einigen Wochen in Gestapohaft wurde Rolf B. am 1. Februar 1943 auf direktem Weg in ein Konzentrationslager eingeliefert. Ein Vierteljahr später, Anfang Mai, tippte ein namenloser Beamter unter Rolfs Häftlingsfoto die schmucklose Zeile: «Am 17.4.1943 im KL Auschwitz verstorben.» Eine Todesursache anzugeben, empfand der Sachbearbeiter offenbar als unnötig. Rolf B. hatte sein 23. Lebensjahr noch nicht vollendet.<sup>25</sup>

Manche Mischlinge zahlten einen hohen Preis einfach dafür, dass sie die falschen Freunde hatten. Zwar ist es unbestritten, dass die Nazis die Juden stets als ihre Erzfeinde sahen, doch zu Beginn des Dritten Reiches drohte ihrem Regime von Kommunisten und eingefleischten Sozialdemokraten die grössere und unmittelbare Gefahr. Aus diesem Grund sperrten sie Angehörige dieser politischen Gruppierungen 1933 in grosser Zahl ein und beobachteten die Aktivitäten ihrer ins Exil gegangenen Ableger schärfstens. Juden, die (wirklich oder vermeintlich) einer dieser feindlichen politischen Gruppen angehörten, durften von den Nazis keine Gnade erwarten. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang der Fall der Erna M. Die gebürtige Düsseldorferin war Mischling ersten Grades und mit dem «deutschblütigen» Karl H. verheiratet, der deutlich älter war als sie. Zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs wohnte das Paar mit zwei minderjährigen Kindern in Köln. Erna und Karl hatten sich bis 1933 in der Sozialdemokratie betätigt und pflegten nach wie vor Kontakte zu damaligen Freunden und Genossen, darunter zu einem Ehepaar, das sich nach 1933 aus Deutschland abgesetzt und in Brüssel niedergelassen hatte. Erna M. besuchte diese Freunde in der zweiten Hälfte der 30er Jahre mehrmals und stillte dabei deren Wissensbegier hinsichtlich der gesellschaftlichen Zustände und der Lebensbedingungen in Deutschland. Mit der Zeit wurden die Fragen, die das ausgewanderte Paar Erna stellte, immer konkreter und drängender. Dann kam der Krieg, aber die beiden Paare blieben weiterhin in Kontakt.

Dann, irgendwann im Lauf des Jahres 1942, wandten sich die Brüsseler Freunde mit einer ungewöhnlichen Bitte an Erna M.: Ob sie einem ihrer hollän-

dischen Freunde, der auf einer Reise in Köln Station machen wollte, Quartier geben könnten. Sie taten dies, aber in Unkenntnis der wahren Identität des Mannes. Im Mai 1943 trat die Gestapo, die den Fremden auf allen seinen Wegen beschattet hatte, auf den Plan: Sie verhaftete Erna und Karl H. unter dem Vorwurf, einem Mitglied der holländischen Widerstandsbewegung Unterschlupf gewährt zu haben. Nach den Massstäben der Gestapo war der Mann ein Kommunist. Erna und Karl bestritten, etwas über die Parteizugehörigkeit des Mannes, dem sie Unterkunft gewährt hatten, gewusst zu haben, und die Gestapo hatte keinen triftigen Beweis dafür, dass dies die Unwahrheit war. Dem Arier Karl H. wurden denn auch bei der Urteilsfindung mildernde Umstände zuerkannt; er kam mit einem Jahr Gefängnis davon. Zu einer ganz anderen Einschätzung kam die Gestapo bei Erna, dem Mischling ersten Grades. Im Verlauf mehrerer Verhöre, die von Mal zu Mal druckvoller wurden, gab die mittlerweile zu einem Häufchen Elend geschrumpfte Frau schliesslich zu Protokoll, dass sie dem angeblichen kommunistischen Agenten aus Holland ihre Unterstützung geradezu aufgedrängt hatte. Erna wurde zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt. Die Chance, als Häftling in einem von der Gestapo geführten Gefängnis zwölf Jahre zu überleben, war gering. Leider verraten die Akten nicht, was aus Erna M. und ihrem Mann Karl letzten Endes wurde. Der Umgang der NS-Schergen mit der Mutter zweier Kinder war jedenfalls absolut gnadenlos. Aber sie war ja auch ein Mischling.<sup>26</sup>

Deutschland war ein für europäische Verhältnisse grosses Land; die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse variierten, auch unter der NS-Herrschaft, von Region zu Region. Der nationalsozialistische Parteiapparat reflektierte häufig genug diese regionalen Variationen. Manche Gebiete waren vom nationalsozialistischen Virus stärker infiziert als andere. Das überwiegend evangelische Franken im Norden Bayerns (eines ansonsten überwiegend katholischen Landes) hatte eine geringe Wirtschaftskraft und gehörte vielleicht deshalb zu den ersten Hochburgen nationalsozialistischer Inbrunst; die dort aktiven NS-Führer verbreiteten einen besonders virulenten Antisemitismus. Gauleiter von Franken war Julius Streicher, Verleger des Wochenblatts *Der Stürmer*. Das Sudetenland, das früher zur Tschechoslowakei gehört hatte, war ebenfalls eine Brutstätte des Antisemitismus, und der Gauleiter von Rheinland-Pfalz arbeitete mit besonderem Eifer daraufhin, seinen Gau schneller als alle anderen «judenfrei» zu machen. Letzten Endes entschieden die jeweiligen lokalen und regionalen Führer und die in der Bevölkerung mehr oder weniger stark verbreiteten

Ressentiments und Vorurteile darüber, welchem Grad an Diskriminierung und Verfolgung die in der betreffenden Region lebenden Juden ausgesetzt waren. Es gab in Deutschland Gegenden, in denen seit jeher nur wenige Juden gelebt hatten und in denen infolgedessen antisemitische Einstellungen wenig Resonanz fanden. Das soll nicht heissen, dass es in solchen Gebieten keinen latenten Antisemitismus gegeben hätte; er kam einfach weniger zum Vorschein. Der Fall der Martha Rohr bestätigt dies. Wir haben die als Mischling in Berlin geborene Waise Martha Rohr in den vorigen Kapiteln als Adoptivkind der Bauernfamilie Knebel im entlegenen Wintersdorf nahe der Grenze zu Luxemburg kennen gelernt. Nachdem sie, wie alle anderen Kinder des Dorfes, mit vierzehn die Volksschule beendet hatte, arbeitete sie tagüber auf dem Bauernhof ihrer Adoptiveltern und abends als Bedienung im familieneigenen Wirtshaus, dem *Gasthof zum Bahnhof*. Es war das einzige Wirtshaus am Ort und in den späten 1930er Jahren ein gut besuchter Treffpunkt, da zahlreiche Bauarbeiter, Militärpersonen und Parteifunktionäre zu dieser Zeit und in dieser Gegend mit der Errichtung der Siegfried-Linie, des Hitler'schen Verteidigungswalls gegen die Franzosen, beschäftigt waren. Viele von ihnen verbrachten ihren Feierabend im Gasthof. So kam es, dass Martha, die ein bezauberndes Naturell hatte und hübsch aussah, Abend für Abend einer Meute junger Männer aufwartete, die für ihre weiblichen Reize empfänglich waren.

Aus der herausgehobenen Rolle, die Martha in der Dorfgemeinschaft spielte, ergaben sich für sie gewisse Gefahren. Es war am Ort den meisten bekannt, dass sie ein adoptiertes Kind und Halbjüdin war. Der NS-Ortsgruppenleiter von Wintersdorf, Hans Dokter, hatte Martha vom Tag seiner Ankunft im Dorf 1933 spüren lassen, dass er sie nicht mochte. Da es in der ganzen Gegend keine Volljuden gab, die er hätte drangsalieren können, konzentrierte er seine antisemitischen Ausfälle schon zu einem Zeitpunkt, da Martha noch ein Schulmädchen war, auf sie und liess es sich angelegen sein, sie bei feierlichen NS-Anlässen unter schärfste Beobachtung zu stellen, um zu sehen, ob sie etwa den Hitlergruss richtig ausführte. Als sie dann zu einer jungen Dame heranwuchs, liess ihn offenbar der Gedanke daran, dass sie täglich Umgang mit zahlreichen Ingenieuren, Bauarbeitern, Soldaten und Parteigenossen hatte, nicht mehr ruhig schlafen. Martha verhielt sich vorsichtig, bandelte mit keinem der Wirtshausbesucher an und liess sich auch mit kaum einem Jungen aus dem Dorf ein. Das hinderte Ortsgruppenleiter Dokter nicht daran, an ihrem Lebenswandel Anstoss zu nehmen. Endlich, Mitte 1940, schritt er zur Tat. Hans Dokter erwirkte eine

Anweisung an Martha, sich einer gründlichen körperlichen Untersuchung durch drei Gesundheitsbeamte in Trier zu unterziehen. Gehorsam machte Martha sich auf den Weg zum Gesundheitsamt in der Kreisstadt.

Die drei nationalsozialistischen Mediziner, die dort auf sie warteten, sagten ihr auf den Kopf zu, sie hätten den Auftrag, aufgrund ihrer physiognomischen Merkmale festzustellen, ob sie überwiegend jüdisches oder überwiegend arisches Blut hätte. In entwürdigender Weise musste Martha Rohr sich vor drei ihr fremden Männern ausziehen und eine detaillierte Untersuchung über sich ergehen lassen, von der kein Teil ihres Körpers verschont blieb. Es war dieselbe Art von Demütigung, wie andere junge deutsche Frauen wie Eva Heilmann in Berlin oder Anna H. in Krefeld sie erdulden mussten. Wie die Krefelderin Anna H., war Martha 23 Jahre alt, als es zu diesem einschneidenden Ereignis in ihrem Leben kam. Anders als Anna H., hatte Martha nie eine jüdische Schule besucht und auch nicht die Aufmerksamkeit der Gestapo erregt. Es war Ortsgruppenleiter Dokter, der die Untersuchung veranlasst hatte. Die drei Rassenexperten vermassen Marthas Hand, bestimmten die Farbe ihres Haars und ihrer Augen. Besonderes Augenmerk schenkten sie der Form ihrer Ohrläppchen. Sie ermittelten ihr Körpergewicht und beurteilten die Form ihrer Brüste (die nicht gewölbt genug waren, um den Verdacht auf ein Zuviel an «jüdischem Blut» zu begründen, wie bei Eva Heilmann). Die Männer erhoben auch Daten zu ihrer Persönlichkeit und blättern amtliche Akten durch, um festzustellen, ob Martha irgendwelche Verbrechen begangen oder asoziale Verhaltensweisen an den Tag gelegt hatte. Endlich gelangten die NS-Prüfer zu einem Urteil: Martha Rohr wies mehr arische als jüdische Züge auf. Sie durfte nach Wintersdorf zurückkehren. Anders als so viele glücklose Mischlinge in Deutschland, konnte Martha ihrer angestammten Arbeit in der Privatwirtschaft weiter nachgehen, auch wenn es nur die einfache Arbeit einer landwirtschaftlichen Hilfskraft bei Tage und eines Bedienungsmädchens am Abend war.

Das änderte nichts daran, dass Martha Rohr nach wie vor ein Mischling ersten Grades war und dass ihre Möglichkeiten, gesellschaftlich zu verkehren, stark eingeschränkt waren. Wohl wissend, dass Ortsgruppenleiter Dokter ihr nach wie vor übelwollte, liess Martha im Umgang mit anderen Menschen äusserste Vorsicht walten. Sie war mit den Verhaltensmustern der Einheimischen lange genug vertraut, um zu merken, dass nicht nur der Ortsgruppenleiter ihre Kontakte und Interaktionen mit anderen sehr genau beobachtete, sondern dass



auch andere Dorfbewohner, die sie von Kindesbeinen an kannten, dies taten. Irgendwann fiel ihr auf, dass niemand sie je aufgefordert hatte, in den BDM einzutreten – sie war das einzige Mädchen im Dorf, das dieser weiblichen Version der Hitlerjugend nie angehörte. In den Kriegsjahren, insbesondere in späterer Zeit, als das Kriegsglück sich gegen Deutschland zu wenden begonnen hatte, registrierte sie, dass die Dorfbewohner ihr gegenüber zunehmend abweisender wurden. Es war für sie daher ein zwiespältiges Glück, als ein junger Mann aus dem Dorf, Nikolaus Rohr, sich in sie verliebte. Die beiden verbrachten unschuldige Stunden miteinander, und sie war beeindruckt von seiner Aufrichtigkeit. Heiraten freilich kam für Martha, den einzigen Mischling weit und breit, unter den gegebenen Umständen nicht in Frage. Über «Rassenschande» und andere jüdische Verbrechen wurde in den Kriegsjahren ausgiebig diskutiert, sogar in einem abgelegenen Provinznest wie Wintersdorf. Martha wollte nicht, dass Nikolaus sich einer Gefahr aussetzte. So belassen es die beiden bei einer Liebschaft auf Distanz, so sehr sie sich auch nach einander sehen mochten, noch dazu in diesen unsicheren Kriegszeiten.

Zumindest dieses Problem erledigte sich, als Nikolaus 1943 zum Kriegsdienst eingezogen wurde und Martha nichts mehr von ihm hörte. Die Wehrmacht meldete ihn als vermisst, die Dorfgemeinschaft nahm an, er sei gefallen, doch dann tauchte, eines Tages im Jahr 1947, ein kranker und abgemagerter Nikolaus Rohr in Wintersdorf auf; er hatte sich aus französischer Gefangenschaft in Lothringen zu Fuss nach Hause geschleppt. Martha half mit, ihn gesund zu pflegen. Die Strapazen und Entbehrungen von Krieg und Gefangenschaft hatten ihre Spuren hinterlassen: Nikolaus hatte alle seine Zähne verloren und war kein gut aussehender junger Mann mehr. Martha heiratete ihn trotzdem; sie blieben in Wintersdorf und gründeten eine Familie. Gemessen an den Jugendträumen eines Mädchens, war die Zeit des Heranwachsens und der Partnersuche für Martha Rohr sicherlich eher armselig verlaufen, aber im Vergleich zu dem, was die meisten anderen Mischlinge durchmachten, überstand Martha Rohr diese Periode ihres Lebens einigermaßen unversehrt.<sup>27</sup>

Jüdische Mischlinge, die gleichzeitig homosexuell waren, stellten in Deutschland ebenso eine Rarität dar wie Mischlinge, die in einem Bauerdorf aufwuchsen. Homosexualität war in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert laut Paragraph 175 des Strafgesetzbuches ein Straftatbestand. Die Weimarer Republik hatte es dabei belassen, ebenso und erst recht die Nazis. Immerhin 50.000 deutsche Männer wurden zwischen 1933 und 1945 wegen Homosexua-

lität bestraft (während weibliche Homosexuelle praktisch nicht verfolgt wurden). Dabei schätzte kein Geringerer als Heinrich Himmler die Zahl der homosexuellen Männer in Deutschland auf zwei Millionen. Zwischen fünf- und fünfzehntausend wegen homosexueller Delikte bestrafte Männer (die Schätzwerte gehen auseinander) wurden in Konzentrationslager gesteckt. Dort wartete auf sie eine Schreckenszeit. Homosexuelle sahen sich in den Lagern einer besonders grausamen Behandlung ausgesetzt. Zu über 60 Prozent kamen sie in Lagerhaft um, ihre Sterberate lag damit höher als die aller anderen nichtjüdischen Häftlingsgruppen wie der Zeugen Jehovas oder der politischen Gefangenen. Andererseits legte die NS-Führung, Hitler selbst eingeschlossen, zumindest zeitweise eine gewisse Ambivalenz (in Form stillschweigender Duldung) gegenüber männlicher Homosexualität an den Tag, wie sich am Fall des hochrangigen SA-Führers Ernst Röhm demonstrieren lässt, der seine Neigungen ausleben durfte, bis er im Rahmen der politisch motivierten Säuberungsaktion vom 30. Juni 1934 ermordet wurde. Die Nazis unternahmen nie den Versuch, alle Homosexuellen systematisch aus der Gesellschaft auszusortieren und physisch auszumerzen, wie sie es mit den Juden taten. Die meisten Homosexuellen wurden entweder erst gar nicht gefunden, oder das Regime begnügte sich damit, sie zu verwarnen, sie «umzuerziehen» oder sie von ihrer Perversion zu «heilen». So erging es jedenfalls den meisten «deutschblütigen» Homosexuellen.<sup>28</sup> Wenn ein Schwuler jedoch das Pech hatte, auch noch jüdischer Mischling zu sein, musste er ein viel unnachsichtigeres Vorgehen der Behörden gewärtigen. Um es vorweg zusammenzufassen: Mischlingen drohten schwere Sanktionen für eine falsche sexuelle Orientierung. Die nationalsozialistische Justiz hielt für sie erheblich schwerere Sanktionen bereit als für «arische» Homosexuelle. Der nachfolgend geschilderte Fall illustriert diesen Aspekt nationalsozialistischer Willkür.

Heinz K., ältester Sohn von Georg und Elfriede K., wurde 1910 in Oberschlesien geboren. Seine Mutter starb, als er zwei Jahre alt war. Sein Vater heiratete wieder und übersiedelte später nach Dortmund. Dort machte der Junge die Schule zu Ende und trat als Lehrling in ein Eisen- und Stahlwerk ein. Heinz K. war ein jugendlicher Idealist und meldete sich mit zwanzig Jahren freiwillig zum Wehrdienst. Zuvor war er schon ein begeisterter Hitlerjunge gewesen, Mitglied zuerst der elitären Marine-HJ und danach der ebenfalls nur Auserwählten zugänglichen Motorisierten HJ. 1938-39 hatte er mit ebenso grosser Hingabe sein Pflichtjahr beim RAD absolviert. Zur Wehrmacht meldete er sich Ende August 1939, wenige Tage vor Ausbruch des Krieges. Heinz K. war «flink wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl», um Hitlers

Lieblingsparole über die nationalsozialistische Jugend zu zitieren, und enttäuschte die Erwartungen seiner militärischen Vorgesetzten nicht. Er diente in einem höchstes Ansehen genießenden Pionierbataillon und zeichnete sich durch erstklassige Leistungen an der Front aus.

Auch der 1922 in Essen geborene Günther O. erwies sich als vorbildlicher junger Soldat. Mit achtzehn meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst und kämpfte bald darauf an wechselnden Fronten. Er wurde von seinen Vorgesetzten als einer der besten Soldaten seiner Kompanie bewertet. Während eines Heimaturlaubs in Deutschland lernten Günther O. und Heinz K. einander kennen. Die beiden jungen Männer stellten fest, dass sie vieles gemeinsam hatten: ihre früheren Erfahrungen als begeisterte Hitlerjungen und ihre aktuelle Rolle als hoch geachtete Soldaten. Was Heinz und Günther von den meisten anderen Deutschen ihrer Generation unterschied war, dass sich in der Folge eine Liebesaffäre zwischen ihnen entwickelte.

Wenn man bedenkt, wie skandalträchtig homosexuelle Beziehungen im damaligen Deutschland waren, muss man sich darüber wundern, dass die beiden jungen Männer es fertigbrachten, ihre Beziehung über mehrere Jahre hinweg geheim zu halten. Im Grunde wurden die Behörden erst darauf aufmerksam, nachdem sich herausgestellt hatte, dass Günther O. ein Mischling ersten Grades war. Trotz seiner vorbildlichen soldatischen Leistungen als Pionier wurde Günther O. am 21. Dezember 1942 aus der Wehrmacht ausgestossen. Seiner Uniform und seiner Auszeichnungen beraubt, kehrte der unehrenhaft Entlassene in seine Heimatstadt Essen zurück und verdingte sich als Geselle bei einem Elektriker. Er führte jedoch seine Affäre mit Heinz K. weiter, der inzwischen ebenfalls wieder in Deutschland war und bei einer Sanitätseinheit diente. Offenbar dachte keiner der beiden daran, dass Günther O., jetzt Zivilist und in den Augen der Nazis ein jüdischer Mischling, unter besonderer Beobachtung stehen könnte. Im Frühjahr 1943 kreuzte unvermittelt die Polizei bei Günther O. auf und nahm ihn in Haft. (Heinz K. stand zu diesem Zeitpunkt noch unter dem Schutz der Wehrmacht und blieb unbehelligt.) Der Fall des Günther O. stellte den ermittelnden Oberstaatsanwalt in Essen vor ein ziemliches Dilemma. Normalerweise wäre die nationalsozialistische Justiz mit einem Mischling, der homosexueller Handlungen überführt war, hart ins Gericht gegangen. Bei Günther O. zeigte sie offensichtlich Beisshemmungen. Er hatte sowohl im zivilen als auch im militärischen Bereich ausgezeichnete Referenzen aufzuweisen. «Es war [...] zu beachten», gab das zuständige Amtsgericht in seiner Urteilsbegrün-

dingung zu bedenken, «dass der Angeklagte sich an der Front sehr gut bewährt hat. Wie betont wird, war er in der Kompanie einer der besten Soldaten.» Auf der anderen Seite habe er die ihm zur Last gelegten Verfehlungen über einen langen Zeitraum hinweg begangen und sich zweifelsfrei der «widernatürlichen Unzucht» schuldig gemacht. Daher verurteilte das Gericht Günter O. am 4. Mai 1943 zu drei Monaten Gefängnis. Für nationalsozialistische Verhältnisse war es, wenn man bedenkt, dass Günther O. ein Mischling war, ein mildes Urteil. Auf der anderen Seite blieb seinem arischen Liebespartner Heinz K. die Schande der unehrenhaften Entlassung aus der Wehrmacht erspart, und er wurde auch nicht nach Paragraph 175 angeklagt wie sein Freund. (Lediglich ein Militärgericht beschäftigte sich mit den «unzüchtigen Handlungen» von Heinz K. und liess es bei einer sanften Ermahnung bewenden.) Wie kaum anders zu erwarten, legte die NS-Justiz an Arier und Mischlinge unterschiedliche Massstäbe an, auch wenn es um die Bestrafung von Homosexualität ging.<sup>29</sup>

Merkwürdigerweise verstanden die Nazis Homosexualität fast ausschliesslich als eine männliche «Abirrung» und wendeten den Paragraphen 175 ihres Strafgesetzbuches nur ganz selten auf Frauen an. 1934 wurden in Deutschland rund 1.000 Männer wegen Homosexualität verurteilt, 1936 über 5.000. Im Gegensatz dazu ergingen gegen homosexuelle Frauen 1934 nur 4 und 1936 nur 6 Urteile.<sup>30</sup> Ungeachtet dieser Disproportionalität galt, dass Frauen, die als jüdische Mischlinge eingestuft waren, sehr viel stärker Gefahr liefen, von den Behörden in die Mangel genommen zu werden, wenn diese Kenntnis davon erhielten, dass sie eine lesbische Beziehung zu einer arischen Frau unterhielten, insbesondere wenn es sich um eine verheiratete Frau handelte, deren Mann Frontsoldat war. Der Fall von Friedl und Hans E. und der «anderen Frau», Edna S., untermauert diese Aussage.

Dass Ehen durch Kriegseinwirkung kaputt gingen, war nichts Aussergewöhnliches. Friedl E. und Hans E., arische Deutsche aus Essen, hatten 1933 geheiratet. Im März 1943 kam Hans E., mittlerweile Obergefreiter bei der Luftwaffe, auf Heimaturlaub nach Hause, erlebte aber ein eher unerfreuliches Wiedersehen mit seiner Frau. Friedl hatte sich im Januar 1943 einer Operation unterzogen, und während der Zeit ihrer Genesung war eine junge Frau aus ihrem Bekanntenkreis, Edna S., zu ihr in die Wohnung gezogen. Friedl brauchte während der langen Zeit ihrer Rekonvaleszenz Pflege und Betreuung. Edna war kurz vorher ausgebombt worden und brauchte eine Unterkunft. In den Augen der beiden Frauen war dies ein Arrangement zu gegenseitigem Nutzen. Zu ih-

rem Unglück sah Hans E. die Sache mit anderen Augen. Obwohl seine Ehe mit Friedl seit Jahren von starken Spannungen gezeichnet war, kam er zu der Überzeugung, Friedl und Edna hätten eine Affäre miteinander. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Frau und die unglückliche Edna S. bei der Polizei zu denunzieren und ihnen eine lesbische Beziehung zu unterstellen. «Das Verhalten meiner Frau mir gegenüber lässt erkennen, dass sie für mich nichts mehr übrighat», erklärte er den Beamten. «Ich erfuhr [...], dass sie gegen Anfang Januar diesen Jahres eine bombengeschädigte Frauensperson in unsere Wohnung aufgenommen hat. Diese Frau soll nach meinen Erkundigungen Halbjüdin sein. Aus dem Verhalten meiner Frau und dieser Halbjüdin muss ich folgern, dass beide ein lesbisches Verhältnis haben.» Hans E. forderte eine polizeiliche Untersuchung und kündigte an, er werde die Scheidung einreichen, wenn diese Untersuchung seinen Verdacht bestätigte.

Eine Scheidung als «Sanktion» für Friedl E. war eine Sache, der Vorwurf der Homosexualität an die Adresse von Edna S. eine ganz andere. Die eidesstattlichen Erklärungen, die die beiden Frauen nach ihrer Verhaftung abgaben, waren zu ihrem Glück weitgehend deckungsgleich. «Unsere Ehe ist schon seit Jahren zerrüttet», eröffnete Friedl E. der Kriminalpolizei. «Mein Ehemann ist derart jähzornig und grundlos eifersüchtig, dass er mir das Leben zur Hölle gemacht hat. Sein schmutziger Charakter wird jetzt ganz besonders offenbar, indem er mich in schamloser Weise verdächtigt, mit der Edna S. ein lesbisches Verhältnis zu unterhalten.» Nachdrücklich beteuerte Friedl E., ihr Zusammenleben mit Edna S. habe nicht das Geringste mit der Entfremdung von ihrem Mann zu tun. Auch Edna S., die über die Einstellung der Nazis zu jüdischen Mischlingen sehr gut Bescheid wusste, wies die Vorwürfe des Hans E. empört zurück: «Ich bin normal veranlagt», erklärte sie ihren Vernehmern, «und habe für derartige Freundschaften auch keine Neigung. Ich habe bisher auch nicht wahrgenommen, dass Frau E. derartig veranlagt ist. Nach meiner Meinung hat Frau E. infolge ihrer Erkrankung oder auch infolge ihrer Enttäuschungen in ihrer Ehe kein Interesse für ihren Mann mehr. Aus ihren Gesprächen konnte ich aber deutlich entnehmen, dass sie in sexueller Hinsicht durchaus normal veranlagt ist.»

Diese Aussage war ihren Vernehmern offenbar noch nicht eindeutig genug, denn ihr schliesst sich im Vernehmungsprotokoll noch der Satz an: «Auf Befragen erkläre ich ausdrücklich, dass ich mit Frau E. noch keine Zärtlichkeiten ausgetauscht habe. Wir haben uns weder geküsst noch in anderer Weise geliebkost. Wir haben auch nie zusammen in einem Bett geschlafen.» An dieser Stelle

gaben die Beamten offenbar den Versuch auf, der unglücklichen Edna S. das Eingeständnis einer lesbischen Affäre zu entlocken. Sie hatten aber doch noch eine Rechnung mit ihr offen: Von ihren Vernehmern unter Druck gesetzt, sah Edna S. sich gezwungen, ihrer Aussage einen Nachsatz anzufügen, der einem Keuschheitsversprechen für die Zukunft gleichkam: «Mir ist bekannt, dass ich als Mischling ersten Grades keine freundschaftlichen Beziehungen zu deutschblütigen Männern, insbesondere auch keinen Geschlechtsverkehr mit ihnen haben darf. Ich bin erneut auf die entsprechenden Bestimmungen unter Androhung von staatspolizeilichen Massnahmen hingewiesen worden.»<sup>31</sup>

Edna S. konnte von Glück sagen, die Vorwürfe des Hans E. aus der Welt geschafft zu haben, denn hätten die NS-Polizeibehörden zu diesem Zeitpunkt, 1943, irgendwelche belastenden Anhaltspunkte gefunden, sie hätten ihr nur zu gerne einen Strick daraus gedreht, die Ehe eines deutschen Soldaten zerstört und dadurch die Kampfmoral des deutschen Volkes geschwächt zu haben. Wie mehrere in diesem Buch geschilderten Fälle belegen, hatte ein wegen solcher Tatbestände verurteilter jüdischer Mischling beste Aussichten, in einem Konzentrationslager zu landen, und das war 1943 und danach ein Ort, der nur geringe Überlebenschancen bot.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Im nationalsozialistischen Deutschland lief jede heterosexuelle Frau, sofern sie als jüdischer Mischling eingestuft war, weitaus grössere Gefahr, das unerwünschte Interesse neugieriger Mitbürger, rassistischer Behördenvertreter und letzten Endes der Gestapo auf sich zu ziehen, als eine lesbische Frau, die «deutschblütig» war. Denunziatorische Anzeigen durch Privatbürger waren, wie an anderer Stelle bemerkt, zu einem Unwesen in der deutschen Gesellschaft geworden, und während die Polizei die Hinweise der vielen selbst ernannten Spitzel oft ignorierte, wenn sie sich auf arische Deutsche bezogen, nahm sie sie grundsätzlich ernst und ging ihnen nach, wenn sie sich gegen Mischlinge richteten. In den Kriegsjahren beschleunigte sich die Denunzierungsspirale erheblich. Damit braute sich eine spezielle Gefahr für diejenigen weiblichen Mischlinge zusammen, die auf ihre denunziationsbereiten Mitbürger den Eindruck machten, einen zu freundschaftlichen Verkehr mit Soldaten zu pflegen. Der Vorwurf der «Rassenschande» konnte, in Kriegszeiten erhoben, garstige Folgen nach sich ziehen, wie das Beispiel der Johanna B. zeigt.

Johanna B. war 1941 eine junge und attraktive Frau, und sie wohnte im Zentrum von Düsseldorf, unweit der Altstadt mit ihrem bekannten Nachtleben. Da sie ein freundliches Wesen hatte und gut aussah, konnte es nicht ausbleiben,

dass junge Männer aus ihrer Altersgruppe sich zu ihr hingezogen fühlten. Im Deutschland der Kriegsjahre trugen diese jungen Männer in der Mehrzahl eine Uniform. Ohne dass Hanni – sie selbst zog es vor, so genannt zu werden – etwas davon ahnte, hatte einer der Nachbarn aus ihrem Mietshaus, der Parteigenosse Heinrich Johannes, begonnen, ihren Lebenswandel und gesellschaftlichen Umgang sorgfältig zu beobachten und zu protokollieren. Im Frühjahr 1941 denunzierte Johannes seine Nachbarin Hanni B. beim Ortsgruppenleiter von Düsseldorf. Unverzüglich wurde sie festgenommen und verhört. Dank der Spitzeldienste ihres Parteigenossen Johannes kannten Hannis Vernehmer die Namen ihrer Freunde und Bekannten aus der Wehrmacht, und sie kamen recht schnell zur Sache: Hatte sie mit dem Leutnant Richard S. oder mit dem Feldwebel Alfred P. oder mit dem Obergefreiten Eduard S. geschlafen?

Hanni B. beantwortete die Fragen bemerkenswert beherrscht und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen: «Auf die ausdrückliche Frage, mit welchem Wehrmachtangehörigen ich geschlechtlichen Verkehr unterhalten habe, muss ich antworten, dass ich mit keinem Soldaten solchen Verkehr gehabt habe.» Sie räumte ein, dass sie drei Jahre zuvor, in der Silvesternacht 1938/39, mit Eduard S. geschlafen habe, der zu der Zeit jedoch noch nicht Soldat gewesen sei. Im Verlauf der Vernehmung stellte sich heraus, wie es zu ihrer Festnahme gekommen war. Jemand musste quasi mit dem Ohr an der Wand ihrer Wohnung gelauscht haben, denn die Polizei wollte von ihr wissen, weshalb sie in der vorigen Nacht Heinz W. zu sich in die Wohnung gelassen habe! Ohne in Verlegenheit zu geraten, erzählte Hanni B., Heinz W. sei ein Musiker, den sie von seinen Gastspielen in einem beliebten nahegelegenen Nachtlokal her beiläufig kenne. Nach seinem Auftritt am vorigen Abend habe er sie nach Hause begleitet, damit sie nicht allein durch die verdunkelte Stadt gehen musste. Gerade als sie an ihrem Haus angekommen seien, hätten die Luftalarmsirenen losgeheult. Sie und Heinz W. hätten im Gebäude Schutz gesucht, genauer gesagt, in der Wohnung, die sie zusammen mit ihren Eltern dort bewohnte. Sie seien noch nicht lange in der Wohnung gewesen, da sei laut an die Tür geklopft worden. Es sei ein Polizist gewesen, und der habe Heinz W. aufgefordert, seine Ausweispapiere vorzuzeigen. Von ihr, Hanni B., gefragt, was ihn an ihre Tür gebracht habe, habe der Beamte erklärt, er sei aufgrund einer soeben eingegangenen telefonischen Beschwerde gekommen. Der Anrufer habe behauptet, ein Arier verbringe die Nacht bei einer Jüdin, und habe die Hausnummer und Hannis

Wohnungsnummer genannt. Parteigenosse Johannes hatte sich offenbar die Nacht um die Ohren geschlagen und Hanni B. bespitzelt. Sie bekräftigte nochmals ihre Versicherung, nie mit einem Wehrmatsangehörigen Sexualverkehr gehabt zu haben.

Mit Offenheit und Tapferkeit kam man freilich, wenn man wie Hanni B. ein Mischling war, bei der Gestapo nicht allzu weit. Unter Druck gesetzt, unterschrieb sie die folgende Erklärung: «Mir ist bekannt, dass ich zur Eingehung der Ehe mit einem deutschblütigen Manne der Genehmigung bedarf.» Sie konnte es sich jedoch nicht verkneifen, eine kleine Einschränkung anzufügen: «Mir ist allerdings nicht bekannt, dass ich mit deutschblütigen Männern nicht verkehren darf.» Wohl in dem Wissen, dass zu viel Aufmüpfigkeit gefährlich werden konnte, kam sie den Erwartungen ihrer Vernehmer so weit, wie es angezeigt war, entgegen: «Es ist mir jetzt eröffnet worden, dass ich mir im Verkehr mit Männern die grösstmögliche Zurückhaltung aufzuerlegen habe. Es wird von der Staatspolizei nicht geduldet, dass ich geschlechtliche Beziehungen zu deutschblütigen Männern unterhalte. Sollte sich herausstellen, dass ich dieser Belehrung und Warnung nicht nachkomme, so habe ich mit den schärfsten staatspolizeilichen Massnahmen zu rechnen.» Hanni B. unterzeichnete dieses Dokument mit einem schwungvollen Schriftzug, ungewöhnlich für einen Untersuchungshäftling, der gerade einem peinlichen Verhör unterzogen worden ist. Direkt darunter findet sich die Unterschrift des Kriminaloberassistenten Putz, der sich offenbar nicht lumpen lassen wollte und ebenfalls mit ausholendem Schwung signierte, wobei sein Schriftzug allerdings eine Spur zu gross und protzig wirkt.<sup>32</sup>

Hanni B. konnte wahrscheinlich von Glück sagen, dass Parteigenosse Johannes sie zu einem so frühen Zeitpunkt des Krieges angezeigt hatte. Eine ähnliche Denunzierung mit anschliessendem Verhör durch die Gestapo hätte 1943, 1944 oder 1945 durchaus einen anderen Ausgang nehmen können. Aus ihrem Fall wird aber deutlich, dass die Gestapo in vielerlei Hinsicht zu einem Staat im Staate, mit eigener Rechtsprechung, geworden war. In dem Nürnberger Gesetz, das Eheschliessungen zwischen einem Mischling und einem deutschblütigen Partner verbot, stand kein Wort über nichteheliche Beziehungen. Unbekümmert darum, erpresste die Gestapo spätestens von 1941 an, wie sich anhand mehrerer in diesem Buch dokumentierter Fälle zeigen lässt, von Mischlingen, die im Verdacht der «Rassenschande» standen, systematisch förmliche «Untersassungserklärungen». Die in diesen Erklärungen enthaltenen Drohungen für den Fall des Zuwiderhandelns waren kein leerer Bluff. Wiederholungstäter



mussten mit Einweisung in ein Konzentrationslager rechnen, und ein Mischling, der für schuldig befunden wurde, die Ehe eines Frontsoldaten zerstört zu haben, durfte ohnehin keinerlei Gnade erwarten. Der Fall der Hanni B. weist indessen noch auf eine weitere Dimension hin: Die junge Frau legte bei ihrer Vernehmung, ohne sich offen widerspenstig zu verhalten, ein hohes Mass an Bestimmtheit und Selbstbeherrschung an den Tag. Das war gut so. Menschliche Regungen gegenüber Mischlingen waren Gestapobeamten fremd, und zahlreiche Beispiele zeigen, dass sie gegenüber Beschuldigten, die sich als Häufchen Elend präsentierten, um Gnade bettelten oder auf andere Weise Angst ausstrahlten, besonders unnachsichtig waren.

Mischlingen, die, gleich aus welchen Gründen, in die Fänge der NS-Justiz gerieten, drohte die Gefahr, als «aktenkundig» gewordene Personen in eine permanent prekäre Lage zu geraten. Der Familienstand war von grosser Bedeutung. Ein alleinlebender Mischling, ob unverheiratet oder geschieden, wurde oft zum Objekt einer aufmerksamen Beobachtung durch Nachbarn, Kollegen und Wichtigtuer, denen es offenbar Lust bereitete, ungebundenen Nichtariern hinterher zu spionieren. Eine Denunzierung konnte verheerende Folgen haben, denn wenn ein Mischling erst einmal im behördlichen Fangnetz verstrickt war, fanden Strafverfolger oft Mittel und Wege, ihm zusätzliche Straftatbestände anzuhängen. Die Behörden konnten in diesen Fällen ihre Opfer auf die denkbar drastischste Weise von der Gesellschaft isolieren: durch dauerhaftes Wegsperren. Unter dem NS-Regime bedeutete das oft die Einweisung in ein KZ. Das war die abschliessende und endgültige Massnahme, mit der sie die Trennlinie zwischen den Mischlingen und dem Rest der Gesellschaft (einer Gesellschaft, aus der die Volljuden schon weitgehend verschwunden waren) zogen. Der Fall des Karl M. aus Wuppertal kann als anschauliches Beispiel für diese generalisierte These gelten. Sein Schicksal zeigt auch, auf welche Weise zufällige Kombinationen von Geburtsjahr, Herkunft und Lebensstationen in Wechselwirkung mit der sich verschärfenden Judenverfolgung das Leben eines Menschen affizieren konnten.

Karl M. war Jahrgang 1912 und daher zum Zeitpunkt der Machtergreifung Hitlers 21 Jahre alt. Er war im Januar 1933 verlobt und heiratete ein paar Monate später Alwine S. Der Zeitfaktor war bedeutsam, weil Karl M. von den Nazis bald darauf als Mischling ersten Grades eingestuft wurde, während Alwine S. Arierin war. Hätten die beiden ihre Heirat einige Jahre hinausgeschoben, so hätten die Nürnberger Gesetze von 1935 ihnen die Eheschliessung untersagt. Die Ehe von Karl M. und Alwine S. wurde nicht glücklich und blieb kinderlos.

Im Herbst 1941 liessen sie sich scheiden.

Im November 1939 war Karl M. zum Wehrdienst eingezogen worden. Wäre dies nur wenige Wochen früher passiert, so hätte er sich höchstwahrscheinlich trotz seines Status' als jüdischer Mischling problemlos die Uniform überstreifen können, wie Tausende andere Mischlinge auch. In der NSDAP hatte sich jedoch inzwischen eine härtere Linie durchgesetzt, und so legten die Rekrutierungsbehörden seine Papiere zwecks weiterer Prüfung auf Eis. Wenig später wiesen sie Karl M. an, im Reichssippenamt in Berlin vorstellig zu werden. Ende 1939 stellte er im Auftrag dieser Behörde einen Abstammungsnachweis zusammen, bestehend aus allen genealogischen Unterlagen und Urkunden über seine Familie, die er auftreiben konnte. Er legte ferner seine Familiensituation und seine religiöse Sozialisation von seiner frühesten Kindheit bis in die Gegenwart hinein dar. Aus nicht ersichtlichen Gründen mahnten die Mühlen der Bürokratie in seinem Fall besonders langsam. Zwei Jahre vergingen. Schliesslich, am 4. April 1942, erhielt Karl M. die Mitteilung, er sei gemäss dem Nürnberger Reichsbürgergesetz von 1935 nach derzeit gültigen Bestimmungen Jude. Wie sich herausstellte war er, weil er erst am 8. Mai 1939 formell aus der jüdischen Gemeinde in Wuppertal ausgetreten war, von Amts wegen etwas Schlimmeres als ein Mischling ersten Grades, nämlich ein «Geltungsjude». Noch dazu hatte er wegen seiner zwischenzeitlich erfolgten Scheidung keine arische Ehefrau mehr, die ihm Schutz hätte gewähren können.

Nach seiner Scheidung hatte Karl M. sich in Remscheid als Hilfsarbeiter mit 40 Reichsmark Monatslohn verdingt. Solche Jobs und solche dürftigen Löhne waren spätestens 1942 bei Mischlingen wie Karl M. der Normalfall geworden. Auch in anderer Hinsicht war seine Lage prekär geworden. Alle Deutschen mussten zu diesem Zeitpunkt jederzeit Ausweispapiere bei sich haben, doch Karl M. hatte in den zwei Jahren, die die Berliner Bürokratie gebraucht hatte, um über seinen Status zu befinden, die erforderlichen Angaben für die Ausstellung seines Ausweises nicht komplettieren können. Im Juni 1942, nachdem der Bescheid vom Reichssippenamt ergangen war, suchte ein Beamter der Wuppertaler Polizei Karl M. auf und verlangte von ihm drei Passbilder, die für seine «Judenkennkarte» gebraucht würden. Seit dem Herbst 1941 wohnte Karl, seinen verschlechterten Einkommensverhältnissen angemessen, in einem möblierten Zimmer bei seiner jüdischen Tante. Deren Wohnung befand sich in einer kleinen Nebenstrasse in einem Wohnbezirk von Wuppertal-Elberfeld.

In derselben Strasse bewohnte auch eine junge Frau namens Erna B. ein kleines Appartement. Ihr Ehemann war seit Frühjahr 1940 aktiver Soldat. Die Ehe war kinderlos, und Erna B. hatte einen Vollzeit-Arbeitsplatz bei den städtischen Verkehrsbetrieben. Karls Tante, eine ältere Dame, hatte ihre Wohnung auf der gegenüberliegenden Strassenseite, und ihre Tochter half Erna B. hin und wieder aus, indem sie etwa für sie den Kehrdienst im Treppenhaus machte. Im Oktober 1941 zog Karl M. in die Wohnung seiner Tante und seiner Kusine ein. Die beiden einander gegenüber wohnenden Familien hatten ein freundschaftliches Verhältnis zueinander, und Karl M., der selbstverständlich mit half, die Wohnung seiner Tante in Schuss zu halten, bot auch der Nachbarin Erna B. seine handwerkliche Hilfe an. So kümmerte er sich beispielsweise darum, dass die als Notbeleuchtung vorgesehenen Kerosinlampen funktionierten, und montierte Vorhänge, die den neuen städtischen Bestimmungen genügten, jetzt da alliierte Bombenangriffe immer häufiger wurden und die Bürger bei nächtlichem Luftalarm ihre Fenster verdunkeln mussten. Diese Nachbarschaftshilfe hatte verhängnisvolle Folgen.

Ende Juli 1942 erstattete eine benachbarte Hausfrau bei der Gestapo in Wuppertal Anzeige gegen Erna B. Wie sich später herausstellte, konnte Hedwig Birkenstock Erna B. nicht leiden. In ihrer Anzeige behauptete sie, Karl M. und Erna B. in intimer Umarmung beobachtet zu haben. Tatsächlich hatte sich Frau Birkenstock am Fenster ihrer Wohnung niedergelassen und penetrant in die Wohnung von Erna B. auf der anderen Strassenseite hinübergespäht. Erna B. hatte die unerwünschte Späherin entdeckt und sie ihrerseits mit Blicken fixiert; die beiden Frauen hatten sogar einige Sätze ausgetauscht. Wenig später erstattete Hedwig Birkenstock ihre Anzeige bei der Gestapo. Wie so häufig, wenn ein jüdischer Mischling mit von der Partie war, reagierte die Polizei prompt. Innerhalb weniger Tage holte die Wuppertaler Gestapo Zeugenaussagen von drei in der Nachbarschaft wohnenden Frauen ein, die allesamt bestätigten, dass sie Karl M. in Erna B.s Wohnung gesehen hatten. Daraufhin verhaftete die Gestapo Karl M. und verhörte sowohl ihn als auch Erna B. Beide erklärten mit Bestimmtheit, sie hätten keine «Rassenschande» begangen. Da Karl jedoch Mischling war, schlimmer noch, Geltungsjude, verfolgte die Gestapo den Fall mit äusserster Akribie weiter. Sie suchte und fand Tatbestände, die sie ihm anlasten konnte, wie andere Gestapostellen es bei anderen Mischlingen taten. Sie presste ihm das Geständnis ab, dass er es unterlassen hatte, in der Öffentlichkeit den Judenstern zu tragen, den er sich als Geltungsjude hätte anheften müssen. Ausserdem musste er «gestehen», dass er Schriftstücke stets

unter Einschluss des obligatorischen zweiten Vornamens Israel hätte unterschreiben müssen. Karl M. brachte zu seiner Verteidigung vor, der endgültige Entscheid über seine Rassenzugehörigkeit durch das Rassen- und Sippenamt in Berlin sei erst vor Kurzem gefallen, und eine Judenkennekarte sei ihm erst im vorigen Monate ausgestellt worden, aber das beeindruckte die Gestapo nicht im Geringsten. Sie behielt ihn in Haft.

Anfang Oktober 1942 führte die Wuppertaler Gestapo eine rechtliche Überprüfung seines Status' durch; dabei wurde noch einmal festgestellt, dass er nicht nur Mischling ersten Grades war, sondern auch Geltungsjude. Der bereits früher erhobene Vorwurf, er habe es versäumt, den Judenstern zu tragen und mit seinem vollständigen Namen zu unterschreiben, wurden bekräftigt. Der mit der Urteilsfindung befasste Gestapobeamte hatte noch weitere Verdachtsmomente gefunden, die gegen Karl M. sprachen: «M. hinterlässt einen undurchsichtigen Eindruck. Er ist ängstlich und verspricht alles, um hinterher nichts zu halten, wie sein Vorleben beweist. Schutzhaft und Unterbringung in einem [KZ] erscheint mir daher angebracht. M. ist schuldig geschieden. Seine Ehe ist kinderlos geblieben. Die Ehefrau war eine Arierin, die heute zum zweiten Male verheiratet ist.» Andere Behördenvertreter stimmten der Beurteilung zu. Da Karl M. keine Kinder oder andere Schutzbefohlene hatte, auch keine Frau, die ihm einen schützenden Status gewähren konnte, und da er für den Kriegsdienst nicht in Frage kam, sah die Wuppertaler Gestapo keinen Grund, von einer Einweisung in ein Lager abzusehen. Ende Oktober 1942 wurde Karl M. nach Buchenwald überstellt. Später wurde er in den Osten «evakuiert». Am 1. März 1943 schickte Rudolf Höss, der Lagerkommandant von Auschwitz, eines seiner zahllosen knappen Telegramme an die Gestapozentrale in Düsseldorf. Darin hiess es, am 22. Februar 1943 sei der «Schutzhäftling» Karl M. «um 13.45 Uhr an Herzmuskelentzündung im Haupt-Krankenbau im Konzentrationslager Auschwitz verstorben». Höss liess die Gestapo ferner wissen, dass der Leichnam von Karl M. bereits «auf Staatskosten eingäschert» worden sei und fügte Namen und Adresse des Vaters des Verstorbenen hinzu, damit diesem die Todesnachricht überbracht werden konnte. Das nationalsozialistische Deutschland hatte keine Verwendung für Mischlinge, erst recht nicht für geschiedene «Geltungsjuden», die sich unter dem Deckmantel der Nachbarschaftshilfe an arische Soldatenfrauen heranmachten.<sup>33</sup>

## Fazit

Dank des zunehmenden Fanatismus, mit dem die Nazis ihre Rassengesetze, vor allem die Nürnberger Gesetze von 1935, interpretierten und praktizierten, hatten diejenigen Deutschen, die als Mischlinge eingestuft waren, unter zunehmend härteren Repressalien zu leiden. Wie die deutschen Volljuden vor ihnen, sahen sie um sich herum unsichtbare Mauern emporwachsen. Zunehmend restriktivere Verordnungen und eine zunehmend aggressivere Ausdeutung dieser Restriktionen durch die Behörden hatten zur Folge, dass die Nazis sich, als sie nach Kriegsbeginn die nächste Welle antijüdischen Hasses anrollen liessen (zu einem Zeitpunkt, da die Volljuden Deutschlands bereits vollständig isoliert und auf dem Weg in die Lager waren), voll den Mischlingen als ihrer neuen Opfergruppe zuwandten. Diejenigen Deutschen teiljüdischer Abstammung, die Verfolgung und Diskriminierung in einem frühen Abschnitt ihres Lebens erfuhren – als Kinder, Schüler Jugendliche und junge Erwachsene –, waren besonders verwundbar für die Verletzungen, die aus ihrer Herabwürdigung und Isolierung resultierten. Andererseits waren sie, da sie – noch – nicht in Gettos gepfercht oder in Lager abgeschoben waren, gezwungen, in der Gesellschaft zu funktionieren. Das normale menschliche Bedürfnis, zu arbeiten, mit anderen Menschen zu interagieren, sich zu verlieben und eine Familie zu gründen, barg für sie Gefahren. Konfrontiert mit der realen Aussicht, von der Gestapo oder von anderen Ordnungsbehörden wegen eines vermeintlichen Verbrechens wie «Rassenschande» hinter Gitter gebracht zu werden, blieb ihnen kaum eine andere Wahl, als sich von der Gesellschaft, in der sie nach wie vor lebten, abzukapseln. Früher oder später begriffen sie, dass Gesetzesübertretungen, wenn «normale» Deutsche sie begingen, von den Behörden oft als Bagatellen behandelt wurden, während sie als Mischlinge für dieselben Vergehen einen hohen Preis zahlten. Ebenso niederschmetternd war für Mischlinge die allmählich zur Gewissheit werdende Erkenntnis, dass sie von Denunzianten umgeben waren und fast niemandem vertrauen konnten. Diese Gefahren und Kränkungen, die sich mit der Zeit nur verschlimmerten, hatten zur Folge, dass fast alle Mischlinge sich zumindest mental aus der Gesellschaft zurückzogen. Bewusst oder unbewusst gingen sie in Deckung. In ihrem Streben nach Anonymität zogen sie immer weniger Personen ins Vertrauen, errichteten stattdessen, gleichsam in Notwehr, Mauern zwischen sich und den anderen. Es war dies eine Überlebensstrategie, die den meisten – aber nicht allen – half, bis Mai 1945 zu «über-

wintern». Es war jedoch eine Strategie, die einen hohen emotionalen Tribut forderte. Deutsche, denen Hitlers Deutschland die Rolle von Mischlingen zuwies, sollten unter den Aus- und Nachwirkungen ihrer gesellschaftlichen Ausgrenzung für den Rest ihres Lebens leiden.

## DER VORLETZTE SCHRITT: ZWANGSARBEIT

Raul Hilberg in seiner Studie über die Vernichtung des europäischen Judentums und Jeremy Noakes in seinem Essay über die Mischlinge leisteten jeweils bahnbrechende Arbeit in der Rekonstruktion der bürokratischen und gesetzgeberischen Massnahmen, die die Nazis ergriffen, um rassistisch unerwünschte Gruppen zu isolieren: die Juden zuerst, danach andere Minderheiten, darunter Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuelle, Halbjuden, mit christlichen Partnern verheiratete Juden und (in geringerem Ausmass) Vierteljuden. Im grösserem Zusammenhang des Holocaust lieferte die sich verschärfende Verfolgung der Mischlinge den flagranten Beweis für ein Crescendo von Fanatismus und rassistischer Intoleranz innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung. Je länger die Nazis an der Macht waren, desto aggressiver interpretierten und praktizierten sie ihre diskriminierenden Gesetze. Beginnend mit den Nürnberger Gesetzen von 1935, betrieben Hitler und seine Gefolgsleute eine Politik der fortschreitenden Eskalation, in deren Verlauf die deutschen Halbjuden immer mehr auf den Status der Volljuden herabgedrückt wurden – mit allen Konsequenzen, die eine solche Entrechtung nach sich zog. Dieser Prozess vollzog sich in Etappen, weil es zwischendurch immer wieder zu internen Meinungsverschiedenheiten kam zwischen den «gemässigten» Bürokraten, die ihre Hochburg im Innenministerium hatten, und den Fanatikern im nationalsozialistischen Parteiapparat (wie Hitlers Stellvertreter Martin Bormann), den grauen Eminenzen in der Kanzlei des Führers und den SS-Führern Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich. Gewiss, Hitler verhielt sich oft aus taktischen und politischen Gründen hinhaltend, aber die Fanatiker fanden bei ihm zunehmend mehr Gehör, und jedes Wort und jede Geste ihres Führers, die dessen wachsenden Fanatismus offenbarten, waren für die Hardliner in der NSDAP Ansporn, ihre Ziele mit noch grösserem Nachdruck zu verfolgen.<sup>1</sup>

Vor diesem Hintergrund war absehbar, dass die fanatischen NS-Getreuen auf der später berichtigten Wannsee-Konferenz im Januar 1942 mit Vehemenz versuchen würden, ihren Auffassungen in der Mischlingsfrage Geltung zu verschaffen. Diejenigen, die sich intensiv mit dem Holocaust beschäftigten, haben herkömmlicherweise unterstellt, bei dieser geheimen Besprechung seien die Weichen für die Vernichtung des europäischen Judentums endgültig und unumkehrbar gestellt worden. In den letzten zehn Jahren hat sich aber in den mit

dem Holocaust befassten Historikerkreisen eine lebhafte Debatte über zwei Streitfragen entsponnen: ob und in welchem Grad Hitler persönlich in den Entscheidungsprozess eingriff und, wenn ja, zu welchem Zeitpunkt ein «Führerbefehl» für die massenhafte Ermordung der Juden erteilt wurde. Der britische Historiker Ian Kershaw hat diese Debatte vor Kurzem in einem für die vierte Auflage seines Buches *The Nazi Dictatorship* überarbeiteten Kapitel in vorbildlicher Weise zusammengefasst.<sup>2</sup> Die Debatte wird sicherlich weitergehen, aber vieles spricht dafür, dass Hitler diese schicksalhafte Entscheidung schon Wochen oder gar Monate vor den bis dahin diskutierten Zeitpunkten traf, möglicherweise im späten Frühjahr oder im Frühsommer 1941, in der Vorbereitungsphase für die «Operation Barbarossa», spätestens jedoch Anfang Dezember 1941. Er machte seine Wünsche in persönlichen Gesprächen und geschlossenen Gesprächsrunden mit Partei-, Staats- und Militärführern deutlich. Kein schriftlicher Führerbefehl ist je aufgefunden worden, wahrscheinlich weil keiner existiert. Hitler hatte ein Faible für verschwörerische Abreden und Geheimhaltung und äusserte sich, wenn es um das Thema Judenvernichtung ging, immer nur in Euphemismen, Metaphern und Anspielungen, selbst gegenüber seinem innersten Vertrautenkreis. Kein Geheimnis machte er freilich je aus seinem Hass auf die Juden, und wie viele andere gewaltbereite Antisemiten seiner Zeit, drohte er mehr als einmal öffentlich mit der Vernichtung oder Vertreibung der Juden aus Deutschland, ja am liebsten aus ganz Europa. Schon drei Jahre vor der Wannsee-Konferenz, im Januar 1939, hatte Hitler in öffentlicher Rede angekündigt, falls Europa je wieder in einen Weltkrieg verwickelt würde, trügen die Juden dafür die Verantwortung, und das Ergebnis werde «die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» sein. In Hitlers Augen wurde sein Krieg erst in dem Moment zu einem echten Weltkrieg, als die Sowjetunion am 5. Dezember 1941 vor Moskau zum Gegenangriff antrat, die Japaner zwei Tage später den US-Marinestützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii bombardierten und Deutschland weitere vier Tage später, am 11. Dezember, den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte. Deutschland war die zentrale Drehscheibe dieses Weltkrieges. Eine rasche Abfolge von Besprechungen mit Himmler, Heydrich, Göring und anderen in jenen schicksalhaften Dezembertagen liefert, zusammen mit hinterlassenen Schilderungen anderer Zeitzeugen (allen voran die Tagebücher von Joseph Goebbels), triftige Anhaltspunkte dafür, dass Hitler die fatale Entscheidung, alle europäischen Juden zu ermorden, allerspätstens im Dezember 1941 «rechtskräftig» machte oder machen liess, eine Entscheidung, die er für sich



wahrscheinlich schon lange vorher getroffen hatte. Bei seinen Reden vor führenden Funktionären seiner Partei kam er immer wieder auf seine «Prophezeiung» vom Januar 1939 zu sprechen (die er ebenso hartnäckig wie irrtümlich auf den September 1939, den Zeitpunkt des Kriegsbeginnes, datierte). Die Wannsee-Konferenz, ursprünglich für den 9. Dezember 1941 angesetzt und dann auf den 20. Januar 1942 verschoben, wurde in erster Linie zu dem Zweck einberufen, das hoffnungslos verhedderte bürokratische Tauziehen um das Schicksal der wenigen noch in Deutschland verbliebenen Juden, einschliesslich der Mischlinge, zu beenden.

Die Eskalationsstufen, in denen sich die Ausgrenzung der Volljuden aus der deutschen Gesellschaft und ihre schliessliche Vernichtung vollzog, lassen aufschlussreiche Analogieschlüsse zu, wenn wir etwa die Entscheidung der Nazis betrachten, spätestens 1944 alle Mischlinge zur Zwangsarbeit einzuziehen. Die Diskriminierung der Volljuden vollzog sich stufenweise, beginnend 1933 mit «spontanen» Boykottaktionen und dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums mit seinem Arierparagrafen. Die beiden Nürnberger Gesetze von 1935 verstärkten und verfestigten die Ausgrenzung der Juden, leiteten aber gleichzeitig eine Differenzierung zwischen Juden und Mischlingen hinsichtlich des Grades ihrer Entrechtung ein. Im Anschluss an den Pogrom vom November 1938 lief ein Programm der Gettoisierung und «Umsiedlung» der Juden an, von dem die jüdischen Mischlinge jedoch ausgenommen wurden. Nach Kriegsausbruch, als die zeitweise geplante «Evakuierung» der Juden vom europäischen Kontinent in Kolonialgebiete wie etwa Madagaskar nicht mehr in die Tat umzusetzen war, begannen die Nazis mit der massenhaften Ermordung europäischer Juden im Hinterland der osteuropäischen Kriegsschauplätze. Als Vernichtungsmethode erster Wahl dienten zu diesem Zeitpunkt Massenerschiessungen. Es war eine aufschlussreiche Lektion für die Halbjuden, die das Schicksal ihrer volljüdischen Verwandten verfolgten, so gut sie dies konnten. Gewiss, das Tempo, in dem die Judenvernichtung voranschritt, war ungleichmässig, und die Mischlinge entgingen an mehreren entscheidenden Punkten der Entwicklung dem Schlimmsten. Als die NS-Behörden zum Beispiel 1939 die deutschen Volljuden zwangsweise in Judengettos umsiedelten, gestatteten sie jenen Juden, die in «privilegierter Mischehe» lebten, und ihren als Mischlinge ersten Grades eingestuft Kindern den Verbleib in der Gesellschaft – eine sehr wichtige Differenzierung, hinter der als Motiv die nach wie vor bestehende Angst der Nazis stand, viele arische Familienangehörige jüdischer Mischlinge

vor den Kopf zu stossen.<sup>3</sup> Im September 1941 segnete Hitler ein Vorhaben ab, auf das Himmler, Heydrich und mehrere fanatische Antisemiten unter den Gauleitern seit einiger Zeit drängten, nämlich deutsche Juden in neu eroberte Gebiete im Osten «umzusiedeln». Verkündet wurde dieses Vorhaben praktisch zum selben Zeitpunkt, als beschlossen wurde, auch die französischen Juden in den Osten «umzusiedeln», d.h. zu deportieren. Die deutschen Mischlinge sollten in dieses Programm ursprünglich nicht einbezogen werden. Im selben Sommer hatten die Einsatzgruppen Himmlers mit ihren «Sondereinsätzen» gegen osteuropäische Juden in den von der deutschen Wehrmacht überrollten Teilen der Sowjetunion und der Balkanländer begonnen. Es waren geografisch ganz unterschiedliche Territorien – die Ukraine, Weissrussland, das Wartheland (der frühere Westen Polens), Serbien und Griechenland –, in denen die Einsatzgruppen mit der Umsetzung des Massenmordprogramms begannen. Die grausige Erschiessung von fast 34.000 jüdischen Männern, Frauen und Kindern in offenen Gruben bei Babi Yar unweit von Kiew im September 1941 war eine der ersten grossen Mordaktionen des Holocaust, mit dem die Nazis nunmehr Ernst machten.

Massnahmen gegen deutsche Juden folgten wenig später. Die ersten grossen Judentransporte aus Provinzen des Grossdeutschen Reichs, zu dem mittlerweile auch Österreich und das Protektorat Böhmen und Mähren gehörten, begannen im Oktober 1941 nach Osten zu rollen, zu Zielorten wie Minsk, Lodz, Kaunas und Riga. Die massenhafte Tötung unbewaffneter Zivilisten in den östlichen Kriegsgebieten durch nationalsozialistisch indoktrinierte Kommandotruppen war mittlerweile zur alltäglichen Routine geworden. Bemerkenswerterweise sahen trotz alledem manche auf mittleren Führungsebenen angesiedelte deutsche Bürokraten in der «Evakuierung» deutscher Juden nach Osten nicht das Vorspiel zu ihrer Ermordung. Die für die Deportationen verantwortlichen Funktionäre, allen voran Himmler, Heydrich und Eichmann, hatten von Anfang an die Option mit bedacht, dass solche Umsiedlungen der erste Schritt zu einer massenhaften Abschachtung aller europäischen Juden, einschliesslich der deutschen, sein könnten. Solange dies nur eine Option war, herrschte auf den mittleren Ebenen der deutschen Verwaltung im Osten eine gewisse bürokratische Konfusion, was das letztendliche Schicksal der deutschen Juden betraf, selbst noch als das Regime mit ihrem Abtransport in die besetzten Gebiete Polens und des Baltikums begonnen hatte, wo provisorisch so genannte Umsiedlungslager errichtet worden waren. Die unvorstellbare Kaltblütigkeit der Nazis führte in

Verbindung mit bürokratischer Unfähigkeit zu chaotischen Verhältnissen an den Deportationsorten, wo sowohl die einheimische jüdische Bevölkerung als auch die stossweise eintreffenden Juden aus Westeuropa in «Lager» gepfercht wurden, in denen so viele Menschen überhaupt nicht unterkommen, geschweige denn versorgt werden konnten.

Als etwa deutsche Juden im Oktober und November 1941 zu Tausenden im polnischen Lodz eintrafen, wurden sie in primitive Lager oder Gettos gepfercht, die erst kurz zuvor durch die Deportierung oder Ermordung der dort lebenden oder einquartiert gewesenen einheimischen Juden frei geworden waren. Die Verhältnisse, unter denen die Neuankömmlinge vegetieren mussten, waren schrecklich, doch fanden keine systematischen Erschiessungen statt. Allerdings begann die deutsche Besatzungsmacht mit Hilfe der SS im Januar 1942, in dem Bemühen, der zunehmenden Überfüllung Herr zu werden, mit dem Abtransport der polnischen Juden von Lodz (nicht aber der frisch eingetroffenen deutschen Juden) nach Chelmino, einem der ersten Vernichtungslager. In Minsk erschossen Einheiten von Sicherheitspolizei und SD schon im November 1941 Tausende weissrussische Juden, gerade rechtzeitig, um das Getto von Minsk für die Einquartierung der per Güterzug herangeführten deutschen Juden leer zu bekommen. Wie in Lodz, wurden auch hier die neu eingetroffenen Juden nicht ermordet – noch nicht. Viele von ihnen überlebten, bis sie 1942 in die Vernichtungslager weiterverfrachtet wurden. Ende November 1941 wurden in Kaunas und Riga zum ersten Mal deutsche Juden in grosser Zahl ermordet; viele der für Riga bestimmten Deportierten wurden auf Befehl Friedrich Jeckelns, des Höheren SS- und Polizeiführers im Ostland, sofort nach ihrer Ankunft erschossen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass die von Jeckeln kommandierten SS-Einheiten ihre Befehle nicht von den örtlichen deutschen Besatzungsbehörden oder von der Wehrmacht erhielten, sondern direkt von Himmler. Es waren vor allem diese Mordaktionen im Baltikum, insbesondere in Riga, die für Wirbel sorgten.

Es gab NS-Parteifunktionäre, die auf eine so offene, öffentliche blutige Gewaltanwendung gegen Deutsche, und seien es nur deutsche Juden, nicht gefasst waren, Männer wie Hinrich Lohse, Reichskommissar für das Ostland, oder Wilhelm Kube, Generalkommissar für Weissrussland. Sie wandten sich an ihre Vorgesetzten in Berlin, um sich Klarheit über die aktuelle politische Linie zu verschaffen und auch um gegen die Ermordung dieser deutschen Juden zu protestieren (oder zumindest Bedenken zu äussern), von denen viele selbst nach

NS-Massstäben nicht hätten hingerichtet werden dürfen. Konkret wandten sich diese lokalen Funktionsträger gegen die Erschiessung von Weltkriegsveteranen, von denen einige mit ihren militärischen Orden und Auszeichnungen auf der Brust gestorben waren. Die Funktionäre wiesen ausserdem daraufhin, dass unter den Opfern Juden waren, die mit arischen Partnern verheiratet waren und daher in «privilegierter Mischehe» lebten, ferner Mischlinge und Angehörige anderer Personengruppen, deren Status sie eigentlich vor der umstandslosen Ermordung hätte schützen müssen.<sup>4</sup> Die Massaker sprachen sich herum. Alliierte Rundfunksender erwähnten sie in ihren Nachrichten. Hitler und seine Gefolgsleute mussten auf die unerwünschte Publizität, die ihre scheusslichen Verbrechen generierten, irgendwie reagieren. Ihre Reaktion war typisch. Weit davon entfernt, von ihren Plänen abzurücken, gingen sie, von Hitler dirigiert, daran, Mittel und Wege zu finden, um ihre Untaten besser vor den Blicken der Öffentlichkeit zu verbergen. Wie bereits erwähnt, hatten die Nazis einen selbst gemachten Alptraum heraufbeschworen, indem sie in den eroberten Ostgebieten Judengettos errichtet und einheimische Juden dorthin verbracht hatten, im Vertrauen darauf, dass die Sowjetunion zerfallen würde (was nicht eintrat) und dann unter deutscher Regie Bevölkerungsverschiebungen in grossem Stil vorgenommen werden könnten. Dann waren sie jedoch von den stossweise eintreffenden Judentransporten aus dem Westen überrascht worden, deren Unterbringung in denselben Gettos zu jenen unmenschlichen Verhältnissen führte, die die Nazis dann durch unter den Augen der Öffentlichkeit durchgeführte Massenexekutionen «besserten». Vor diesem Hintergrund wurde die Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 zu einer harten Verhandlungsrunde, deren Teilnehmer versuchen mussten, eine gewisse Ordnung in die chaotischen Massentötungen zu bringen, die bereits begonnen hatten. Was im Zusammenhang mit dem Thema dieses Buches besonders interessiert, ist die Tatsache, dass es auf der Wannsee-Konferenz auch ganz wesentlich um die Aufgabe ging, zu definieren, wer Jude war, will sagen welche der Verfolgungsoffer der physischen Vernichtung zugeführt werden sollten. Das Schicksal der 72.000 jüdischen Mischlinge Deutschlands hing an jenem Tag und an jenem Ort an einem seidenen Faden.<sup>5</sup>

Eine Person dominierte die Wannsee-Konferenz: SS Obergruppenführer Reinhard Heydrich. Bekanntlich wurde auf der Konferenz das Schicksal der europäischen Juden besiegelt, indem die Errichtung und Strukturierung des für ihre massenhafte Tötung erforderlichen Apparats bis ins Detail besprochen und

abgestimmt wurden. Heydrich als Wortführer der Konferenz wollte einen klaren Schnitt machen und alle Mischlinge ersten Grades in das Vernichtungsprogramm einbezogen wissen, ebenso alle mit arischen Deutschen verheiratete Juden und Jüdinnen und selbst einen Teil der Mischlinge zweiten Grades. Die SS betrachtete und behandelte ohnehin schon die Halbjuden in der Bevölkerung der eroberten Ostgebiete genau wie die Volljuden und zögerte nicht, sie in die Massensexekutionen einzubeziehen, die im Herbst 1941 begonnen hatten. Parallel dazu hatte Adolf Eichmann im Reichssicherheitshauptamt (RS HA) durchzusetzen versucht, dass die holländischen Halbjuden als Volljuden gezählt würden; dies war Bestandteil einer Strategie, die darauf abzielte, um das Reichsgebiet herum einen Gürtel von Territorien zu legen, in dem eine umfassendere Definition des Begriffs «Jude» gelten sollte. Auf diese Weise hofften die Hardliner in der Partei, erzwingen zu können, dass dieselbe harte Linie sich auch im Reichsgebiet selbst durchsetzen würde. Dieses Bemühen stiess an seine Grenzen, als Göring und Hitler es ablehnten, einer neuen Definition des Gattungsbegriffs «Jude» ihre Zustimmung zu geben.<sup>6</sup> Das hinderte Heydrich nicht daran, auf der Wannsee-Konferenz weiter an dieser Schraube zu drehen, und er fand unter den Teilnehmern viele, die ihn darin unterstützten. Fünf von denen, die zugegen waren, stammten aus den Reihen der Sicherheitspolizei und des SD, zwei aus denen der Partei; einer kam aus der Parteikanzlei, einer vom Rasse- und Siedlungsamt der SS. Mit der eventuellen Ausnahme des Letztgenannten waren sie alle Hardliner. Des Weiteren nahmen an der Konferenz acht Politiker bzw. Zivilbeamte aus dem Staatsapparat teil. Von diesen sprach sich aber nur einer, Wilhelm Stuckart vom Reichsministerium des Inneren, für eine Differenzierung aus. Stuckart, der hier als «Gemässigter» auftrat, war zweifellos von seinem wichtigsten Mitarbeiter aus dem Judenreferat des Ministeriums, Bernhard Lösener, mit Argumenten bestückt worden. In der Hoffnung, Heydrichs absehbar radikale Agenda von vornherein blockieren zu können, schlug Stuckart gleich zu Beginn der Besprechung die zwangsweise Sterilisierung aller deutschen Mischlinge vor, als gangbare Alternative zu ihrer Entsendung in die Vernichtungslager. Spätere Forschungen ergaben, dass eine Massensterilisierung dieses Ausmasses die ohnehin schon überlasteten medizinischen Einrichtungen Deutschlands hoffnungslos überfordert hätte, und so wurde dieses Vorhaben denn auch nie in die Tat umgesetzt. Im Verlauf der Konferenz erhob Stuckart etliche praktische und organisatorische Einwände. So behauptete er, die jüdischen Mischlinge seien in Deutschland eine «biologisch bedeutungslose» und zudem kinderarme Bevölkerungsgruppe. Ausser-

dem seien nach geltender Rechtslage Eheschliessungen zwischen Mischlingen und Deutschblütigen ohnehin verboten. Verschone man nur bereits verheiratete Mischlinge (oder womöglich nur diejenigen von ihnen, die schon Kinder hatten), dann müsse man mit Situationen rechnen, in denen etwa ältere Geschwister in einer Familie miterleben müssten, wie ihre noch ledigen Brüder oder Schwestern in die Lager deportiert würden. Stuckart erinnerte die versammelten Beamten auch daran, dass die jüdischen Mischlinge in Deutschland sich bis dato als loyale Deutsche erwiesen hätten. Sie seien überdurchschnittlich intelligent und gebildet und besäßen genug deutsche Erbmasse, um natürliche Führerqualitäten mitzubringen. Daher sei es klüger, sie vom Vernichtungsprogramm auszunehmen, zumal sie viele arische Angehörige hätten, die es dem Staat und der Partei übel nehmen würden, wenn ihnen diese Familienmitglieder weggenommen würden.<sup>7</sup> Das letztgenannte Argument war aufschlussreich: Wieder einmal hatte Stuckart im Hinblick auf die normale Bevölkerung die Alarmglocke geläutet und damit einen wunden Punkt berührt, der Hitler und Goebbels seit Jahr und Tag Sorge bereitete. Obwohl beide fanatische Antisemiten waren, hielten ihre politischen Instinkte und ihre (historisch ungenauen) Erinnerungen an den «moralischen Zusammenbruch» des deutschen Volkes als vermeintliche Ursache für die Niederlage von 1918 sie davon ab, ihrem Judenhass freien Lauf zu lassen. Mit diesen und einigen anderen Argumenten gelang es Stuckart, Heydrich ein Bein zu stellen. Dank der von dem unauffällig aus dem Hintergrund agierenden Ministerialbeamten Lösener zusammengestellten und von Stuckart wacker vorgetragenen Argumente blieben die Mischlinge von den Ausrottungsplanungen, die Heydrich auf der Wannsee-Konferenz beschliessen liess, ausgenommen. Am 29. Januar 1942 gab die Parteikanzlei eine Verlautbarung heraus, in der es hiess, die Entscheidung sei noch nicht gefallen. Das liess sich so lesen, dass das Schicksal der Mischlinge bis zum Ende des Krieges offenbleiben würde.<sup>8</sup> Im Gesamtkontext des Holocaust war dies für Heydrich und die anderen Parteifanatiker nicht mehr als ein kleiner Rückschlag. Nach der Konferenz am Wannsee trieben sie ihre «Endlösung», was die Volljuden betraf, in einem sich ständig verschärfenden Tempo voran, überzeugt, dass ihr allumfassend radikaler Ansatz sich am Ende doch durchsetzen würde. Ihrer Einschätzung nach waren die deutschen Mischlinge ersten und zweiten Grades weder aus dem Schneider noch vergessen; ihre «Evakuierung» war lediglich zurückgestellt.

Natürlich hatten die Mischlinge, wie praktisch alle Deutschen ausser denen, die dem innersten Zirkel der Macht angehörten, keine Ahnung davon, dass eine

Wannsee-Konferenz stattgefunden hatte und welche Folgen die dort getroffenen Entscheidungen für sie haben würden. Was immer sie an Informationen ergattern konnten, während der Krieg weiter tobte – und diese waren oft sehr lückenhaft –, deutete daraufhin, dass die Juden Deutschlands, ja die Juden Europas insgesamt, nach Osten gebracht wurden und dort «verschwanden». Dazu sprudelten aus informellen familiären Quellen Gerüchte über massenhaften Tod, und diese Gerüchte verdichteten sich, je länger der Krieg andauerte.

In der Folgezeit lebte bei vielen Besprechungen zwischen ranghohen Zivilbeamten und Parteifunktionären aus den Kreisen von SS, RS HA, SD, Parteikanzlei und Reichskanzlei die Diskussion über die Mischlinge immer wieder einmal auf. Im März 1942 zum Beispiel wurde Stuckarts Vorschlag einer Zwangssterilisierung einmal mehr aus der Schublade gezogen, aber als unrealisierbar verworfen, weil er die medizinischen Einrichtungen überfordern würde. Heydrich zauberte wohl einmal die Behauptung aus dem Hut, Hitler habe sein Einverständnis dazu erklärt, die Mischlinge als Juden zu klassifizieren, allein, es liess sich nicht verifizieren, dass der Führer tatsächlich eine solche Weisung gegeben hatte. Vermutlich gereichte es den Mischlingen zum Vorteil, dass Heydrich Ende Mai 1942 in der Nähe von Prag im Auftrag der Alliierten ermordet wurde, denn dadurch kam der Diskussionsprozess offenbar ins Stocken. Im Spätsommer setzten sich im Innenministerium Lösener und Stuckart ein weiteres Mal zusammen, nachdem Gerüchte aufgekommen waren, Himmler wolle alle deutschen Mischlinge verhaften lassen und zwecks späterer Liquidierung internieren. Im September 1942 schickte Stuckart einen von Lösener entworfenen persönlichen Brief an Himmler, mit dem er die von Himmler offenbar anvisierte «Endlösung» für die Mischlinge hinauszuzögern versuchte. Er führte darin wohl bekannte Argumente an: dass die Moral der Bevölkerung Schaden nehmen würde, weil so viele arische Angehörige von Mischlingen betroffen wären; dass die Zahl der Mischlinge relativ gering sei; dass ihre massenhafte Sterilisierung weiterhin eine denkbare Lösung bleibe. Stuckart beschloss seine Darlegungen mit dem Vorschlag, der Führer solle die Frage alleine entscheiden. Er erwähnte Hitler aus gutem Grund, wusste er doch, dass der Führer und einige in seiner Umgebung, beispielsweise Propagandaminister Goebbels, sich nach wie vor um die öffentliche Moral sorgten – auch Himmler wusste dies nur zu genau. In seiner Antwort auf den Brief Stuckarts äusserte sich Himmler eher unbestimmt. Die Tatsache jedoch, dass die ihm unterstellten Kader von SS, RSHA und SD in der Folgezeit nichts unternahmen, deutet da-

rauf hin, dass ihr Plan, auch die Mischlinge zu deportieren, auf Eis gelegt war, zumindest vorläufig. Um diese Zeit machten Informationen über einen neuen «wissenschaftlichen» Durchbruch die Runde; angeblich hatten in Konzentrationslagern durchgeführte Experimente mit Röntgenbestrahlung einen Weg aufgezeigt, wie eine massenhafte Sterilisierung nun doch auf rationelle Art durchgeführt werden konnte, eine Entwicklung, die, so schien es, die Möglichkeit eröffnete, die Diskussion um die Mischlinge etwas entspannter zu führen. Himmler erwähnte die Möglichkeit ihrer Sterilisierung im Mai 1943 gegenüber Martin Bormann und bemerkte dazu, man solle mit diesem Verfahren gleich beide Kategorien behandeln, die Mischlinge ersten und die Mischlinge zweiten Grades. Doch dann zeigten weitere Experimente, dass die neue Röntgenmethode in der praktischen Anwendung ebenfalls ineffizient war. Die verfrühten Meldungen über die Tauglichkeit des Verfahrens hatten für die Mischlinge wenigstens einen Vorteil: Sie hatten den drohenden Abtransport aller deutschen Mischlinge in die Todesfabriken der Nazis ein weiteres Mal verzögert.

Trotz des Teilerfolgs, den Stuckart auf der Wannsee-Konferenz und auch bei einigen späteren Kraftproben verbuchen konnte, mehrten sich die Anzeichen dafür, dass Hitler zunehmend öfter gemeinsame Sache mit den fanatischen Elementen in der Partei machte. Eine Reihe ominöser Führerweisungen zum Thema Mischlinge machte nach der Wannsee-Konferenz periodisch die Runde und nahm die Mischlinge mit in dieselbe Abwärtsspirale, in der in den Jahren zuvor die Volljuden die Sequenz aus Ausgrenzung, Einpferchung und Vernichtung durchlaufen hatten. Schon im Juli 1942 wies Martin Bormann hochrangige Parteifunktionäre an, Mischlingen gegenüber eine sehr viel härtere Gangart anzuschlagen, wenn diese sich um Sondergenehmigungen etwa für eine Eheschliessung, die Zulassung zum Wehrdienst oder zu einer Tätigkeit im öffentlichen Dienst bemühten. Parteigrössen wie Hans Heinrich Lammers in der Reichskanzlei oder Wilhelm Frick, der Innenminister, liessen sich das nicht zweimal sagen; sie erliessen Weisungen an die ihnen unterstellten Behörden, die besagten, alle bestehenden Vorschriften müssten gegenüber Mischlingen strengstens angewandt werden. Zum Beispiel müssten von Mischlingen gestellte Anträge auf Befreiung von den Einschränkungen des Reichsbürgergesetzes ohne Weiteres abgelehnt werden. Der Ausschluss von Mischlingen vom Unterricht an Gymnasien und anderen weiterführenden Schulen fiel in diese Zeit. Im Februar 1943 trat eine unscheinbare Verordnung in Kraft, die Mischlingen die Beschäftigung weiblichen Hauspersonals untersagte. Das



stellte die Betroffenen eigentlich nicht vor grosse Probleme, denn fast kein Mischling konnte sich Hauspersonal leisten. Trotzdem barg diese Massnahme eine ominöse Botschaft, denn sie entsprach ziemlich genau einer Verordnung, die wenige Jahre zuvor erlassen worden war und damals die Volljuden betroffen hatte. Weitere Anzeichen dafür, dass die radikalen Antisemiten weiterhin am Drücker waren, liessen nicht lange auf sich warten. Gegen Ende Februar 1943 verhaftete die Gestapo ohne Vorwarnung zehntausend der letzten noch in Berlin verbliebenen Juden. Viele wurden umgehend zur Vergasung nach Auschwitz deportiert. Ins Netz gingen der Gestapo bei diesen Razzien auch nicht weniger als 2.000 jüdische Ehepartner (überwiegend Männer), die mit Deutschen verheiratet waren. Sie wurden in einem provisorischen Sammellager in der Berliner Rosenstrasse festgehalten, in Erwartung ihres baldigen Abtransports. Dies war ein Verstoß gegen geltendes NS-Recht, demzufolge in «privilegierter Mischehe» lebenden Juden besonderen Schutz genossen. (Die Gestapo nahm also wieder einmal das Gesetz in die eigenen Hände.) Dieses Vorgehen zeigte, dass im innersten Kreis der gläubigen Hitlerjünger nach wie vor ein Wettstreit darum im Gang war, wer die wirklichen oder vermeintlichen Wünsche des Führers am besten erspüren und in die Tat umsetzen konnte. Allein, das Vorgehen der Gestapo in Berlin löste unerwartete Komplikationen aus: In einer Demonstration wahrer Tapferkeit versammelten sich die arischen Ehepartner der Verhafteten, vor allem Frauen, zu Hunderten in der Rosenstrasse, forderten die Freilassung ihrer Ehemänner bzw. Ehefrauen und wichen eine Woche lang nicht von der Stelle. Polizei- und SS-Kommandos marschierten auf und machten mehrmals Anstalten, auf die Frauen zu schießen, doch diese liessen sich nicht einschüchtern. **Schliesslich geschah das Unerwartete: Das Regime gab nach und liess die verhafteten jüdischen Eheleute frei.** Hitlers Sensibilität für mögliche negative politische Reperkussionen hatte die Pläne der Hardliner erneut durchkreuzt. Offenbar verfehlte es nicht seine Wirkung auf den Führer, wenn arische Deutsche in nicht zu vernachlässigender Zahl öffentlich protestierten.<sup>9</sup> Nichtsdestotrotz drehten die Fanatiker weiter an der antijüdischen Schraube, wann immer sie eine Chance dazu sahen. Im April 1944 wurden Mischlinge von der Mitgliedschaft in der DAF ausgeschlossen. Auch diese Massnahme verhiess für die Betroffenen nichts Gutes, denn die meisten Stellen in der deutschen Wirtschaft, vor allem im gewerblichen Bereich und bei anspruchloseren Tätigkeiten (und nur in diesem Bereich hatten Mischlinge noch Chancen auf Beschäftigung), setzten die Mitgliedschaft in der

DAF voraus. Mit dieser Verordnung verbannte das Regime also de facto die Mischlinge aus dem Arbeitsleben.

Schon früher, im Sommer 1943, hatten Bürokraten in der Kanzlei des Führers sich heftig darüber beklagt, dass die jüdischen Mischlinge sich dem Wehrdienst «entzogen». Ein bemerkenswerter Vorwurf gegen einen Personenkreis, den die Nazis seit 1940 systematisch aus der Wehrmacht ausgestossen hatten. Aber im inneren Führungszirkel der NSDAP gewann die Parole, die Mischlinge drückten sich vor dem militärischen Dienst fürs Vaterland, schnell an Kaufkraft. Ihren ersten administrativen Niederschlag fand sie am 3. Juni 1943, als ein Dr. Vogtherr vom Oberkommando der Wehrmacht in einem Schreiben an die Kanzlei des Führers den Vorschlag machte, alle Mischlinge ersten Grades, ebenso aber auch ihre Ehepartner (und natürlich auch deutschblütige Ehepartner von Volljuden) zur Zwangsarbeit in rüstungswichtigen Branchen einzuziehen. Die Idee fand sogleich Anklang. Ein Mitarbeiter der Führerkanzlei befürwortete den Vorschlag unter der Voraussetzung, dass die Betroffenen hinterher nicht den Anspruch erheben könnten, mit echten Deutschen gleichgestellt zu werden; er schlug vor, sie zu Arbeitsbataillonen für den Einsatz in «besonders ungesunden Sumpfgeländen usw.» zusammenzufassen. Um die Chance betrogen, die deutschen Mischlinge ermorden zu dürfen, begeisterten sich die radikalen Antisemiten in der Partei sogleich für diesen neuen Lösungsansatz. Am 27. Juli 1943 startete das Reichspropagandaministerium eine begleitende Kampagne, indem es der Öffentlichkeit kundtat, in der Bevölkerung herrsche ein weit verbreiteter Unmut darüber, dass Mischlinge und mit Juden verheiratete Deutsche sich vor dem Militärdienst drückten. Der Staat müsse dafür sorgen, dass diese Leute sofort zur Zwangsarbeit eingezogen und beim Wiederaufbau der durch alliierte Bombenangriffe zerstörten Städte eingesetzt werden könnten. Einem Publikum, das erst wenige Tage zuvor die niederschmetternden Meldungen über den Feuersturm, der Hamburg zerstört hatte, verdauen hatte müssen, erschien dies als eine vernünftige Idee. Diese propagandistische Technik – der Öffentlichkeit erst einen Floh ins Ohr zu setzen und danach unter Berufung auf «Volkes Stimme» die praktische Umsetzung dieser Idee zu fordern – war nicht neu. Die Nazis hatten sie schon praktiziert, um die Öffentlichkeit auf den Boykott jüdischer Geschäfte im Mai 1933 und auf die brutalen Pogromaktionen der «Reichskristallnacht» vom November 1938 einzustimmen. Jetzt, im Sommer 1943, wandte Propagandaminister Goebbels dieselbe Taktik an, um bei der Bevölkerung Hass auf die Besetzungen alliierter

Bombenflugzeuge zu schüren; nach den verheerenden Angriffen auf Hamburg verkündete das Ministerium, die Behörden wüssten nicht, wie lange sie diese «Terrorflieger» noch vor dem berechtigten Volkszorn schützen könnten. Wie nicht anders zu erwarten, gab es genug Deutsche, die sich dies nicht zweimal sagen liessen. Von nun an bis zum Ende des Krieges kam es immer wieder vor, dass abgeschossene alliierte Flugzeugbesatzungen von pöbelnden Horden attackiert und gelyncht wurden. Geübt im Umgang mit dieser manipulativen Technik, suggerierte das Regime der deutschen Öffentlichkeit nunmehr die Idee, dass es nur recht und billig sei, die jüdischen Mischlinge in Zwangsarbeitslager zu stecken.

Im Oktober 1943 verkündete Hermann Göring, sich ausdrücklich auf den Führer berufend, männliche Halbjuden und mit jüdischen Frauen verheiratete arische Männer würden ab sofort zwangsweise in Arbeitsbataillone der Organisation Todt (OT) eingegliedert. Die OT war ursprünglich eine paramilitärische Pioniertruppe, die für rüstungswichtige Bauvorhaben eingesetzt wurde. Im März 1944 ordnete Fritz Sauckel, Hitlers Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz, die sofortige Rekrutierung von Angehörigen der beiden genannten Personengruppen an; nur Personen, die ohnehin schon eine rüstungswichtige Tätigkeit in der Wirtschaft ausübten, konnten von der Zwangseinziehung freigestellt werden. Himmler sorgte allerdings im Herbst 1944 mit einer Weisung dafür, dass alle verbliebenen Schlupflöcher dieser Art geschlossen wurden. Auch Frauen, die als Mischlinge eingestuft waren, wurden danach eingezogen und mussten im Prinzip dieselbe körperliche Schwerarbeit verrichten wie männliche Mischlinge.

Ab Frühjahr 1944 erfasste die Gestapo männliche jüdische Mischlinge im gesamten deutschen Reichsgebiet und stellte ihnen die Aufforderung zu, sich an bezeichneten Sammelstellen einzufinden, von denen aus sie an ihre Einsatzorte gebracht werden würden. In der ersten Rekrutierungswelle landeten viele der Mischlinge im besetzten Frankreich und wurden bei der Reparatur von Schienenwegen und bei der Errichtung von Verteidigungsstellungen gegen die vordringenden englisch-amerikanischen Truppen eingesetzt. Die Verhältnisse in den OT-Lagern und an den Baustellen waren sehr unterschiedlich, abhängig von den Launen und Vorstellungen der jeweiligen Kommandanten, OT-Funktionäre und Wachmannschaften. Die neu zusammengestellten Zwangsarbeiter-Bataillone liefen offiziell unter der Bezeichnung OT-Hundertschaften. Die bedauernswerten Mischlinge, die in diese Einheiten gesteckt wurden, erhielten besondere OT-Kennkarten, die sie als Halbjuden auswiesen. Doch nicht alle,

die in einer OT-Hundertschaft dienten, waren Mischlinge. Gewiss handelte es sich mehrheitlich um Halb- oder Vierteljuden oder Arier, die mit einer jüdischen Frau verheiratet waren, aber es fanden sich in diesen Hundertschaften auch Homosexuelle, Ostarbeiter, Zigeuner, gewöhnliche Kriminelle, Herumtreiber und andere «unerwünschte Elemente». Unter dem Dach der Organisation Todt errichteten die Nazis demnach ein System der Zwangsarbeit, in dem einige wenige NS-Funktionäre und bewaffnete Wachtposten die Aufsicht über eine Truppe von De-facto-Arbeitssklaven führten, wobei das Wort «Sklave» im offiziellen NS-Sprachgebrauch nicht vorkam. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Zwangsarbeitslagern der OT mochten zwischen «schlimm» und «unerträglich» schwanken, waren aber jedenfalls ein unmissverständliches Indiz dafür, dass die deutschen Mischlinge nun endgültig den Status von Ausgestossenen erreicht hatten, die auf dem Weg zur Schlachtbank waren, wie vor ihnen ihre volljüdischen Leidensgenossen. An dieses Vorbild bewusst anknüpfend, isolierten die Nazis die Mischlinge jetzt auf dieselbe Weise von der Gesellschaft, wie sie es nach 1933 mit den Volljuden getan hatten. Waren die Opfer erst einmal in einem schwer bewachten Zwangsarbeitslager gelandet und den Blicken der Öffentlichkeit und der Fürsorge ihrer Angehörigen entzogen, war es nur noch Sache einer einfachen bürokratischen Beschlussfassung, sie der nächsten Instanz zu überantworten, einem Konzentrationslager, oder der übernächsten, einem Vernichtungslager (wobei die Unterscheidung zwischen diesen beiden Lagertypen sich spätestens 1944 immer mehr verwischte). Gleichzeitig verstopften antisemitische Hardliner wie Himmler systematisch alle verbliebenen Schlupflöcher mit dem Ziel, sämtliche noch frei in der Gesellschaft lebenden Mischlinge aufspüren zu können, eine Aufgabe, die die Gestapo durch in immer kürzeren Abständen aufeinander folgende Erfassungswellen zwischen November 1944 und März 1945 zu lösen versuchte. Wie ihre volljüdischen Angehörigen, sollten auch die jüdischen Mischlinge Deutschlands sterben, so wollten es jedenfalls Hitler und seine fanatischen Gefolgsleute. Der Weg, den die Mischlinge einschlugen, war derselbe, den vor ihnen bereits die deutschen Juden gehen müssen: gesellschaftliche Ausgrenzung, Immobilisierung, Zwangsarbeit und am Ende physische Vernichtung.<sup>10</sup> Im Übrigen waren in diesem letzten Winter des Krieges alle Hemmungen und Bedenken, die Hitler und seine Getreuen bis dahin daran gehindert haben mochten, mit arischen Partnern verheiratete Juden und Kinder aus so genannten privilegierten Mischehen schonungslos zu verfolgen, um deren arische Ver-

wandschaft nicht gegen das Regime aufzubringen, hinfällig geworden. Schliesslich lief der letzte Führerbefehl, den Hitler am 19. März 1945 unter dem Titel «Zerstörungsmassnahmen im Reichsgebiet» herausgab, auf ein Szenario der verbrannten Erde im deutschen Kernland hinaus, ohne jede Rücksicht auf die Konsequenzen für die deutsche Bevölkerung.<sup>11</sup> Angesichts dieser absolut nihilistischen Haltung, bei der ihr Führer angekommen war, konnte kein Deutscher mehr auf den Schutz des Gesetzes oder überhaupt auf irgendeinen Schutz bauen, am wenigsten die letzten verbliebenen Reste der jüdischen Minderheit.

### Ein Fallbeispiel für frühe Zwangsarbeit: Die Odyssee des Rudolf Klein

Die Erfassung und Arretierung von Mischlingen hatte faktisch schon zu einem viel früheren Zeitpunkt des Krieges eingesetzt, auch wenn das damalige Vorgehen noch nicht Bestandteil eines systematisch durchgeführten Programms war wie 1944-45. Wie die nachfolgend erzählte Geschichte zeigt, gab es Mischlinge, die früher als andere erfuhren, was es bedeutete, in ein «Arbeitslager» gesteckt zu werden. Mischlinge, die in Österreich geboren waren und aufwuchsen und die daher bis 1938 keine Entrechtung und Diskriminierung erlebten, gehörten nach 1938 zu den Ersten, die sich zu einem Leben als Zwangsarbeiter verurteilt sahen. In besonderem Mass betraf dieses Schicksal Personen, die sich nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 aus Wien in europäische Nachbarländer absetzten. Die vierjährige Odyssee des Rudolf Klein, eines Wieners, dem es bevorstand, als Mischling abgestempelt zu werden, ist ein Kapitel für sich.

Rudolf Klein kam 1920 in Wien als Sohn von Bruno und Elisabeth Klein zur Welt. Seine Eltern, beide Mediziner, ermöglichten dem Jungen trotz der allgemeinen Armut, die damals in Wien herrschte, eine glückliche Kindheit. Rudolf wuchs zu einem begabten Schüler mit besonderem musikalischen Talent heran. Sein Traum war es, an der Wiener Universität Musikwissenschaft und Orgel zu studieren, und er nahm schon früh Privatstunden bei einem hoch geachteten Lehrer, Siegfried Oehlgiesser. Mit achtzehn machte Rudolf seine Matura, musste danach aber feststellen, dass nach dem «Anschluss» Österreichs ans Deutsche Reich die Staatsmacht seine Pläne durchkreuzte. Als Erstes musste Rudolf die Uniform des Reichsarbeitsdienstes (RAD) überstreifen und in einem

quasi-militärischen Milieu sein nationales Pflichtjahr ableisten. Zwar konnte er sich an der Universität seiner Heimatstadt für ein Musikstudium einschreiben, machte aber bald die Erfahrung, dass Juden und Mischlinge dort erheblich diskriminiert wurden. Auf Drängen seines Vaters ging er daher 1939 nach Brüssel, um am dortigen Conservatoire Royale weiter zu studieren. Sein Onkel Danny Brüll, der als Geschäftsmann in Hamburg lebte, den Rudolf sehr gern hatte und den er kurz zuvor besucht hatte, übersiedelte bald darauf ebenfalls nach Brüssel, um sich der Judenverfolgung in Deutschland zu entziehen.

Dass Rudolf dem vergrösserten Deutschen Reich den Rücken gekehrt hatte, war ein kluger Schritt gewesen. Das Problem war nur: Er war nicht weit genug gegangen. Deutsche Truppen besetzten im Mai 1940 die Niederlande, Belgien und Frankreich. In der Folge gehörte Rudolf zu den ersten jüdischen Mischlingen, die zu spüren bekamen, dass die Nazis sich ausserhalb der deutschen Grenzen nicht mit halbherzigen Massnahmen begnügten, wenn sie Halbjuden aufgriffen. Vom Frühjahr 1940 bis Anfang 1943 führte Rudolf ein Leben auf des Messers Schneide, zuerst als Häftling, dann als Insasse mehrerer Zwangsarbeitslager und schliesslich als Entlaufener auf der Flucht.<sup>12</sup>

Sein Dasein als Häftling verdankte Rudolf Klein ursprünglich ironischerweise nicht deutschen, sondern belgischen Behörden. Nach Ende des deutschen Westfeldzugs machte die belgische Polizei auf Geheiss der deutschen Besatzer alle Ausländer dingfest und internierten sie in einem Schulkomplex ausserhalb der belgischen Hauptstadt. Die Männer wurden dort von Frauen und Kindern getrennt und dann in Viehwaggons verladen, in denen sie eine qualvolle dreiwöchige Irrfahrt quer durch Frankreich absolvierten. Rudolf und sein Onkel Danny erreichten zusammen mit Hunderten weiteren, dicht zusammengedrängten Häftlingen schliesslich das Städtchen St. Cyprien bei Perpignan, wo die Pyrenäen ans Mittelmeer stossen. Klein schilderte die Reise so: «Schliesslich konnten wir den Zug verlassen, mussten das aber, wie ich hinzufügen muss, unter den unliebsamsten Umständen tun, denn die Viehwaggons waren beschriftet, als wären wir deutsche Kriegsgefangene. Die [französischen] Leute bewarfen uns mit Steinen. Wir wurden sehr schlecht versorgt und es waren viel zu viele Menschen in den Güterwaggons. Es war ziemlich scheusslich.»<sup>13</sup>

Der Aufenthalt der Unglücklichen in St. Cyprien dauerte mehrere Monate; sie wurden von französischen Gendarmen bewacht und durften das eingezäunte Gelände an der Küste nicht verlassen. Verglichen mit einigem, was Rudolf später erleben sollte, ging es ihnen gar nicht so schlecht. Sie hatten genug

zu essen, und eine Zeit lang konnten die Internierten sogar im Meer schwimmen, bis die Behörden auch zum Strand hin einen Zaun errichteten. Gegen die bohrende Langeweile organisierten die Insassen abendliche Unterhaltungsprogramme. Sie führten Kabarettnummern auf und machten ein Klavier ausfindig, sodass Rudolf die Darsteller begleiten konnte. Onkel Danny machte sich indes zunehmend grössere Sorgen über das, was ihnen möglicherweise bevorstand, und er erteilte seinem Neffen vorausblickende Ratschläge. Noch sei die Situation im Lager verhältnismässig harmlos, erklärte er, doch könnten sich die Dinge jederzeit zum Schlechteren ändern. Noch seien im Lager Juden und Nichtjuden zusammen untergebracht, doch irgendwann würden die Behörden die jüdischen Insassen aussortieren. Rudolf täte, obwohl katholisch getauft, gut daran, aus dem nicht besonders streng bewachten Lager zu türmen, bevor die Zeiten ungemütlicher würden. Rudolf hatte inzwischen erfahren, dass es einen Vetter von ihm, Paul Krummholz, der polnischer Staatsbürger war, ins nahe gelegene Perpignan verschlagen hatte. Von Onkel Danny dazu gedrängt, kontaktierte Rudolf ihn und erklärte ihm seine missliche Lage. Krummholz liess Rudolf Geld für eine Zugfahrkarte nach Marseille zukommen. Dort konnte er, so sein Plan, vielleicht untertauchen oder, noch besser, einen Weg ins aussereuropäische Ausland finden. Am nächsten Morgen robbte Rudolf unter dem nachlässig bewachten Lagerzaun hindurch, lief nach Perpignan und nahm den ersten Zug nach Marseille. Allein, im von Nazideutschland beherrschten Europa unterzutauchen, war nicht so einfach, wie er es sich gedacht hatte. Kaum in der Hafenstadt eingetroffen, wurde er von der französischen Polizei aufgegriffen und in ein *centre d'accueil* gesteckt, ein Internierungszentrum für Ausländer. Als dieses Zentrum kurze Zeit später geschlossen wurde, wurde er wieder nach Perpignan verlegt, doch landete er nicht wieder in dem Lager, aus dem er geflohen war. Seine neue Bleibe hiess Argèlès sur Mer. (Nach dem Krieg wurde daraus eine attraktive Ferienanlage für Touristen.) «Zu der Zeit war das Lager, das direkt am Meer lag, [...] ein fürchterlicher Ort», erinnerte Rudolf sich später. «Wir hatten nichts zu essen, oder kaum etwas. Wir lebten von dünner Rübensuppe. Ich blieb dort den ganzen Winter hindurch. Es gab dort keine eigentliche Baracken, nur primitive Blechhütten. Wir machten drinnen Feuer, um hin und wieder ein bisschen Wärme zu kriegen. Das war eine ganz schreckliche Zeit für mich, dieser Winter 1940-41.»<sup>14</sup> Der einzige Silberstreif am Horizont war der Umstand, dass es kein Lager speziell für Juden war. Onkel Danyns Voraussage war eingetroffen: Er und die anderen jüdischen Internierten

waren inzwischen in einem abgetrennten «Judenlager» gelandet, das streng bewacht wurde. Die Insassen von Rudolfs Lager bildeten eine eigenartige Mixtur. Die meisten waren Zigeuner (Sinti und Roma), ein kleinerer Teil spanische Loyalisten, die im Bürgerkrieg gegen Franco gekämpft, 1939 vor Franco geflohen und jetzt in Argelès interniert waren. Im Frühjahr 1941 wurden die spanischen Loyalisten mit vorgehaltener Waffe gezwungen, an Bord eines spanischen Kriegsschiffes zu gehen. Rudolf erfuhr nie, was aus ihnen wurde. Er und die Zigeuner blieben in Argelès.

In dieser Zeit lernte Rudolf Klein einen französischen Priester kennen, mit dem er öfter plauderte. Rückblickend gelangte er zu der Überzeugung, dass dieser Priester sich für ihn einsetzte, denn eines Tages wurde er unvermittelt zu einem Arbeitsamt in Beaucaire in der Provence überstellt. Glücklicherweise, dem schleichenden Hungertod in Argelès entronnen zu sein, musste Rudolf in Beaucaire mehrere Tage bangen Wartens überstehen, bis er zu einer Arbeit abkommandiert wurde. Sein Einsatzort war eine Aluminiumhütte in Salindre unweit des Landstädtchens Alès. Auf den ersten Blick schien dies eine Wende zum Besseren zu sein. Der Betrieb lag in der tiefsten Provinz, und es war kaum anzunehmen, dass die staatlichen Behörden sich intensiv mit ihm befassen würden. Doch die Arbeitsbedingungen in der Giesserei erwiesen sich als haarsträubend, und Rudolf merkte bald, dass er nur einen schrecklichen Verbannungsort gegen einen anderen eingetauscht hatte. Die Arbeiter in der Giesserei, überwiegend Analphabeten aus Vietnam, wurden *prestataires* genannt und durch die Bank schlecht behandelt. Sie verdienten lächerlich wenig, gerade genug, um das Kantinenessen bezahlen zu können, das auch noch ein fürchterlicher, ungeniessbarer Frass war. Bei der Verhüttung des Bauxits arbeiteten die Männer ohne Schutzkleidung und Masken, und das durch alle Arbeitsstadien hindurch, vom Roherz bis zum erschmolzenen Aluminium; sie waren dabei ständig Staub und Chemikalien ausgesetzt. Früher oder später erkrankten alle *prestataires*. Der Betrieb lief auf vollen Touren, in drei Schichten rund um die Uhr, sieben Tage die Woche, Aluminium für Deutschland produzierend. Auch Rudolf Kleins Gesundheitszustand verschlechterte sich, und er erinnerte sich später, regelmässig kalziumhaltige Spritzen bekommen zu haben, die einen völligen Zusammenbruch seines geschundenen Körpers verhindern sollten. Nach monatelanger körperlicher Schwerstarbeit erhielt Rudolf, weil er lesen und schreiben konnte, eine «Beförderung» und durfte von da an einen Hochtemperaturofen bedienen. Seine Tätigkeit bestand im Wesentlichen aus Kontrolle und Überwa-



chung der Technik, doch auch hier blieb er giftigen Stoffen ausgesetzt. Dann geschah ein kleines Wunder: Der stellvertretende Direktor des Werks bemerkte, wie schlecht es um Rudolfs Gesundheit stand, und veranlasste – so vermutete Rudolf jedenfalls, ohne es jemals sicher zu wissen – seine Einweisung in ein Sanatorium in Chambon sur Lignon im Departement Haute Loire.<sup>15</sup>

In dieser Kurklinik ging es Rudolf unendlich viel besser. Unter den Patienten waren viele Studenten, darunter auch jüdische, und man tauschte Erfahrungen und Informationen aus. Dieser vergleichsweise paradiesische Zustand währte freilich nur ein paar Wochen. Just in diesem Sommer 1942 schloss der Premierminister von Vichy-Frankreich, Pierre Laval, einen Handel mit den Nazis ab, der besagte, letztere würden französische Kriegsgefangene nach Frankreich zurückschicken, wenn Frankreich als Ersatz eine gleich grosse Zahl von Arbeitskräften nach Deutschland entsandte. Natürlich meldete sich dafür kein einziger Franzose freiwillig, mit der Folge, dass das Vichy-Regime, um das von Laval vereinbarte Tauschgeschäft realisieren zu können, gezielt auf Ausländer Zugriff, Nichtjuden ebenso wie Juden. Das Sanatorium, in dem Rudolf sich erholte, wurde plötzlich zum Schauplatz polizeilicher Durchsuchungen. Zum Glück hatten mehrere der Patienten Verbindung mit dem französischen Widerstand aufgenommen, der die Insassen vor jeder bevorstehenden Razzia warnte. Rudolf Klein war zwar Mischling, stand aber als getaufter Katholik noch nicht auf den behördlichen Listen und konnte somit im Sanatorium bleiben. Doch er spürte, wie die Schlinge sich zusammenzog. Nach einiger Zeit wurde die Schliessung der Kurklinik verkündet, und Rudolf erhielt ein amtliches Telegramm mit dem Befehl, in die Aluminiumhütte zurückzukehren. Was konnte er tun? Er nahm Verbindung zur Résistance auf, und diese schleuste ihn umgehend in ein Untergrund-Netzwerk ein, das sie in der Grossstadt St. Etienne aufgebaut hatte. Dort erwartete ihn ein nervenaufreibendes Dasein: Jede Nacht wechselte er die Unterkunft, tagsüber wanderte er viele Stunden lang durch die Strassen der Stadt. Mit Argusaugen hielt er nach polizeilichen Greiftruppen Ausschau und bemühte sich derweil, einen Eindruck von Zielbewusstheit zu vermitteln, während er ziellos die Stadt durchstreifte. Bei aller Dankbarkeit, die Rudolf gegenüber der Résistance empfand, wurde ihm doch bald klar, dass er auf verlorenem Posten stand, und er nahm sich vor, aus Frankreich abzuhauen. Eine ernüchternde Nachricht hatte ihn nach seiner Ankunft in St. Etienne erreicht: Sein geliebter Onkel Danny Brüll war einer jener armen Teufel, die im Zuge des Laval-Tauschgeschäfts den Deutschen in den Rachen ge-

worfen wurden. Der Transport, dem Danny zugeteilt wurde, kam nie in Deutschland an; er ging auf direktem Weg nach Auschwitz.<sup>16</sup>

Vom grausamen Schicksal seines Onkels alarmiert, beschloss Rudolf, dass seine einzige Chance auf Rettung in der Schweiz lag. Im Verlauf des Winters 1942-43 überschritt er die Schweizer Grenze nicht weniger als fünf Mal. Bei seinem ersten Versuch nahm er eine Fähre über den Genfer See, wurde aber bei der Ankunft angehalten und zurückgeschickt. Dann versuchte er es mit einer nächtlichen Bergtour von Chamonix aus, wurde erneut abgefangen und aus der Schweiz ausgewiesen. Beim dritten Versuch wählte er einen noch schwierigeren und abgelegeneren Übergang beim Montblanc-Massiv und gelangte ins Wallis, wurde dort aber entdeckt und erneut abgeschoben. In seiner Verzweiflung versuchte er es noch einmal über den Genfer See, wurde aber wieder erwischt. Nach jeder seiner Abschiebungen hatte er sich nur mit knapper Not einer Inhaftierung entziehen können. Seine flehentlichen Bitten an die Schweizer Behörden über seinen Status als jüdischer Mischling und die Gefahr, die ihm in Vichy-Frankreich drohte, hatten nichts genützt, und jetzt verschlimmerte sich die Situation noch einmal. Ende 1942 besetzten die Deutschen in Reaktion auf die alliierte Landung in Nordafrika auch die südliche Hälfte Frankreichs. Mit Hilfe der Résistance gelangte Rudolf zu Fuss in das entlegene Kloster von Saint Tamié in den Bergen von Hochsavoyen, hoch über Albertville; er war einer von sieben Flüchtlingen, die in diesem harten Winter dort Unterschlupf fanden. Es gab erbärmlich wenig zu essen, und so wurde die Gruppe der Flüchtlinge von Tag zu Tag schwächer. Rudolf erhielt schliesslich von der Résistance die Nachricht, sein Name stehe mittlerweile in der Schweiz auf einer Liste von Asylbewerbern. Mit dem letzten Rest an Kraft, der ihm geblieben war, schleppte er sich ein weiteres Mal über die Berge, dieses Mal unter wirklich gefährlichen winterlichen Bedingungen und stets auf der Hut vor deutschen Patrouillen. Als er vom Dorf Annemasse aus die Schweizer Grenze erreichte, traf er endlich auf ein freundliches Gesicht, das eines Pfarrers, der tatsächlich Rudolfs Namen auf der alles entscheidenden Asylliste fand. Seine katholische Mutter hatte den Erzbischof von Wien angefleht, Rudolfs Namen an den Vatikan zu übermitteln, der ihn wiederum an die Schweizer Behörden weitergeleitet hatte. Elisabeth Klein hatte mit ihrem Einsatz das Leben ihres Sohnes gerettet.<sup>17</sup>

Doch dessen Not hatte noch kein Ende. Die Schweizer steckten Rudolf Klein erst einmal in das Gefängnis Saint Antoine in Genf und verhörten ihn einen Monat lang intensiv. Die Ermittlungen, die die Schweizer aufgrund seiner Aus-

sagen anstellten, und seine Korrespondenz mit seinen Eltern, die sie akribisch durchleuchteten, überzeugten sie schliesslich, dass er ein «echter» Verfolgter war und kein Deserteur. (Er hatte zuvor sein Pflichtjahr beim deutschen RAD 1938 erwähnt.) Die Schweizer Behörden wiesen Rudolf schliesslich – ausgerechnet – in ein Arbeitslager ein. Offenbar war es ihm bestimmt, sein Leben als Gefangener zu verbringen. Allerdings gab Rudolf Klein später zu, dass die Verhältnisse in schweizerischen Arbeitslagern im Vergleich zu allem, was er vorher erlebt hatte, paradiesisch waren. Er kam wieder zu Kräften, während zugleich das nationalsozialistische Deutschland militärisch ins Hintertreffen geriet. Was er nicht ahnen konnte, war dass zum selben Zeitpunkt, da er das Schlimmste hinter sich hatte, für die übrigen 72.000 Mischlinge die bislang schwerste Phase ihres Überlebenskampfes in Hitlers Grossdeutschem Reich anbrach.<sup>18</sup>

### Mischlinge als Zwangsarbeiter im besetzten Frankreich

Rudolf Kleins schaurige Erlebnisse bildeten insofern eine Ausnahme, als sich für die meisten jüdischen Mischlinge in Deutschland die unsichtbare Schlinge erst in der zweiten Kriegshälfte um ihren Hals zusammenzog, nachdem ihre volljüdischen Angehörigen zum grössten Teil bereits in den Osten deportiert waren. Sporadisch trafen bei betroffenen Familien Briefe oder Karten mit der knappen Mitteilung ein, dass dieser oder jener ihrer Angehörigen 1942, 1943 oder 1944 an einer Lungenentzündung, Bronchitis, Herzmuskelschwäche, an Durchfall oder Ähnlichem verstorben sei. Verständlicherweise kamen die betroffenen Familien häufig zu dem Schluss, dass so viele Menschen mit bis dato robuster Gesundheit wohl kaum binnen so kurzer Zeit eines natürlichen Todes sterben konnten. Unterernährung, schwere Misshandlungen, katastrophale hygienische Zustände oder direkte Tötung waren weitaus wahrscheinlichere Ursachen. Man brauchte aber gar nicht so weit zu schauen, um Indizien für eine sich verschärfende Verfolgung der Mischlinge zu entdecken. In die nationalsozialistische Propaganda mischten sich zunehmend schrillere Töne, als sich das Kriegsglück gegen Deutschland zu wenden begann, und parallel dazu steigerte sich der Fanatismus derer, die den harten Kern der NSDAP bildeten. Dies wurde besonders deutlich nach dem sowjetischen Triumph in Stalingrad Anfang 1943. Dazu kamen verheerende alliierte Luftangriffe auf deutsche Städte, die für viele Deutsche den Krieg vor die eigene Haustür brachten. Die Nazis

dürsteten nach Rache und hielten in der eigenen Bevölkerung Ausschau nach möglichen Sündenböcken. Es war dieser Hintergrund, vor dem Funktionäre aus Hitlers Parteikanzlei auf die Idee verfielen, die männlichen deutschen Mischlinge als Zwangsarbeiter zu rekrutieren und sie für die Erledigung strapaziöser Vorhaben einzusetzen. In den Augen der Fanatiker waren sie schliesslich «Drückeberger», die sich dem Wehrdienst entzogen hatten.<sup>19</sup>

Werner Jentsch, der 1940-41 in Frankreich und auf dem Balkan als Infanterist gekämpft hatte, gehörte zu den in der Wehrmacht dienenden Mischlingen, die diese neue Welle nationalsozialistischer Rachsucht zu spüren bekamen. Man hatte ihn, den verdienten Frontsoldaten, als unehrenhaft Entlassenen nach Deutschland zurückgeschickt, wo er sich in seiner Heimatstadt Halle an der Saale fast drei Jahre lang als Gelegenheitsarbeiter durchschlug. Dann, im Juni 1944, erhielt er von der Gestapo den Befehl, sich bei der Organisation Todt (OT), dem staatlichen Baukonzern der Nazis, zu melden.<sup>20</sup> OTler trugen eine eigene braune Uniform, und bis zu dem Zeitpunkt, als Jentsch und andere Mischlinge als «OT-Bastarde» in die Organisation hineingepresst wurden, hatte sie als eine Art Elitekorps für loyale Nazis aus der Arbeiterschaft gegolten. Dank der starken Vermehrung kriegswichtiger Bauprojekte im deutsch besetzten Europa gewann die OT bis 1944 immer mehr an Bedeutung; gleichzeitig litt Deutschland um diese Zeit an akutem Arbeitskräftemangel. Das war mit ein Grund dafür, dass die Parteifanatiker Hitler zu überzeugen versuchten, es sei jetzt an der Zeit, mit der Politik der Samthandschuhe gegenüber den Mischlingen aufzuhören. Einmal in die OT rekrutiert, erhielten Mischlinge, genau wie die in den Reihen der OT gelandeten Fremdarbeiter, dürftige Essensrationen und mussten unter gefährlichen und ungesicherten Arbeitsbedingungen schuften. Nominell traf es zwar zu, dass Funktionäre der OT die Arbeitseinsätze leiteten, doch im Alltag waren es bewaffnete Wachtposten, oftmals SS-Männer, die das Kommando hatten. Mit welchen Arbeiten die OT-Hundertschaften betraut wurden, hing sehr stark davon ab, in welcher Region sie stationiert waren und welche Phase des Krieges man schrieb. Eines hatten jedoch alle für die OT rekrutierten Mischlinge gemeinsam: Sie waren verachtete Zwangsarbeiter, die von heute auf morgen in irgendwelche andere Lager verschoben werden konnten.

Werner Jentschs Hundertschaft wurde 1944 als einer der ersten Verbände dieses Typs aufgestellt. Nachdem die Alliierten in der Phase der Vorbereitung auf ihre Landung an der Küste der Normandie französische Schienenstrecken

intensiv bombardiert hatten, wurden Werner und seine Kameraden im Norden Frankreichs bei deren Reparatur eingesetzt. Nach ihrer Ankunft stellten sie fest, dass eine Wiederherrichtung der Schienenwege und Güterbahnhöfe erhebliche Erdarbeiten erforderte. Infolge der alliierten Lufthoheit war die Arbeit stets gefährlich, und da die SS-Wachmannschaften den OTlern – in dieser Hundertschaft dienten überwiegend Mischlinge – nicht erlaubten, bei Luftangriffen in Deckung zu gehen, war die Gefahr doppelt gross. Jentschs Hundertschaft erlitt Dutzende unnötiger Verluste, weil die Männer ungeschützt Weiterarbeiten mussten, während ihre gewissenlosen SS-Bewacher in Kellern Zuflucht suchten. Jentsch hatte Glück. Er überlebte die Bomben- und Tieffliegerangriffe unverletzt.

Nachdem im August 1944 der englisch-amerikanische Vormarsch aus der Normandie begonnen hatte, registrierten Jentsch und seine Leidensgenossen subtile Veränderungen im Verhalten ihrer Bewacher. Sie bemerkten, zunächst belustigt, dann mit zunehmender Faszination, das die SS-Schergen sich bei den häufiger werdenden Fliegerangriffen immer weiter von der Baustelle entfernten. Trotzdem kamen Fluchtversuche für die Gefangenen nicht in Frage – die SS-Leute hatten weitreichende Waffen und machten von ihnen Gebrauch. Jentsch und seine Kameraden beschlossen, abzuwarten und die Augen offen zu halten. Sollte die Front nahe genug heranrücken, so könnten sie in eine günstige taktische Lage kommen – es könnte sich die Chance ergeben, sich in einem Versteck zu verkriechen und sich von den vorrückenden alliierten Truppen einfach überrollen zu lassen. Es würde sicher ein riskantes Unterfangen sein, aber unter der Kontrolle der SS zu bleiben, erschien ihnen noch riskanter. Schliesslich, an einem Augustnachmittag, hörten einige aus Werners Hundertschaft in der Ferne das Grollen alliierter Artillerie. Fortgesetzte Fliegerangriffe schürten die Nervosität der SS-Wachmannschaft. Die Baustelle war ein Abschnitt einer Bahnlinie, die an dieser Stelle parallel zu einer asphaltierten Strasse verlief. Ganz in der Nähe befand sich ein riesiger Bombenkrater. Er war zu gross, als dass man hätte annehmen können, eine der anderen OT-Hundertschaften könne ihn noch im Lauf des Tages auffüllen. Am Abend erörterten Jentsch und seine Kameraden, während sie ihre Ration verzehrten, in verklausulierter Sprache ihre Optionen. In aufgeregter Erwartung dessen, was der nächste Tag bringen würde, legten sie sich schlafen.

In der Morgendämmerung schulterten die Männer ihre Werkzeuge und marschierten unter der üblichen Bewachung zur Baustelle. Sie waren noch keine

Stunde bei der Arbeit, als am westlichen Horizonte Blitze aufzuckten, gefolgt nach wenigen Sekunden vom schrillen Pfeifen fliegender Granaten. Die SS-Wachtposten zogen sich ein gutes Stück von der Baustelle zurück. Jentsch schaute sich um und gelangte zu dem Schluss, dass seine Gruppe im Moment dem Artilleriebeschuss am schutzlosesten von allen ausgesetzt war. Die Wachmannschaften hatten sich in den Schutz der rechts neben dem Gleisbett abfallenden Böschung verzogen. Auf der anderen Seite des Schienenwegs waren die Strasse und der grosse Bombenrichter. Wenn die Männer jetzt entschlossen und konzentriert handelten, konnten sie losrennen, die höhergelegene Strasse überqueren und den Krater erreichen. Jentsch, in der Gruppe der einzige Soldat mit Fronterfahrung, gab das verabredete Signal, und die Männer rannten gemeinsam los. Es war ein rundes Dutzend von ihnen, gekleidet in dunkelbraune OT-Anzüge, die Sekunden später über den Rand ins Innere des Bombenrichters hechteten. Sie hatten einen unwiderruflichen Schritt getan. Im Niemandsland festgenagelt, konnten sie nur abwarten, was als Nächstes passierte. Wenn die nächsten Bewaffneten, die auftauchten, schwarze Uniformen trugen, dann waren sie alle tote Männer. Wenn es Engländer oder Amerikaner waren, hatten sie bessere Aussichten, auch wenn Jentsch als ehemaliger Soldat wusste, dass unter Feuer vorstürmende Truppen lieber einmal zu viel als einmal zu wenig auf den Abzug drückten. Er und seine Kameraden befanden sich so oder so in grosse Gefahr.<sup>21</sup>

Nach einiger Zeit hörte der Artilleriebeschuss auf, und an die Stelle des Geschützdonners trat das Röhren schwerer Motoren. Erdbrocken, die die Kraterwände herabrollten, liessen darauf schliessen, dass schwere Fahrzeuge in der Nähe vorbeirollten. Dies ging über eine halbe Stunde so, und nach aller Logik war anzunehmen, dass die SS-Schergen das Weite gesucht hatten. Vorsichtig krochen sie zum Kraterand und spähten über die Kante. Eine scheinbar unendlich lange Kolonne amerikanischer Panzer war zu sehen, und einige ihrer Geschütze schwenkten herum und richteten sich auf die Zwangsarbeiten. Mit erhobenen Händen trotteten diese in Richtung Strasse und kamen zitternd vor einem schneidigen jungen US-Unterleutnant zum Stehen. Die Männer, die alle die braune OT-Uniform trugen, versuchten mit Händen und Füßen, ihrem Gegenüber verständlich zu machen, dass sie Mischlinge und Zwangsarbeiter waren. Allein, der Unterleutnant verstand nichts und hielt die aufgeregt durcheinander redenden Männer für versprengte Reste einer militärischen Nachhut. Die Folge war, dass Jentsch und seine Leidensgenossen den Rest des Krieges in einem Gefangenenlager im Osten Frankreichs zubrachten – inmitten Tausen-

der internierter SS-Veteranen, darunter auch manche, die bis vor Kurzem noch Arbeitskommandos von Mischlingen bewacht hatten.<sup>22</sup>

Wie Werner Jentsch, fand sich auch Klaus Muehlfelder aus Berlin-Reinickendorf Ende 1944 als OT-Zwangsarbeiter zwischen den Schlachtfeldern Nordfrankreichs wieder. Der Arztsohn war ein guter Schüler gewesen, doch durften Mischlinge spätestens ab 1943 in Deutschland keine weiterführenden Schulen mehr besuchen. Als Mischling auch nicht zum Wehrdienst zugelassen, sah der 15jährige Klaus zu, wie seine ehemaligen Klassenkameraden als Flakhelfer eingezogen wurden. Klaus begann eine Lehre als Fernmeldemonteur bei der Firma *Telefon & Normalzeit*. Obwohl die Arbeit dieser Firma als hoch rüstungswichtig eingestuft war, erhielt Klaus im Juni 1944 Post von der Gestapo mit dem Befehl, sich zum Einsatz bei der OT zu melden. Mit gebrauchter Arbeitskleidung ausgestattet, wurde er zusammen mit ein paar Hundert weiteren OT-Rekruten nach Paris verfrachtet. Dort wurden sie in einer ehemaligen französischen Heereskaserne untergebracht, der düsteren *Caserne Mortier*, in der Klaus seinen siebzehnten Geburtstag wenn auch nicht feierte, dann doch zumindest erlebte. Er war das jüngste Mitglied der 33. OT-Hundertschaft.<sup>23</sup>

Wie Klaus in der Folge feststellte, war diese Einheit ein höchst kurioses Sammelsurium. Zu mehr als der Hälfte bestand sie aus Mischlingen wie ihm. Dazu kamen Ehemänner, die es abgelehnt hatten, sich von ihrer jüdischen Frau scheiden zu lassen, Homosexuelle und auch gewöhnliche Kriminelle, darunter einige, die äusserst gewalttätig waren. Vom Moment seiner Aufnahme in die OT an musste Klaus sich mit Männern aus allen erdenklichen Lebensbereichen auseinandersetzen, mit denen er unter normalen Umständen niemals zusammengekommen wäre. Zu seinem Glück lernte er gleich am ersten Tag seines Zwangsarbeiterdaseins einen jungen Mann kennen, der wie er aus einer intakten Familie stammte und dem es ebenfalls schwerfiel, sich an die überwiegend raubeinigen neuen Kameraden zu gewöhnen. Die beiden Jungen freundeten sich an und halfen einander, zu überleben.<sup>24</sup>

Aus ganz Mitteldeutschland wurden im Zuge dieser ersten grossen Zwangsrekrutierungswelle für die OT Hunderte so genannter Mischlinge in der *Caserne Mortier* konzentriert. Die Häftlinge selbst sprachen übrigens nicht von einer «Kaserne», hätte dieser Begriff doch eine reguläre militärische Einrichtung suggeriert. Sie nannten ihren Haftort vielmehr ein Lager. Horst R. aus Danzig und Horst P. aus Dresden waren beide im mittleren Alter und trafen mit

demselben Mischlingstransport in der *Caserne Mortier* ein wie der Ex-Soldat Jentsch und der junge Muehlfelder. Die meisten kamen aus mittleren Regionen Deutschlands, es waren aber auch etliche aus Berlin und Hamburg dabei. Die beiden Horsts waren Ende April 1944 von der Gestapo festgenommen worden und landeten nun in ein und derselben OT-Hundertschaft, die bei der Instandsetzung französischer Eisenbahnstrecken eingesetzt wurde. Horst R. erzählte später, seine Gruppe sei anfänglich in St. Cloud, einem Vorort von Paris, eingesetzt gewesen. Später im Sommer 1944, nach ihrer Ausquartierung aus dem Lager Mortier, seien sie im Gleichschritt mit den sich nach Belgien zurückziehenden deutschen Truppen immer weiter nach Norden und Osten verlegt worden. Ende August reichten sich Hunderte Mischlinge als Mitglieder kleiner Bautrupps entlang französischer Bahnstrecken auf, die sie im Zuge des auf breiter Front erfolgenden deutschen Rückzuges notdürftig reparierten.<sup>25</sup>

Klaus Muehlfelders Hundertschaft bekam zunächst die Aufgabe, bei Beauvais und Soissons Gleisstrecken von Trümmern und Schutt zu befreien. Wie bei der OT üblich, schuftete seine Arbeitsgruppe von früh bis abends fast ohne Pause und mit kärglicher Verpflegung, von ihren SS-Wächtern argwöhnisch beäugt. Wie Hunderte andere Häftlinge, sammelten auch sie Erfahrungen mit angreifenden alliierten Tieffliegern. Ende August schlossen sie sich dem allgemeinen Rückzug gen Norden und Osten an; um diese Zeit hörten sie auch erstmals aus der Ferne Geschützdonner. Eines Morgens registrierten sie eine seltsame Stille um sich herum, als sie in ihrem primitiven Nachtquartier aufwachten. Ihre SS-Bewacher hatten sich ebenso davongemacht wie ihre zivilen Vorgesetzten von der OT. Die Häftlinge waren jetzt auf sich allein gestellt! In diesem Moment machte sich totale Konfusion breit. Manche entschieden sich, an Ort und Stelle zu bleiben und auf die Alliierten zu warten. Andere, wie Klaus, waren hin und her gerissen. Der Wunsch, die Familie wieder zu sehen, war gross, Gerüchte wollten von einem baldigen Ende des Krieges wissen. So machten sich Klaus und mehrere andere aus seiner OT-Hundertschaft, anders als Werner Jentsch und seine Freunde, zu einem höchst unsicheren Fussmarsch zurück nach Deutschland auf.<sup>26</sup>

In ihren schlichten Arbeitsuniformen und mit den Umhängebeutel, in denen sie ihre wenigen Habseligkeiten trugen, sahen Klaus und seine paar Mitstreiter aus wie versprengte Nachzügler einer besiegten Truppe. Sie hatten keine Marschbefehle bei sich, und auch wenn jeder von ihnen ein Arbeitsbuch und einen Wehrpass besass, garantierten diese Papiere wohl kaum ein sicheres



Durchkommen. Hinzu kam, dass jeder von ihnen in seinem Wehrpass einen dicken Stempel hatte mit dem Vermerk «n.z.v.», was bedeutete: «Nicht zu verwenden» – für jeden Vertreter der Staatsmacht ein deutlicher Hinweis darauf, dass der Passinhaber als «wehrunwürdig» eingestuft, also vermutlich ein «Nichtarier» war. Akute Probleme bereitete ihnen jedoch nicht so sehr die Qualität ihrer Papiere als das schiere Chaos, in das der deutsche Truppenrückzug ausartete. Letzteres konnte ihnen die Rückkehr nach Deutschland freilich auch erleichtern.<sup>27</sup>

Anfänglich waren sie zu Fuss unterwegs; meist mischten sie sich dabei unter versprengte Soldaten. Als sie einmal alleine auf einer verlassenen Landstrasse im äussersten Norden Frankreichs marschierten, hatten sie das Glück, dass ein für die Luftwaffe fahrender Lastwagen anhielt und sie mitnahm – der Fahrer hatte wohl Mitleid, weil einige aus der Gruppe in ihren rohen Holzpantinen mehr schlecht als recht voranhumpelten. Der liebenswürdige Fahrer lieferte sie an einem belgischen Bahnhof ab, wo sie einen Zug erwischten, der sie ostwärts nach Bastogne brachte. Von dort aus marschierte die Gruppe zu Fuss weiter nach Luxemburg, ohne unterwegs auf irgendwelche Strassensperren oder Kontrollposten zu stossen.

Bis zu diesem Punkt ihrer Reise ins Ungewisse hatten die Mischlinge aus Klaus Muehlfelders OT-Hundertschaft mehr Glück gehabt als etliche andere, deren OT-Karriere ebenfalls im Juni 1944 in der *Caserne Mortier* begonnen hatte. Horst R. und Horst P. mussten bei ihrer Hundertschaft eine besonders sadistische Sorte von Bewachern erdulden, darunter Auslandsfreiwillige (vor allem Franzosen), die sich bei der SS und beim SD verdingt hatten. In einem ihrer OT-Lager gerieten sie unter die Knute eines berüchtigten SD-Mannes, der den Spitznamen «Henker von Prag» trug. Es ging das Gerücht, der Mann habe die Liquidierung von Juden in der Tschechei organisiert. Horst R. registrierte, dass alle OT-Lager, in denen seine Hundertschaft untergebracht wurde, wie Konzentrationslager aussahen, eingefriedet mit jeder Menge Stacheldraht und bemannt mit zahlreichen Wachtposten. Im belgischen Amersfoort, einer ihrer letzten Stationen vor der Rückverlagerung nach Deutschland, trafen sie auf Wachmannschaften, die offenbar besonders erpicht darauf waren, Mischlinge zu misshandeln. Die Insassen von OT-Lagern in Frankreich waren es bei Gott gewohnt, roh behandelt zu werden. In St. Cloud bestand, wie Horst R. sich erinnerte, eine von den Wachmannschaften gerne praktizierte Form der Bestrafung darin, dass ein Häftling mit einer Trage voll Steinen auf dem Rücken im Inneren eines engen Drahtverhaus im Kreis laufen musste. Scharf gemachte

Hunde wurden auf den armen Teufel losgelassen, wenn er nicht schnell genug rannte. Die Wachleute hatten die Hunde darauf abgerichtet, die Häftlinge in Beine und Fersen zu beißen. Im Gegensatz zu Häftlingen aus anderen OT-Hundertschaften, die im turbulenten Sommer 1944 türmten, fanden die beiden Horsts und ihre Mischlingskameraden keine Gelegenheit zur Flucht. Sie machten den gesamten Rückzug quer durch Belgien mit, bis ihre Hundertschaft im Januar 1945 unter schwerer Bewachung wieder deutschen Boden betrat. Zu diesem Zeitpunkt fanden die «Heimkehrer» in einem in die Niederlage versinkenden Deutschland chaotische Verhältnisse vor, und so überlebten sie.<sup>28</sup>

Klaus Muehlfelder und seine Begleiter hatten derweil nach wie vor das Glück auf ihrer Seite. In Luxemburg taten sie eine neue Identität für sich auf. Sie gaben sich als Bauarbeiter aus (die sie in einem gewissen Sinn ja auch waren) und stellten sich als solche den örtlichen NS-Behörden vor. Dabei stellten sie fest, dass der Ortsgruppenleiter und seine Mitarbeiter gerade Vorkehrungen trafen, sich nach Deutschland abzusetzen. Klaus und seine Gruppe halfen den um ihr Leben fürchtenden Nazis, ihre Besitztümer auf Lastwagen zu verladen; dem verantwortlichen Funktionär machten sie weis, sie hätten Befehl erhalten, sich zu ihrem Bauunternehmen in Saarbrücken durchzuschlagen. Ob er ihnen helfen könne? Mit Erlaubnis des dankbaren Ortsgruppenleiters verbrachten sie die Nacht im Luxemburger Parteihauptquartier und bestiegen am nächsten Morgen einen schweren Lastwagen. Unterwegs dachten sie sich für den Fahrer eine neue Legende aus, sodass dieser sie schliesslich bis nach Koblenz am Rhein chauffierte. Die chaotischen Verhältnisse an der zusammenbrechenden Front hatten sie hier hinter sich, sodass sie von nun an auf orthodoxere Reismöglichkeiten zurückgreifen mussten. Um nicht aufzufallen, trennten sie sich und nahmen einzeln oder in Zweiergruppen unterschiedliche Züge. Klaus und einige andere, die nach Berlin wollten, besorgten sich Fahrkarten und fuhren mit dem D-Zug bis zum Anhalter Bahnhof. Einmal erlebten sie eine Schrecksekunde, als sie von Militärpolizei und Gestapo durchsucht wurden. Dank ihrer Arbeitspapiere blieben sie unbehelligt. (Den Wehrpass, der sie verraten hätte, hatten sie wohlweislich verschwinden lassen.) Kurz vor der Ankunft in Berlin trafen Klaus und seine Reisegefährten eine weitere gute Entscheidung. Ihnen war klar, dass die Fahrgäste, die am Anhalter Bahnhof ausstiegen, strenge Sicherheitskontrollen passieren mussten. Da sie Berliner waren und sich auskannten, verliessen sie den Zug bereits in Potsdam und fuhren von dort aus mit der S-Bahn weiter. Eine halbe Stunde später waren sie in Berlin. Klaus stieg in einen anderen Zug um, der ihn in den Vorort Waidmannslust brachte. Dort

wandte er sich vom Bahnsteig aus zum Bahnhofsausgang. Was er auf dem Weg dorthin erblickte, liess ihn fast zusammenbrechen. Direkt vor ihm bewegte sich eine vertraute Person just auf denselben Ausgang zu. In diesem Moment drehte sich der Mann, Klaus' Vater, um – und blieb sprachlos stehen. Vater und Sohn umarmten sich und gingen dann zusammen nach Hause, um mit Frau Muehlfelder das glückliche Wiedersehen zu feiern.<sup>29</sup>

Klaus hatte mit Glück und Geschick den Weg nach Hause gefunden, doch in einem Punkt hatte er sich, wie viele andere auch, geirrt. Der Zweite Weltkrieg war noch nicht vorüber, zumindest nicht zu dieser Zeit und an diesem Ort, nämlich im September 1944 in Berlin. Die Fronten stabilisierten sich noch einmal, und das schreckliche Blutvergiessen ging weiter. Klaus spielte mit dem Gedanken, in den Untergrund abzutauchen. Seine Eltern redeten es ihm aus. Die Familie wählte eine einfachere Strategie: Klaus solle einfach zu seiner alten Firma TN zurückkehren und Weiterarbeiten, als sei nichts geschehen. Zögernd liess der Junge sich darauf ein, und erstaunlicherweise funktionierte dieser Plan – einen Monat lang. Dann, im Oktober 1944, erliess Heinrich Himmler seine trotzige Proklamation, mit der alle noch verbliebenen Schlupflöcher für Mischlinge geschlossen wurden. Wieder schwärmten die Häscher der Gestapo aus. Klaus Muehlfelder fand in seinem Briefkasten erneut einen Einberufungsbefehl für die OT. Am Tag vor seiner Musterung rauchte er stundenlang starken Tabak, bis er sich sterbenskrank fühlte. Die Musterungsärzte stellten fest, dass seine Gesundheit angegriffen war, und attestierten ihm körperliche Untauglichkeit für jegliche Art von Dienst.<sup>30</sup>

Damit war die Sache für ihn jedoch noch nicht erledigt. Die Gestapo unterzog ihn einem strengen Verhör und versuchte mit List und Tücke, ihm das Eingeständnis zu entlocken, dass seine Krankheit vorgespielt war. Doch Klaus, der in den vergangenen Monaten eine harte Schule durchlaufen hatte, liess sich nicht ins Bockshorn jagen. Die Gestapo liess ihn nach Hause gehen, bestellte ihn aber wenige Tage später zu einer weiteren ärztlichen Musterung ein. Obwohl er sich vor Tabak mittlerweile ekelte, unterwarf er sich einer erneuten Qualmbehandlung, und dieses Mal führte sie zu seiner endgültigen Absolution: Die OT-Arzte erklärten ihn für untauglich aus Gesundheitsgründen. Klaus Muehlfelder kam bei einer Firma unter, die Bauteile für Gewächshäuser herstellte, und überlebte den Krieg im heimatlichen Berlin. Nur wenige Mischlinge, die auf den Rekrutierungslisten für die Organisation Todt standen, vollbrachten dieses Kunststück.<sup>31</sup>

## Zwangsarbeitslager für Mischlinge in Hitlers Deutschland

In einer Hinsicht waren die Erfahrungen von Mischlingen wie Werner Jentsch, Klaus Muehlfelder, Horst R. und Horst P. untypisch. Sie waren schon im Frühsommer 1944 für den Dienst in der OT zwangsrekrutiert worden, mehrere Monate vor dem Gros ihrer Mischlingsgenossen. Deren Einziehung in grossem Stil erfolgte erst im Herbst 1944, ergänzt durch weitere kleinere Einberufungswellen im Verlauf des Winters 1944-45. Während für die Mischlinge selbst die Zwangsrekrutierung und Internierung als De-facto-Arbeitssklaven eine Schicksalswende darstellte, bemerkte die deutsche «Normalbevölkerung» kaum etwas davon. Die Zwangsrekrutierungen für die OT fielen zeitlich mit der Einberufung aller noch irgendwie greifbaren Reservisten, Veteranen und Jugendlichen in die in aller Eile aufgestellten und im Zeitraffer ausgebildeten Volksgrenadierdivisionen bzw. in den Volkssturm zusammen, in den die Leute fast ohne militärisches Training geschickt wurden. Im Zuge der Rekrutierungskampagne für den Volkssturm fanden im Oktober und November 1944 überall in Deutschland Massendemonstrationen und Aufnahmezeremonien statt.<sup>32</sup> In diesem letzten Stadium des Krieges wurden auch noch zahlreiche andere quasi-militärische Formationen aus dem Hut gezaubert. Immerhin verfügte Deutschland, dessen eigene Personalreserven an allen Fronten und in allen Bereichen aufgezehrt waren, über ein Millionenheer von Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen; aus diesen wurden nun Legionen zusammengestellt, die 1944 und 1945 in zerlumpten Uniformen kreuz und quer durch Deutschland marschierten. Unter den Augen der Öffentlichkeit verrichteten diese letzten Aufgebote schwere körperliche Arbeiten aller Art, oft unter bewaffneter Bewachung. Die Zwangsrekrutierung der Mischlinge fiel unter diesen Umständen längst nicht so auf, wie dies in ruhigeren Zeiten der Fall gewesen wäre. Viele Mischlinge, die erst gegen Ende 1944 zur Zwangsarbeit eingezogen wurden, zogen insofern das etwas bessere Los, als ihre Einsatzorte in der Regel nicht allzu weit von ihrem Wohnort entfernt waren. Der Berliner Otto Hess zum Beispiel, der wie Werner Jentsch 1939-40 in der Wehrmacht gedient hatte und nach dem Frankreich-Feldzug unehrenhaft entlassen worden war, hatte danach wieder in seinem Vorkriegsberuf gearbeitet, in der Werbeabteilung der Schallplattenfirma Telefunken in Berlin. Hess machte seine Arbeit ausgezeichnet, und sein Vorgesetzter, auf dem Papier Parteimitglied, betraute ihn mit Sonderaufgaben. Doch dann erhielt Hess, wie Hunderte andere Berliner Mischlinge, die vom Schleppnetz für das

letzte Aufgebot erfasst wurden, Befehl, sich zwecks Aufnahme in die OT an einer Erfassungsstelle im Berliner Vorort Eichkamp einzufinden.<sup>33</sup>

In ganz Berlin spielten sich analoge Szenarien ab. Horst Hartwich, der nach seiner Verweisung von der Schule 1943 sein Geld mit Aushilfsarbeiten verdiente (und der seither zweimal nach Bombenangriffen verschüttet gewesen war und mit viel Glück überlebt hatte), gehörte zu den unglücklichen Mischlingen, die wie Hess in Eichkamp gemustert wurden. Ein Arzt warf einen flüchtigen Blick auf die entblösten Körper, während sein Hauptinteresse einer hübschen Krankenschwester galt. Doch alles, was die Situation an latenter Komik in sich barg, wurde hinfällig, als der Mediziner verkündete, alle Anwesenden seien «frontarbeitsfähig». Hartwich, Hess und die anderen wurden fotografiert – auf ihre eigenen Kosten – und bekamen ihre Dienstbücher ausgehändigt. Diese waren nicht nur mit «OT» gekennzeichnet, sondern auch mit einem unübersehbaren «B», das für «Bastard» stand. Keiner der Rekrutierten wusste, was man mit ihnen vorhatte, und so kursierten in ihren Reihen die wildesten Gerüchte. Manche meinten, der Ausdruck «frontarbeitsfähig» bedeutete, dass sie ein Gewehr in die Hand gedrückt bekämen und an die Front geschickt würden. Andere waren sicher, das B stehe für Buchenwald und sie hätten bereits die einfache Fahrkarte in die Gaskammer in der Tasche. Allein, die NS-Behörden liessen sie alle ins Leere laufen, indem sie sie nach Hause gehen liessen.<sup>34</sup>

Ihr Aufenthalt zu Hause gestaltete sich allerdings kurz. Am 7. November 1944 versammelte sich in Eichkamp eine nach Hunderten zählende, bunt zusammengewürfelte Schar von Männern in mehr oder weniger schäbigen Zivilkleidern. Sie erhielten Essensrationen und wurden dann nach Berlin-Grünwald in Marsch gesetzt, wo eine weitere Überraschung auf sie wartete. Am Bahnhof Grünwald stand ein Personenzug, dessen Waggons in dieser Kriegszeit einen unerwarteten Luxus darstellten. Nach längerem Warten dampfte der Zug endlich ab, mit unbekanntem Ziel nach Westen. Einer von Horsts Reisegefährten war Hans Hempel, der erst vor Kurzem aus einem jahrelangen Exil in der Türkei zurückgekehrt war. Er hatte offensichtlich, obwohl ein Mischling, noch keine Erfahrungen mit nationalsozialistischer Brutalität gemacht, denn er stimmte frohgemut ein bekanntes englisches Soldatenlied an: «Were going to hang out our washing on the Siegfried Line! Have you any extra washing, Mother dear?» Aus dem Häuschen über so viel Tollkühnheit, sprangen die anderen Insassen des Wagens auf und brachen in Jubel aus. Viele fielen in den Gesang ein, und bald schmetterte der ganze Zug den Refrain. Irgendwann wur-

de aus dem ersten Waggon die Parole durchgegeben, es sei vielleicht besser, die Wachmannschaften nicht länger zu provozieren. Zögernd nahmen sich die Sänger die Warnung zu Herzen, und es kehrte wieder Ruhe ein. Bis dahin hatten die jüdischen Mischlinge in Deutschland ihre Entrechtung und Verfolgung durch die Nazis isoliert voneinander erdulden müssen. Wenn das, was jetzt mit ihnen passierte, einen erfreulichen Aspekt hatte, dann den, dass sie jetzt zumindest nicht mehr allein waren. Gemeinsam fühlten sie sich stärker.

Um 3 Uhr nachts rollte der Zug in einen Bahnhof mit dem Schild «Zerbst» ein. Zerbst ist eine Kleinstadt östlich von Magdeburg. «Aussteigen!» schnarrten die Wachleute. Die OT-Zwangsarbeiter stiegen auf die Pritschen von Lastwagen um. Nach halbstündiger Fahrt hielten die Laster auf dem Gelände eines grossen Flugplatzes; die Männer stiegen ab und schlurften müde durch die Kälte in eine grosse Halle, wo sie befehlsgemäss Stillständen und warteten. Bei Tagesanbruch wurde Horst Hartwich einer kleinen Gruppe zugeteilt, der die Aufseher eine flache Baracke als Quartier zuwiesen, doch als sie sie betraten, stellten sie fest, dass sie bereits voll war. Es war ein bedrückender Ort, umso mehr, als einer der Ankömmlinge vor ihren Augen Selbstmord beging. Da sie in dieser Baracke nicht einmal Platz für das Abstellen ihrer Bündel fanden, wurden sie schliesslich zu einer anderen, noch schäbigeren Hütte umgeleitet, wo sich jeweils zehn von ihnen eine Nische mit Kojen teilten.

Später an diesem Morgen, nach einer schlaflosen Nacht und ohne Frühstück, standen sie vor ihren neuen Kommandeuren und erfuhren endlich, welche Aufgabe ihnen zugedacht war. Das Deutsche Reich hatte im Westen etliche Luftstützpunkte eingebüsst, deshalb baute die Organisation Todt andere Flugplätze für die Luftwaffe aus. Zu den ersten Dingen, die den Männern eingeschärft wurden, gehörten die im Lager geltenden Verbote. Zwangsarbeiter durften nicht mit regulärem OT-Personal und auch nicht mit den Wachmannschaften reden. Jeder Kontakt mit arischen Frauen war ihnen verboten (aber es waren ohnehin keine Frauen da). Für Briefe und Karten bestand eine strenge Zensur. Ohne weitere Umstände mussten sie mit der Arbeit beginnen, schlotternd vor Kälte in ihren dünnen Klamotten. Nachts war es nicht besser, da fröstelten die Männer in ihrer ungeheizten Hütte.<sup>35</sup>

In diesen Zerbster Tagen schlossen viele Berliner Mischlinge erstmals Bekanntschaft miteinander. Otto Hess lernte zukünftige Freunde wie Horst Hartwich und Hanns-Peter Herz kennen. Die Heilmann-Brüder, Peter und Ernst Ludwig, waren ebenso dort wie die Brüder von Thekla Brandt. Hanns-Peter

Herz erinnerte sich später daran, wie die bedauernswerten Insassen des Lagers über jedes zusätzliche Kleidungsstück, das sie ergattern konnten, froh waren, und seien es Teile alter italienischer Heeresuniformen. Lederschuhe waren zu einem Luxusgut geworden. Viele trugen Holzpantinen.<sup>36</sup> Wie anderswo, wurden auch in Zerbst die «OT-Bastarde» von regulärem OT-Personal kommandiert. Diese Kapos waren offiziell als «Bauleiter» betitelt. Es gab in Zerbst auch einen SS-Oberführer der Reserve, Luftwaffenbaurat Erfurt. Er war besonders stolz auf seinen Status als SS-Reservist. Dann waren da noch Herr Meindelschmidt, ein korrupter Mitarbeiter der Beschaffungsabteilung der OT, und Herr Rein, Kommandant des Lagers. Zum Glück für die Mischlinge waren ihre Bewacher Luftwaffensoldaten, keine SS-Männer. Die Insassen merkten bald, dass diese jungen Soldaten die OT-Hundertschaften verhältnismässig anständig behandelten – ganz im Gegensatz zu den brutalen OT-Bauleitern. Trotzdem war die Situation der Mischlinge wenig beneidenswert. Die Essensrationen waren minimal. Hanns-Peter Herz erinnerte sich später, dass sie eine dünne Getreidegrütze bekamen, hin und wieder aufgewertet durch eine Karotte, ein Stück Rübe oder – selten – einen Brocken zähen Pferdefleisches. Kartoffeln waren ein Luxus. Hanns-Peter musste einmal zu seinem grossen Verdruss auf Befehl eines SS-Mannes einen Beutel Kartoffeln schälen, die der SS-Mann dann an sein Pferd verfütterte. Die Häftlinge assen die Schalen.<sup>37</sup>

Bei aller Grimmigkeit hatte das Lagerleben, wie sich Horst Hartwich erinnerte, auch seine unterhaltsamen Seiten. Dem Wachpersonal gehörten zwei Vettern an, Rainer und Heiner L., Wehrpflichtige in Diensten der Luftwaffe; der eine war von einem Strafbataillon ins OT-Lager Zerbst versetzt worden, der andere hatte einen Erholungsurlaub nach einer Bruchlandung hinter sich. Dieser Rekonvaleszent, Heiner, war in den Augen der Mischlinge ein schräger Vogel. Er bewies es eines Tages dadurch, dass er die rotweisse Windfahne des Lagers abmontierte, den weissen Streifen abschnitt und das damit praktisch zur kommunistischen Fahne gewordene Tuch auf seinen Dienstfahrten als Wimpel mitführte. Die Zwangsarbeiter jubelten ihm zu. Solche fröhlichen Momente waren jedoch selten. Ominöse Gerüchte drückten auf die Stimmung, die etwa besagten, die OT-Bauleiter Erfurt, Rein und Meindelschmidt hätten bei früheren Einsätzen in Osteuropa jüdische Arbeitssklaven beim Bau von Flugpisten beaufsichtigt und nach Abschluss der Arbeiten alle Juden erschiessen lassen. In Zerbst wurden keine Häftlinge exekutiert, aber das Überleben wurde ihnen schwer genug gemacht. Die Rationen waren und blieben dürftig, und die Ge-

fangenen verrichteten ihre schwere körperliche Arbeit im Freien weiterhin in dünner, zerlumpter Arbeitskleidung, obwohl der Winter 1944-45 aussergewöhnlich streng war. Die zugigen Hangars und primitiven Holzhütten, in denen sie untergebracht waren, blieben unbeheizt. Im Januar 1945 kam es zu mehreren Fluchtversuchen, obwohl die Lagerleitung für diesen Fall Repressalien gegen alle Insassen angedroht hatte. Die meisten der Flüchtigen wurden gefasst und zu Strafkompagnien versetzt. Es zeigte sich in diesen Fällen, dass es mit der Solidarität unter den Häftlingen im OT-Lager nicht weit her war. Die in Zerbst internierten Mischlinge registrierten, dass sie es dort mit zwei Typen von Mit-häftlingen zu tun hatten: (1) mit anständigen Menschen, die sich umeinander kümmerten, und (2) mit moralisch fragwürdigen Charakteren, die nur für sich selbst sorgten. Zur letzteren Kategorie gehörten viele der gewöhnlichen Kriminellen, die zusammen mit den Mischlingen erfasst und eingezogen worden waren, aber auch unter den Mischlingen selbst gab es einige, die sich als Opportunisten entpuppten. Sie verstanden es, sich bei den regulären OT-Männern lieb Kind zu machen und sich vor schweren oder gefährlichen Arbeiten zu drücken.<sup>38</sup>

Die hauptsächliche Mission des Lagers bestand darin, eine lange, schweren Belastungen gewachsene Rollbahn für die neuen deutschen Düsenjäger zu betonieren. Wegen der wichtigen strategischen Rolle, die dem Flugstützpunkt Zerbst im Kampf um Berlin womöglich zufallen würde, hatte die Fertigstellung der Piste höchste Priorität, und die Arbeit musste ohne Rücksicht auf Wetterbedingungen weitergehen. Den Winter und das Frühjahr 1945 hindurch schufteten Hess, Hartwich und Herz Seite an Seite mit Hunderten anderen, bewegten Erde, schütteten Schotter und gossen Beton. Neben den regulären OT-Hundert-schaften und den «OT-Bastarden» waren zur Verstärkung auch russische Kriegsgefangene und ukrainische Fremdarbeiter eingesetzt. Die Mischlinge registrierten, wie sich zwischen diesen beiden ethnischen Gruppen Spannungen entwickelten, weil Bauleiter Meindelschmidt die Ukrainer besser behandelte als die Russen. Alle nannten ihn inzwischen Gemeindelschmidt. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden aus einem nahe gelegenen Gefängnis Häftlinge zur Verstärkung der Bautrupps und zur Beschleunigung der Arbeiten herangeführt.

In Wirklichkeit war die ganze Arbeit, wie den Mischlingen sehr bald klar wurde, für die Katz'. Bei Temperaturen, die in diesem Winter fast durchgehend unter dem Gefrierpunkt blieben, härtete der Beton, wenn ihm nicht geeignete Chemikalien zugesetzt wurden, nicht richtig aus. Die OT-Bauleiter liessen ei-



nen Teil der Häftlinge Wasser für das Anmischen des Betons erhitzen, während andere Arbeitstrupps die oberste Schicht des gefrorenen Bodens weghacken mussten; in das so gegrabene Bett wurde dann der Beton gegossen. Selbst Laien konnten sehen, dass hier erbärmlicher Pfusch am Bau betrieben wurde, aber es ging offenbar nur noch darum, vorgegebene Zeitpläne einzuhalten. Die Zahl der Bautrupps wuchs, und gearbeitet wurde ohne Pause rund um die Uhr. Bei Nacht wurde die Baustelle mit Suchscheinwerfern ausgeleuchtet, obwohl dies die Gefahr alliierter Luftangriffe heraufbeschwor. Arbeiter und Wachmannschaften litten gleichermaßen unter der beissenden Kälte, doch niemand klagte. So lange die OT-Bauleiter zeigen konnten, dass die Rollbahn in die Länge wuchs, würde das Projekt weitergehen. Die Soldaten wussten, dass die einzige Belohnung für denjenigen, der aus der Schule plauderte, die Versetzung an die Ostfront sein würde. So entwickelte sich ein stillschweigender Konsens nach dem Motto: leben und leben lassen. Wachleute drückten beide Augen zu, wenn OT-Techniker auf Dienstfahrten nach Berlin Briefe der Häftlingen mitnahmen, mit denen sie laut Vorschrift keinerlei Kontakt haben durften. Dieselben Wachleute liessen auch zu, dass Häftlinge den Bauern in der Umgebung Brennstoff im Tausch gegen Lebensmittel zusteckten. Da etliche Häftlinge über Bargeldvorräte verfügten, entwickelte sich auch ein lebhafter Schwarzhandel mit Brot. Die beiden Lagerärzte trugen ihren Teil zum «Gemeinwohl» bei, indem sie Häftlingen, die schwer erkrankten, ein paar arbeitsfreie Tage verschrieben. Alle hielten die Sache irgendwie am Laufen.

Eine ernüchternde Mahnung an das, was unterdessen anderswo vor sich ging, erreichte das Lager Zerbst im Februar 1945, als ein neues Häftlingskontingent aus dem Osten eintraf. Der Anblick der 700 Männer aus dem Warthegau, die sich auf das Gelände des Fliegerstützpunkts schleppten, machte sogar noch die ständig frierenden und hungernden OT-Veteranen frösteln. Obwohl es ihnen offiziell verboten war, mit den Neuankömmlingen zu sprechen, erfuhren die Berliner Mischlinge bald, dass das Kontingent, das ursprünglich aus 1'300 «politischen Gefangenen» (zumeist ehemaligen Kommunisten und Sozialisten) bestanden hatte, durch einen Alptraum von Entbehrungen und Dezimierungen gegangen war. Es entging der Aufmerksamkeit der OT-Veteranen nicht, dass die neu eingetroffenen Häftlinge nicht von SS-Männern bewacht wurden, sondern von rotwangigen, wohlgenährten Beamten des gegenstandslos gewordenen Justizministeriums des Warthegaus. Vermutungen und Gewissheiten über deutsche Niederlagen an allen Fronten schwirrten durch die

Luft. Radiomeldungen sprachen von sowjetischen Offensiven im Osten und englisch-amerikanischen Offensiven im Westen. Trotz alledem gingen die Bauarbeiten weiter.<sup>39</sup>

Wie bei grossen Bauvorhaben unter Einsatz von Zwangsarbeitern üblich, waren auch in Zerbst die Häftlinge nicht alle in einem einzigen «Lager» untergebracht. Zu Grossbaustellen gehörten oft mehrere Lager in der Umgebung, deren Häftlinge an verschiedenen Stellen des Projekts eingesetzt wurden. Dietrich Goldschmidt, der Mischling, der als Ingenieur in der Automobilindustrie gearbeitet hatte, war einer OT-Hundertschaft in Burg bei Magdeburg zugeteilt worden, die in einem Steinbruch Schotter für die Rollbahn in Zerbst produzierte. An diesem Einsatzort herrschten Bedingungen, die in fast jeder Hinsicht dem ähnelten, was den Mischlingen auf dem eigentlichen Flugplatzgelände zugemutet wurde. Der Lagerführer im Steinbruch hatte in Friedenszeiten in Burg eine Zigarrenfabrikation betrieben. Er hatte jetzt 120 Mischlinge unter sich, mit denen er nur brüllend und schimpfend kommunizierte. Darüber hinaus tat er ihnen jedoch in aller Regel nichts. Wie die Männer im Hauptlager in Zerbst, musste sich auch Goldschmidts Hundertschaft mit primitivsten Quartierbedingungen begnügen, doch hielten die roh zusammengezimmerten Hütten, in denen sie ihre Nächte verbrachten, zumindest die schlimmsten Unbilden des kalten Winters ab. Auch wurden sie von ihren Bewachern normalerweise nicht misshandelt. Goldschmidt und seine Kameraden fanden ebenfalls Mittel und Wege, kleinere Mengen Baumaterial oder Treibstoff bei Bauern aus der Umgebung gegen Lebensmittel einzutauschen. Sie kochten auf primitiven Feuerstellen in ihren Hütten. Alle magerten ab, aber sie überlebten.<sup>40</sup>

Goldschmidt war als OT-Zwangsarbeiter insofern ein aussergewöhnlicher Fall, als er, der selbst de facto Häftling war, noch immer Mittel und Wege fand, Hilfe für Freunde zu organisieren, die sich als Volljuden in Berlin in SS-Gewahrsam befanden. Er konnte dies bewerkstelligen, weil seine spätere Frau Ursula Theune sich mehrmals auf dem Fahrrad zu seiner Arbeitsstätte, dem Steinbruch von Burg, durchschlug. Sie hatte einen als Fahrradpumpe getarnten Aluminiumbehälter dabei, den Dietrich mit in Berlin dringend benötigtem Essen, wie eingekochtem Gemüse, füllte, das er auf der Feuerstelle in seiner Hütte zubereitet hatte. Entgegen allen Lagervorschriften gelang es Ursula Theune, sich Zutritt zum Lager zu verschaffen, Dietrich zu treffen, sich von ihm die «Pumpe» füllen zu lassen und mit ihrem Schmuggelgut nach Berlin zurückzuradeln. Zu Hause angekommen, suchte sie ihre jüdischen Freunde Eugen Schif-

fer und dessen Tochter Marie auf, die im letzten noch verbliebenen jüdischen Krankenhaus Berlins an der Iranischen Strasse unter Hausarrest standen, bewacht von der SS. Vor den Augen der Wachleute stellte Ursula ihr Fahrrad ab, kettete es an und nahm die «Luftpumpe» vorsichtshalber mit ins Gebäude, um dort im ersten unbeobachteten Augenblick die Ladung für die ausgehungerten Schiffers «herauszudrücken». Was Dietrich Goldschmidt und Ursula Theune zuwege brachten, war bewundernswert, erst recht wenn man bedenkt, wie vollkommen ungewiss ihre eigene Zukunft war. Die Frage, die den beiden im weiteren Verlauf dieses Winters am meisten zu schaffen machte, lautete, wie Dietrich sich später erinnerte, schlicht und einfach: «Was wird aus uns?»<sup>41</sup>

Es dauerte bis zum 8. April 1945, ehe sich eine Antwort auf diese Frage abzeichnete, und es waren die Amerikaner, die sie gaben. Zuerst attackierten US-Bomber das nahe gelegene Halberstadt, zwei Tage später besetzten Bodentruppen die Ortschaft. Für den OT-Lagerführer und seine Mitarbeiter war die Sache damit gelaufen. Sie bestiegen das einzige Kraftfahrzeug, über das das Lager verfügte, und rauschten in östlicher Richtung davon – direkt den vorrückenden sowjetischen Truppen in die Arme. Die übrigen Wachleute verdrückten sich daraufhin auch, und so sahen sich die 120 Lagerinsassen plötzlich auf sich allein gestellt. Dietrich und Ursula setzten jetzt den Plan in die Tat um, den sie in Erwartung des Kriegsendes und des damit einhergehenden Chaos' geschmiedet hatten: Er rief sie in Berlin an, und sie kam postwendend mit zwei Fahrrädern an, die sie vorsorglich in der Nähe des Lagers deponiert hatte. Da die beiden wussten, dass die nächstgelegene Brücke über die Elbe von Amerikanern besetzt und gesperrt war, radelten sie stromaufwärts bis zu einer kleineren unbewachten Brücke. Auf Umwegen gelangten sie später nach Göttingen, wo Ursulas Eltern lebten, und heirateten dort am 16. Juni 1945.<sup>42</sup>

Etwa zum selben Zeitpunkt, als Dietrich Goldschmidt seine Flucht auf Rädern antrat, versahen im nahe gelegenen Zerbst die OT-Zwangsarbeiter die fertigbetonierte Rollbahn mit dem abschliessenden Asphaltbelag. Am Nachmittag des 10. April 1945 war Horst Hartwich, dem die Lagersanitäter bescheinigt hatten, dass er krank und nur für leichte Arbeiten einsetzbar war, dabei, mit einem Kollegen hinter dem Haupthangar des Fliegerstützpunkts einen Kessel zu reinigen. Von einem momentanen Schwindelgefühl befallen, legte er sich auf den Boden und starrte in den Himmel. Plötzlich begann die Luftschuttsirene zu heulen. Das war nichts Neues. In den vergangenen Tagen hatte die Sirene fast stündlich Alarm geschlagen, weil alliierte Bomberflotten in immer dichter

Folge Berlin anfliegen. Die Sirene störte Horst so wenig, dass er einzudösen begann, als plötzlich das Dröhnen eines sich nähernden Tieffligers ertönte und ihn wachrüttelte. Der Flugplatz von Zerbst, Schauplatz ihrer sinnlosen Schwerarbeit und ihrer menschenverachtenden Ausbeutung, zugleich aber auch Garant ihres Gebrauchtwerdens und damit ihres Überlebens, wurde von den Alliierten endlich angegriffen! Horst, der in Berlin zwei Bombenangriffe nur mit knapper Not überlebt hatte, wusste, dass er und seine Kameraden in diesem Augenblick in ernster Gefahr waren. Sekunden später war schon das schrille Pfeifen fallender Bomben zu hören. Bei all seiner Angst überkam Hartwich in diesen Moment auch die kalte Wut: Warum sollte er, den die Nazis auf die Rolle eines Arbeitspferdes reduziert hatten, sich vor den Bomben der Amerikaner in ein Loch verkriechen? Zu seinem Glück und dem der meisten anderen OT-Zwangsarbeiter konzentrierten die Bomber sich auf die Rollbahn und nicht auf lebende Ziele. Nach wenigen Minuten war der Angriff vorbei. Die Rollbahn, jetzt voller Trichter und Trümmer, hatte noch keine einzige Flugbewegung erlebt und nicht den geringsten Beitrag zur Verteidigung von Hitlers Reich geleistet. An diesem Abend erfuhren Horst und andere Überlebende, dass amerikanische Bodentruppen Magdeburg erreicht hatten. Am Morgen des 12. April registrierten die Lagerinsassen beim Aufwachen eine eigenartige Stille. Die Bauleiter und regulären Arbeiter der OT, die Wachmannschaften und die verhassten Justizbeamten aus dem Warthegau hatten sich allesamt im Lauf der Nacht davongemacht.

Hartwich und seine Berliner Freunde machten sich noch am selben Morgen auf den Weg – sie marschierten gen Osten. Verfolgt von fernem Geschützdonner, erreichten sie am nächsten Morgen beim Städtchen Belzig eine Bundesstrasse. In die aufgehende Sonne blinzelnd, stakten und stolperten sie in ihren Holzpantinen und Lumpenkleidern der Reichshauptstadt und ihren Familien entgegen. Einen weiteren Nachtmarsch später erreichte der humpelnde Haufen den Bahnhof Wannsee, Endpunkt einer der Berliner S-Bahn-Linien. Otto Hess, Horst Hartwich, Hanns-Peter Herz und 600 weitere hundemüde Mischlinge hatten es endlich wieder nach Hause geschafft. Ein paar Tage später legten sowjetische Armeen eine riesige stählerne Zange um die Hauptstadt. Die aus Zerbst heimgekehrten Mischlinge empfanden dies nicht als ein so grosses Unglück. Sie, die so lange in der Furcht gelebt hatten, von den Nazis ermordet zu werden, hatten jetzt allen Grund zur Freude. Sie hatten Hitlers Deutschland überlebt.<sup>43</sup>

Andere Mischlinge wurden in ähnlich widrige Umstände versetzt, die teilweise an das heranreichten, was anderswo KZ-Häftlinge über sich ergehen lassen mussten, mit dem Unterschied, dass die OT-Zwangsarbeiter oft eine sozusagen «ambulante» Häftlingsexistenz führten. Der gebürtige Berliner Helmut Coper hatte im Sommer 1944 seinen neunzehnten Geburtstag gefeiert. Seine Familie hatte seit 1942 Schlimmes durchgemacht; damals hatte die Gestapo Helmut's jüdischen Vater beschuldigt, für andere Juden Rationskarten gefälscht zu haben. Sie hatte ihn wiederholt verhört, ihm jedoch kein Geständnis entwinden und ihre Anschuldigungen nicht beweisen können. Auch Helmut war damals verhaftet und vernommen worden. Schon vorher hatten die Copers gewusst, dass ihnen Gefahr drohte, denn einige enge Verwandte waren naheinander «in den Osten umgesiedelt» worden und hatten nie wieder von sich hören lassen. Der Sommer 1944 brachte neue Katastrophen. Helmut's Mutter, die Ariern in der Familie, kam bei einem alliierten Luftangriff ums Leben. Frau Coper war die Hauptnährerin der Familie gewesen, weil ihrem Mann alle Arbeitsmöglichkeiten genommen worden waren, und ihr Status als Arierin hatten ihrem Mann und ihrem Sohn per Gesetz Schutz vor der Deportation geboten. Nach ihrem Tod verloren die NS-Behörden keine Zeit: Sie verhafteten einige Wochen später Helmut's Vater und schickten ihn nach Theresienstadt. (Er überlebte und kehrte im Sommer 1945 nach Berlin zurück.) Den Sohn Helmut nahm sich der NS-Justizapparat einen Monat später vor, im September 1944.<sup>44</sup>

Anders als viele andere Berliner Mischlinge, landete Coper nicht im OT-Lager in Zerbst. Er wurde vielmehr als Teil eines mehrere Hundert Mann starken OT-Kontingents an den Industriestandort Jena in Thüringen geschickt, wo bereits andere Gruppen von Zwangsarbeitern im Einsatz waren. Sofort nach ihrer Ankunft wurden die Männer angewiesen, für die beiden Grossunternehmen Schott und Carl Zeiss Erdbunker für unterirdische Produktionsanlagen auszuheben. Die Arbeit hätte sicher so «human» organisiert werden können, wie es in Zerbst und in einigen anderen namenlosen OT-Lagern der Fall war, aber es kam anders. Die brutalen SS-Aufseher und die in geringerer Zahl eingesetzten, aber ebenso gefühllosen OT-Bauleiter sorgten für Verhältnisse, die denen in einem Konzentrationslager nahekamen. Die Zwangsarbeiter waren in primitiven Holzhütten ausserhalb der Stadt untergebracht, und da ihre Essensrationen noch dürftiger waren als die in anderen OT-Lagern, magerten sie allesamt sehr schnell ab, und ihre Kräfte schwanden. Fröhlich bereitete sich die Besatzung jeder Schlafhütte selbst ein äusserst dürftiges Frühstück zu, da-

nach traten sie unter Bewachung ihrer Schergen einen längeren Gewaltmarsch in die Stadt an. Sie arbeiteten elf Stunden pro Tag, zumeist mit Hacke und Schaufel. Schweres motorisiertes Gerät für Erdarbeiten gab es nicht, und nur drei reguläre OT-Männer hatten Zugriff auf Bohrmaschinen und durften Sprengladungen setzen. Woche um Woche verging, ohne dass sich an den Arbeitsabläufen etwas änderte. Ihre Verköstigung mit minderwertigem Brot und dünner Suppe bewirkte in Verbindung mit der schweren körperlichen Arbeit, dass die Häftlinge bald nur noch Haut und Knochen waren.

Selbst unter diesen mörderischen Bedingungen hielt Helmut Coper sich wacker. Er kam in eine Hütte mit einigen hartgesottenen Überlebenskünstlern und merkte bald, wie wichtig für das Überleben die «Hüttenkultur» war. Viele Mischlinge in seiner Hundertschaft entpuppten sich zu seiner Bestürzung als ungebildete, naive Jugendliche vom Lande, unfähig, vernünftige Beziehungen zueinander zu entwickeln. Auch Helmut hatte seinen Leidensweg als Einzelkämpfer begonnen, aber er hatte das Glück, mit mehreren älteren Berlinern zusammengelegt zu werden, unter denen auch ein gewiefter Krimineller war, ein ehemaliges Mitglied eines «Ringvereins», also einer Verbrecherbande. Richard, wie der Berufskriminelle genannt wurde, war für einen unerfahrenen Jugendlichen wie Helmut ein Gottesgeschenk. Er war Experte im «Organisieren» von Dingen und in der Kunst des Überlebens. Unter seiner Anleitung wuchsen die Insassen der Hütte zu einer Art Mannschaft zusammen. Richard organisierte Kohle und Lebensmittel und verstand es wie kein anderer, sie gegen andere, rare Dinge einzutauschen, die das Leben erleichterten. Die Überlebenstricks, die Richard im Gefängnis gelernt hatte, wurden in der Hütte bald Allgemeingut. Mit List und Tücke besorgte er Rüben, und nachdem er einige von diesen gegen Kohle und Zucker getauscht hatte, kochte er eine geniessbare Marmelade, die er mit seinen Hüttenkameraden teilte. Sie entwickelten ihm gegenüber ein Gefühl der Loyalität, und bald fingen alle Mitglieder der Hüttengemeinschaft an, sich für einander einzusetzen. Dieser Zusammenhalt bedeutete für sie einen psychologischen Vorteil.

Unter den harten Bedingungen des Lagerlebens wurden Klassenunterschiede bedeutungslos. Der Hüttengenosse Paul von Hermann, im früheren Leben Bankier und davor dekoriertes Soldat im Ersten Weltkrieg, war körperlich schwach und hatte zwei linke Hände. Trotzdem genoss er allgemeinen Respekt bei den anderen Häftlingen, weil er einen scharfen Verstand hatte und ein entschlossener Kämpfer war. Ein anderer Hüttenkamerad, Helmut's Stubenführer,

war ein ehemaliger Geschäftsmann aus Chemnitz und ein geborener Anführer. Wenn er sich für ein bestimmtes Vorgehen aussprach, zogen die anderen bereitwillig mit. Helmut konnte von Glück sagen, solche Gefährten zu haben. Ihr nächster «Vorgesetzter» war ein Aufseher, der eine analoge Funktion bekleidete wie die Kapos in den<sup>1</sup> Konzentrationslagern. Dieser Mann war ein bösartiger Krimineller, ein pathologischer Mörder. Es ging das Gerücht, er habe seine eigene Mutter ermordet! Weiter hiess es, er sei nach seiner Verurteilung aus dem Gefängnis ausgebrochen. Nachdem er wieder dingfest gemacht worden sei, hätten die Nazis ihn der OT zur Verfügung gestellt. Jetzt war er also Helmut's Aufseher. Zum Glück war der Mann zutiefst korrupt, wie alle Welt wusste. Man konnte sich mit ihm gut stellen, wenn man ihm regelmässig eine Zigarette oder eine andere begehrte Ware zukommen liess, und das taten diejenigen, die die Möglichkeit dazu hatten.<sup>45</sup>

Die SS-Wachmannschaften waren von einem anderen Kaliber. Sie waren und blieben unnahbar, und nach allem, was Coper wusste, schaffte es kein Häftling je, zu einem von ihnen normale menschliche Beziehungen aufzunehmen. Das war ein wichtiger Kontrast zu Zerbst mit seinen opportunistischen Wachleuten von der Luftwaffe. Helmut's Gruppe lernte ihre SS-Bewacher sehr bald fürchten, nachdem einer der Häftlinge, ein älterer Friseur aus Nürnberg, von eben diesen Schergen vor aller Augen zu Tode geprügelt wurde. Niemand konnte erklären, wie es dazu kam, auch war der Tod des Friseurs kein Einzelfall. Helmut erinnerte sich später an das Schicksal eines begabten Sängers aus dem Berlin der Vorkriegsjahre namens Hans Neuss. Für die Häftlinge war es eine kleine Sensation, dass ein so prominenter Mann in ihrer Mitte arbeitete. Umso schockierter war das ganze OT-Kontingent, als eines Tages bekannt wurde, Hans Neuss sei «auf der Flucht erschossen» worden. Die Angst vor den SS-Schergen wurde dadurch nur noch grösser.

So viel Brutalität war gewiss geeignet, die Insassen verzagt zu machen, aber die strengstens durchgesetzte Vorschrift, das OT-Zwangsarbeiter bei Luftangriffen niemals mit Ariern zusammen Zuflucht in offiziellen Luftschutzbunkern suchen durften, war besonders infam. Da Helmut's OT-Kontingent mitten in Jena arbeitete (und später an zentralen Standorten in anderen deutschen Städten), erlebten die Männer im letzten Kriegsjahr zahlreiche alliierte Luftangriffe. In diesen Momenten wurde auf schneidende Weise deutlich, dass sie für die Nazis «Untermenschen» waren und was das bedeutete. Dutzende von Helmut's OT-Kameraden wurden bei alliierten Luftangriffen auf offener Strasse

getötet oder verwundet, während ihre SS-Aufseher sich nur ein paar Schritte weiter in ihren Schutzräumen verkrochen. Ein bizarrer Aspekt im Leben dieser Häftlinge resultierte daraus, dass sie nach Luftangriffen manchmal Befehl erhielten, beim Trümmerräumen in Wohnvierteln zu helfen. Oft befanden sich in diesen Vierteln auch die Häuser und Wohnungen von NS-Funktionären. Unversehens wurden die OT-Sklaven in solchen Situationen in ganz normale zwischenmenschliche Interaktionen einbezogen, indem sie Möbel und Hausrat bargen, beim Löschen von Bränden halfen, Haustiere retteten und ähnliche Dienste leisteten. Die Organisation Todt war eigentlich kein Rettungsdienst, fungierte aber in Notfällen dieser Art als ein solcher, und es konnte dabei vorkommen, dass ein dankbarer Parteibonze, der zunächst nicht realisierte, wer da geholfen hatte, die Männer einlud, sich mit ihm und anderen Nothelfern an der Gulaschkanone zu stärken. Sie standen dann um den Verpflegungskarren herum, in dessen Kessel eine dicke Erbsensuppe mit fetten Würstchen darin blubberte, und unterhielten sich mit ihren neuen «Freunden» von der Partei. Manchmal spendierten die Anwohner den OT-Leuten auch dann noch etwas zu essen, wenn sich herumgesprachen hatte, um wen es sich dabei handelte. Helmut Coper erlebte einmal, dass solche Gesten der Menschlichkeit riskant sein konnten. In seinem Beisein verhaftete die SS einen Bürger, der es mit den Häftlingen zu gut meinte, und führte ihn ab.

Als im Frühjahr 1945 klar wurde, dass der Krieg zu Ende ging, war nicht zu übersehen, dass weder die SS-Wachmannschaften noch die regulären OT-Führer weiterhin für die OT-Hundertschaften verantwortlich bleiben wollten. Spätestens Mitte April 1945 sprach alle Welt vom unaufhaltsamen Vormarsch der sowjetischen Truppen. An einem Abend um diese Zeit verkündete Helmut von allen respektierter Stubenführer, es bleibe ihnen keine andere Wahl, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Die Verhältnisse würden immer chaotischer, erklärte er. Schon sei die Hälfte aller Lagerinsassen gestorben, ernsthaft erkrankt oder verwundet. Sie, die übrig gebliebenen, müssten jetzt ihre Haut retten. Es schloss sich eine Diskussion an, die in die Erkenntnis mündete, dass ihre beste Chance darin lag, nach Berlin zurückzukehren.<sup>46</sup>

Helmut's Stubenführer rief heimlich alle Mischlinge des OT-Kontingents zusammen und trug seinen Vorschlag vor, dem sich alle anschlossen. Alle legten zusammen, was sie noch an Geld und Wertsachen hatten, damit der Stubenführer die verbliebenen OT-Funktionäre bestechen und dazu bringen konnte, gefälschte Marschbefehle für die Gruppe auszustellen. Das Risiko war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr so hoch. Die verhassten SS-Wachmannschaften waren



verschwunden, jegliche Ordnung ging verloren. Das OT-Kontingent marschierte mit seinen gefälschten Marschbefehlen zum Hauptbahnhof von Jena und nahm einen kompletten Zug in Beschlag, der nordwärts bis Leipzig fuhr. Die wilde Schar in ihrer dreckverschmierten Kleidung fuhr ungewohnt komfortabel aus Jena ab. Doch ihre Freude darüber, nach Hause zu kommen, nahm in Leipzig ein jähes Ende, als sie erfuhren, dass keine Züge mehr nach Berlin durchkamen. Sowjetische Truppen hatten die Hauptstadt eingeschlossen. Es ging für sie jetzt nur noch zu Fuss weiter.

Müde, halb verhungert und am Ende ihrer Kräfte, brach die gestrandete OT-Gruppe zu ihrer ungewissen Schlussetappe auf. Viele gerieten jedes Mal, wenn sie sich einem militärischen Kontrollpunkt näherten, in Panik. Doch das überzeugende Auftreten des Stubenführers und die gefälschten Marschbefehle taten jedes Mal ihre Wirkung. Ihr Auftrag sei, so versicherte der Mann den Kontrollposten, nach Berlin zurückzukehren und am Bau von Verteidigungsstellungen mitzuarbeiten. Bei alledem war und blieb der Marsch ein gefährliches Unterfangen. Mehrere von Helmut's Weggefährten kamen auch in diesem späten Kriegsstadium noch bei Luftangriffen ums Leben. Die anderen schleppten sich weiter. Einmal stolperten sie in eine Kampfzone, in der sich deutsche und sowjetische Truppen ein Feuergefecht lieferten. Anweisungen deutscher Offiziere folgend, umging die Gruppe das Schlachtfeld. Endlich, am 21. April 1945, erreichten die Männer Berlin, nur Stunden bevor sowjetische Truppen den Belagerungsring um die Hauptstadt vollständig schlossen. Hier trennten sich ihre Wege.

Es war alles andere als eine freudige Heimkehr. Helmut's Eltern waren beide tot, und so hatte er keine Familie, zu der er hätte zurückkehren können. Nachdem er vergeblich an viele Türen geklopft hatte, öffnete sich schliesslich die Tür einer Kellerwohnung, und zum Vorschein kam das Gesicht eines Bekannten, der sich der SS angeschlossen hatte. Helmut erschrak, und eine Sekunde lang starrten die beiden jungen Männer einander nur an. Dann erklärte Helmut, dass er keine Ausweispapiere hatte und dass in der ganzen Stadt Mordkommandos unterwegs seien, die Jagd auf Deserteure machten. Sein SS-Nachbar nickte, blickte sich nach allen Richtungen um und winkte ihn herein. Sie schlossen einen Waffenstillstand. Bald darauf stiess ein weiterer ehemaliger Nachbar zu ihnen, ein desertierter Infanteriesoldat. Die drei gründeten, was Helmut später eine «Kellergemeinschaft» nannte. Mit eingezogenen Köpfen harnten sie in der unterirdischen Wohnung aus, während über ihnen der gnadenlose Endkampf um Berlin tobte. Sie überlebten.<sup>47</sup>

## Der Weg eines Mischlings ins Konzentrationslager

Emil Steiner aus Kempten hatte doppeltes Pech. Der NSDAP-Kreisleiter seines Wohnorts, ein Mann namens Brändle, war ein besonders fanatischer Nazi, und bei Emil hatten sich nach Jahren der Entrechtung und Verfolgung und der damit verbundenen Kränkungen Magengeschwüre gebildet, die aufbrachen. Da seine Peiniger ihn dazu verurteilten, für längere Zeiträume unter primitiven Bedingungen getrennt und weit weg von seiner Familie zu leben, wurde er zusehends kränker und schwächer. Im August 1944 schleppte Emil sich mit letzter Kraft ins heimatliche Kempten zurück; zu diesem Zeitpunkt spuckte er bereits Blut, seine Frau Eleonore versuchte verzweifelt, Hilfe zu organisieren, doch der Chirurg, an den sie sich wandte, weigerte sich kategorisch, einen Mischling zu operieren. Sie liess nicht locker und machte schliesslich einen freundlichen pensionierten Chirurgen ausfindig, der auf den ersten Blick sah, dass Emil in einem kritischen Zustand war. Er entfernte ihm einen Teil des Magens, woraufhin Emil, allerdings in äusserst geschwächter Verfassung, zu seiner Familie zurückkehrte. Nur Wochen später, im September 1944, ordnete Kreisleiter Brändle die Verbringung Emil Steiners nach Theresienstadt an. Emil wusste, dass es vom Moment seines Abtransports an schwierig sein würde, Verbindung mit der Familie zu halten; er nahm mehrere vorbereitete und vorfrankierte Postkarten mit und warf sie an verschiedenen Stationen seiner Reise aus dem Viehwaggon, in den man ihn und seine Wegbegleiter gesperrt hatte. Jemand fand eine der Karten und gab sie zur Post. Aus ihr ging hervor, dass in Emils Waggon sieben Männer aus Kempten dabei waren, darunter Walter R., ein ehemaliger Bankdirektor, und mehrere Geschäftsleute. Unter den Übrigen waren etliche Flüchtlinge aus Berlin.

In Kempten hielten die Frauen der Deportierten Kontakt miteinander, so gut es ihnen möglich war. Eine Woche nach Abgang des Transports erhielt eine der in Kempten untergekommenen Berliner Flüchtlingsfrauen eine Nachricht von ihrem Mann und liess Eleonore Steiner dies wissen. Die Familien atmeten auf, aber niemand wusste, wie die Situation im Lager Theresienstadt wirklich war. Ausserdem mussten sie bald feststellen, dass sie selbst keine freien Menschen mehr waren. Kreisleiter Brändle wies den Familien der deportierten Mischlinge ein heruntergekommenes Gebäude zu, das einen gleichsam exterritorialen Status erhielt und von den Einwohnern Kemptens alsbald «das Judenhaus» genannt wurde. Dieses Vorgehen entsprach einer im nationalsozialistischen Deutschland weit verbreiteten Praxis. Das Haus Immenstadter Stras-

se 20 war ein kleines Mehrfamilienhaus mit drei bescheidenen Wohnungen darin. Jetzt drängten sich dort sieben Familien, und einige der fanatischsten Nazis von Kempten machten sich einen Sport daraus, täglich an dem Haus vorbei zu defilieren und seinen Bewohnern Schimpfwörter wie «Judenpack» an den Kopf zu werfen. Nach einigen Monaten gelang Eleonore der Absprung aus ihrem Kemptener Miniaturgetto, indem sie das Gesundheitsamt davon unterrichtete, dass ihr Sohn Rolf an Scharlach erkrankt war. In Sorge, dass die ansteckende Krankheit sich ausbreiten könnte, befahl Brändle den Steiners, in ihre angestammte Wohnung zurückzukehren. Die Familien erhielten weiterhin gelegentlich Botschaften von ihren in Theresienstadt internierten Männern, darunter die gute Nachricht, dass Emils gesundheitliche Verfassung sich stabilisiert hatte. So blieb den Steiners und den anderen sechs Familien zumindest ein Hoffnungsschimmer. Kempten konnte indes einen fragwürdigen Rekord für sich verbuchen: Dank Kreisleiter Brändle gehörten die Kemptener Mischlinge zu den ersten in Deutschland, die die Behandlung erfuhren, die den deutschen Volljuden einige Jahre zuvor zuteil geworden war.

Eleonore Steiner und ihre Kinder überlebten den letzten Kriegswinter in ihrer unwirtlichen Wohnung. Sohn Rolf und Tochter Erika mussten sich als Mischlinge zweiten Grades in der Schule schwere Schikanen gefallen lassen, doch ihre nimmermüde Mutter schaffte es, sie an einer anderen Schule unterzubringen, an der kaum Diskriminierungen vorkamen. Als das Kriegsende in Sicht war, erlebten die drei Steiners, dass immer mehr Kemptener ihnen mit betonter Freundlichkeit begegneten, während Fanatiker wie Brändle bis in die letzten Tage des Dritten Reiches ihren verbohrtten Antisemitismus zeigten und praktizierten. Eleonore und ihre Kinder beteten inständig darum, dass Emil überleben möge.<sup>48</sup>

Gegen jede Wahrscheinlichkeit überlebte Emil Steiner tatsächlich. Er war nach seiner Ankunft in Theresienstadt von einem Arzt untersucht worden, der ihn, nachdem Emil ihm von seiner erst kurz zurückliegenden Magenoperation und von seiner Vergangenheit als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs erzählt hatte, zum Lagersanitäter ernannt hatte. Das bedeutete in Wirklichkeit, dass Emil als Dauerpatient im Lagerlazarett unterkam. Die Nazis benutzten Theresienstadt als Vorzeigelager, in dem ältere Juden, darunter auch Weltkriegsveteranen, interniert wurden. Gewiss war die Sterberate auch in Theresienstadt relativ hoch, und die Verpflegung war mehr schlecht als recht, was jedoch im speziellen Fall des Emil Steiner ein lebensrettender Umstand gewesen sein

könnte. Die dünnen Suppen, aus denen die Lagerdiät im Wesentlichen bestand, taten seinem angegriffenen Magen offenbar gut. So gehörte der eigentlich todgeweihte Emil Steiner zu denen, die die Befreiung des Lagers Theresienstadt erlebten.<sup>49</sup>

## Weibliche Mischlinge als Zwangsarbeiterinnen

Als die Fronten von Osten und Westen her näher rückten, mobilisierten die Nazis die letzten Arbeitskräftereserven, indem sie unter anderem die noch ungenutzte zweite Hälfte der deutschen Mischlingspopulation rekrutierten, die Frauen. Himmler dekretierte in seiner Weisung vom November 1944, die alle verbliebenen Schlupflöcher für männliche Mischlinge verschloss, dass auch alle weiblichen Mischlinge sowie alle mit Juden verheirateten arischen Frauen für kriegswichtige Arbeiten zu rekrutieren seien. Die Behörden sahen davon ab, die betroffenen Frauen in Lager zu stecken, sorgten aber dafür, dass insbesondere die weiblichen Mischlinge die unwürdigsten Arbeiten zugeteilt bekommen. Wie auch immer, der letzte Kriegswinter sah Tausende von Ehefrauen, Töchtern und Schwestern aus gemischten Familien im Einsatz als Zwangsarbeiterinnen für Hitlers Deutschland.<sup>50</sup>

Meta Alexander führte bis 1944 ein fast beneidenswertes Leben, gemessen an dem, was für jüdische Mischlinge in Deutschland die Normalität war. Die Berlinerin hatte dank familiärer Verbindungen einen Arbeitsplatz bei einer Arzneimittelfirma in Konstanz am Bodensee ergattert. Sie hatte sich bemüht, möglichst unsichtbar zu leben, auch wenn das nicht einfach war. So hatte sie sich etwa dazu gezwungen, die Annäherungsversuche von Männern abzuweisen, mit denen sie unter normalen Umständen gerne ausgegangen wäre. Im September 1944 machte sich in der Konstanzer Einwohnerschaft die von abgehörten Radiosendungen der Alliierten genährte Überzeugung breit, der Krieg sei so gut wie beendet, und Meta schloss sich dieser Einschätzung an. In Sorge um ihre älter werdenden Eltern kehrte sie nach Berlin zurück – auch auf ihren alten Arbeitsplatz bei der Firma, die ihr zuvor den Gefallen getan hatte, sie nach Konstanz zu versetzen. Allein, die Hoffnung auf ein unmittelbar bevorstehendes Kriegsende zerstob sehr schnell. Dann, eine Woche vor Weihnachten 1944, erhielt Meta von der Gestapo den Befehl, sich bei einer Baufirma in Strehlau, einem Vorort von Berlin, zu melden. Ein ungutes Gefühl überkam sie, doch war sie bei weitem nicht die Einzige, die solche schlechten Nachrichten

ten auf dem Gabentisch bekam. Auch ihre Mutter erhielt als Ehefrau eines Juden ihren Gestellungsbefehl. Das Arbeitsamt steckte Frau Alexander in eine Lederwarenfabrik am Alexanderplatz, wo sie schwere Arbeitshandschuhe und andere Lederartikel für die Wehrmacht zusammennähte. Mutter und Tochter standen jeden Morgen früh auf und kehrten abends erschöpft nach Hause zurück. Meta musste lange Fussmärsche zurücklegen, wenn die öffentlichen Verkehrsmittel nicht fuhren, was immer öfter der Fall war. Ihre Mutter hatte die unangenehmere Arbeit erwischt und verlor bei einem auf mangelnde Sicherheitsvorkehrungen zurückzuführenden Arbeitsunfall einen Finger. Niemand in der Firma regte sich darüber gross auf. Ein verlorener Finger war in diesen Zeiten nur noch eine Bagatelle.<sup>51</sup>

Meta hatte mehr Glück. Ihre Baufirma brauchte jemanden für die Buchhaltung, und sie beherrschte diese Arbeit. So missachtete ihr neuer Arbeitgeber die von den Nazis ausgegebene Parole, Mischlinge nur für schwere körperliche Arbeiten einzusetzen. Zu einem nicht geringen Teil bestand die Belegschaft der Baufirma aus so genannten Ostarbeiterinnen, zu denen Meta bald ein gutes kollegiales Verhältnis fand. Um ihr Glück nicht allzu sehr zu strapazieren, legte sie es in der Folge darauf an, sich in möglichst vielerlei Hinsicht nützlich zu machen. Nicht lange, und sie wurde in der Firma zum Mädchen für alles: Sie machte Feuer, schrubhte Böden und kümmerte sich natürlich auch um die Buchhaltung. Abends versorgte sie ihre Eltern. Ihr Vater, das jüdische Familienmitglied, verbrachte vorsichtshalber die meiste Zeit im Keller, wo er den Heizkessel schürte; auf diese Weise blieb er relativ unsichtbar. Bei Bombenalarm suchten Meta und ihre Eltern Zuflucht in einem weiter entfernten Luftschutzkeller, weil einige ihrer Nachbarn ihren Bunker nicht mit Juden und Halbjuden teilen wollten, nicht einmal jetzt, da der Krieg fast zu Ende war. Endlich, im April 1945, rollte die Front, von den vorrückenden Sowjettruppen geschoben, über sie hinweg. Die Alexanders hatten überlebt.<sup>52</sup>

Thekla Brandt durchlebte mit ihrer Familie ähnlich gefährliche Zeiten. Im Herbst 1944 wurden alle vier Brandt-Geschwister, zwei Jungen und zwei Mädchen, dienstverpflichtet. Theklas Brüder wurden zu dem OT-Kontingent in Zerbst eingezogen, während sie und ihre Schwester etwas später einer Näherei zugeteilt wurden, die Uniformen für «Blitzmädchen» (Melderinnen bei der Luftwaffe) herstellte. Die beiden jungen Frauen sahen sich in einen zermürbenden Arbeitsablauf eingespannt und lernten, was Schlafentzug bedeutet. Tagsüber halfen sie ihrem Vater und ihrer Mutter in der väterlichen Arztpraxis. Von

9 Uhr abends bis zum folgenden Morgen leisteten sie Akkordarbeit in der Näherei. Da öffentliche Verkehrsmittel nur noch sporadisch funktionierten, waren sie von zu Hause bis zur Fabrik nicht selten zwei Stunden zu Fuss unterwegs. Ihre Nachtschicht war erfüllt vom lauten Rattern schwerer Nähmaschinen, doch trotz des Lärms nickten die Schwestern manchmal vor Übermüdung ein. Sie gewöhnten sich an, aufeinander aufzupassen, damit keine vom brutalen Aufsichtspersonal beim Schlafen ertappt wurde. Trotz alledem beklagten sich die Brandt-Mädchen nicht.<sup>53</sup>

Es war Thekla und ihrer Schwester nur zu bewusst, dass ihre jüdische Mutter unter weitaus schlimmerer Verfolgung litt. Wenn alliierte Bombergeschwader über Berlin aufkreuzten, musste Frau Dr. Brandt, weil sie keine Schutzräume aufsuchen durfte, in ihrem Wohngebäude bleiben, auch wenn um sie herum alles einstürzte. In der Öffentlichkeit die Armbinde mit dem Judenstern tragen zu müssen, war eine schreckliche Demütigung. Wenn Frau Dr. Brandt in Begleitung ihrer Töchter einmal im Monat ihren obligatorischen Behördengang machte, um die Lebensmittelrationenkarten für den nächsten Monat abzuholen, mussten sie sich einem genau festgelegten und schwer erträglichen Protokoll unterwerfen. Die Töchter mussten den Hitlergruss der Beamten erwidern, während Frau Dr. Brandt als Jüdin das «Heil Hitler» untersagt war.<sup>54</sup>

Für das Arbeiterviertel Neukölln war die Arztpraxis der Brandts ein Gottesgeschenk. Zivilisten hatten es in der letzten Kriegsphase schwer, ärztliche Hilfe zu erhalten. Bei den Leuten im Viertel hatte es sich herumgesprochen, dass die Brandts – Mann, Frau (sie nur unter der Hand, weil Jüdin) und Töchter – gut für ihre Patienten sorgten. Dennoch blieben unangenehme Zwischenfälle nicht aus. Ein in der Nachbarschaft wohnender SA-Mann schwärzte sie an. Daraufhin veranstaltete die Polizei eine Hausdurchsuchung und behauptete, Beweise dafür gefunden zu haben, dass die Brandts mit auf dem Schwarzmarkt erworbenen Fetten kochten. Die Familie konnte ihre Unschuld beweisen, musste jedoch mit der Erkenntnis weiterleben, dass sie sich unter beständiger feindseliger Beobachtung befand.<sup>55</sup>

Im Februar 1945 erhielt Frau Dr. Brandt eine Vorladung von der Gestapo. Sie sollte sich am folgenden Tag an einer Erfassungsstelle einfinden; für den Fall ihres Nichterscheinens wurde die Verhaftung der gesamten Familie angedroht. Wohl wissend, dass ein Ausweichen nicht mehr möglich war, beschloss die Familie, die Mutter gehen zu lassen. Ihr Weg führte sie letztlich zum Sammellager an der Grossen Hamburger Strasse in Berlin, einem gefürchteten Ort, von dem aus Tausende Berliner Juden in den Osten deportiert worden waren.

Die Familie wusste, dass Frau Brandt zwanzig Schlaftabletten in ihr Kleid eingenäht hatte und dass sie von diesen Pillen Gebrauch machen würde, wenn ihre Lage aussichtslos würde. Nach zwei Tagen Internierung musste sich Frau Brandt mit ihren Leidensgenossen in der grössten Halle des Lagers versammeln. Ein Funktionär las die Namen von zehn Personen vor, die ihres Weges gehen durften. Frau Brandt war eine von ihnen. Sie konnte ihr Glück kaum fassen, als sie nach Hause kam und ihre ebenso fassungslosen Angehörigen in die Arme schloss. Niemand konnte sich erklären, warum sie verschont geblieben war.<sup>56</sup>

Weil die Brandts ihre Arztpraxis bis zum letzten Kriegstag weiterbetrieben, waren sie in der Lage, so etwas wie ein improvisiertes Notlazarett auf die Beine zu stellen, als sowjetische Truppen die Hauptstadt einnahmen. In diesen alptraumhaften Tagen operierten die Brandts ohne Pause verwundete sowjetische Soldaten, und Thekla und ihre Schwester fungierten dabei als Sanitäterinnen und Operationsassistentinnen. (Ihre Brüder waren noch nicht aus Zerbst zurückgekehrt.) Die sowjetischen Offiziere, die die Besetzung des Mietshauses leiteten, in dem die Familie Brandt wohnte und arbeitete, dankten ihnen ihre guten Taten und sorgten dafür, dass sie die wilden und gesetzlosen Wochen nach Ende der Kampfhandlungen unbeschadet überstanden. Dann kamen die beiden Brüder Theklas nach Hause. Trotz aller haarsträubenden Widrigkeiten hatte die gesamte Familie überlebt.<sup>57</sup>

Weibliche jüdische Mischlinge blieben, wie die zuletzt geschilderten Beispiele zeigen, von Zwangsaufhalten in Arbeitslagern oder Gefängnissen und den damit verbundenen Unbilden verschont, obwohl das Damoklesschwert der Verhaftung und Einkerkering immer über ihnen schwebte. Zwangsarbeit in irgendeiner Form mussten freilich die meisten weiblichen Mischlinge leisten. An manchen ging dieser Kelch vorüber, weil sie einfach zu jung waren. Das Schicksal der Schülerin Ursula Kühn aus Hamburg demonstrierte jedoch, dass andere Spielarten der Diskriminierung existierten, die emotional ebenso verletzend waren wie eine regelrechte Inhaftierung. Ursula führte ein unruhiges Leben, mehrmals hin und her geschoben zwischen ihrer mittellosen allein stehenden Mutter und ihren Verwandten in Giessen, wo sie erleben musste, wie mehrere ihrer Angehörigen ablehnend auf sie reagierten und ihre Anwesenheit kaum ertrugen. Ihre Besuche im heimatlichen Hamburg verliefen trotzdem alles andere als tröstlich. Im Juli 1943 überlebten Ursula und ihre Mutter den schrecklichen Bombenangriff auf Hamburg mit anschliessendem Feuersturm, aber ihre Wohnung war danach völlig zerstört. Von da an befand sich Frau

Kühn, die kein festes Einkommen hatte, ständig auf der Suche nach einer Unterkunft für sich und ihre unter zunehmender psychischer Auszehrung leidende Tochter. Eine zeitweilige Besserung der Lage trat im Januar 1944 ein, als die Behörden Ursulas Schule als Ganze nach Wittstock evakuierten, einer Kleinstadt in Mecklenburg. Als ein Kind unter vielen konnte Ursula dort in eine gewisse Anonymität eintauchen und unter die Fittiche einer freundlichen älteren Dame schlüpfen, der Witwe eines früheren Kommunisten, die mit den Nazis nichts am Hut hatte. Allein, im Juni 1944 holte ihr Status als Mischling Ursula wieder ein. Sie wurde der Schule verwiesen und musste zu ihrer Mutter zurückkehren. In diesem Herbst widerfuhr es dem Mädchen, dass ein Beamter im für sie zuständigen Arbeitsamt angesichts der unübersehbaren Zeichen ihrer emotionalen Überforderung Mitleid mit Ursula bekam und ihr Reisedokumente besorgte, die Frau Kühn die Möglichkeit eröffneten, Ursula wieder zu den Verwandten im weniger gefährdeten Giessen zu schicken. Ihre Mutter hoffte, das Mädchen werde in der hessischen Provinzstadt, in der alliierte Bomber bislang nur selten aufgetaucht waren, sicherer aufgehoben sein. Schliesslich hatten Frau Kühns arische Schwester und deren Familie dort eine noch unbeschädigte Wohnung. Allein, bei ihrer Ankunft fand Ursula ihre Verwandten in tiefer Trauer vor – ihr ältester Sohn war gerade in Russland gefallen. Ihr zweiter Sohn war in Frankreich als vermisst gemeldet und vermutlich ebenfalls tot. Ihre Tochter, zwei Jahre älter als Ursula, diente bei der Luftwaffe als «Blitzmädchen», und zwar in einer frontnahen Kampfzone, und ihre Familie bangte Tag für Tag um ihr Leben. Man konnte den Leuten nicht verdenken, dass sie die Gefahr, in der ihre Tochter schwebte, mit der weniger bedrohlichen Situation verglichen, in der sich Ursula befand, die allerdings als Mischling zu militärischen Hilfsdiensten gar nicht zugelassen war. Bekanntlich konnte sie auch ihre schulische Ausbildung nicht fortsetzen und hatte kaum Aussicht, eine Anstellung zu finden. Giessen war keine Grossstadt, und weil Ursula schon mehrmals Besuchszeiten hier verbracht hatte, wusste die ganze Nachbarschaft, dass sie Mischling war; auf den Schutz der Anonymität konnte sie also nicht hoffen. Im Grunde war sie dazu verurteilt, wie eine Gefangene in der Wohnung ihrer Verwandten zu sitzen und die Zeit totzuschlagen. Sie hatte dort keinerlei Privatsphäre, und während ihre Tante sich hin und wieder mit ihr beschäftigte, trat ihr Onkel ihr regelrecht feindselig gegenüber, und sie konnte nirgendwohin ausweichen.<sup>58</sup>

Einige Monate vergingen. Obwohl Ursula wusste, dass ihre Mutter in Hamburg von der Hand in den Mund lebte, schrieb sie ihr einen Brief mit der Bitte,



nach Hause zurückkehren zu dürfen, schickte ihn jedoch nicht ab, weil sie sich eingestehen musste, dass es ihre Mutter überfordern würde, sie bei sich aufzunehmen. Am Ende fand Ursula sich mit ihrem trostlosen Dasein in Giessen ab. Aber auch hier holten der Krieg und die NS-Bürokratie sie wieder ein. Giessen war Standort einiger Industriefirmen und ausserdem ein nicht unbedeutender Eisenbahnknotenpunkt. Am 6. Dezember 1944 deckte die Royal Air Force die Stadt mit Brandbomben ein. Hunderte Einwohner verbrannten, darunter Dutzende in Ursulas Nachbarschaft. Sie und ihre Verwandten kamen gerade noch mit dem Leben davon und flüchteten, wie Tausende ihrer Mitbürger, zu Fuss aus der Stadt, in der Hoffnung, irgendwo ein Unterkommen zu finden. Im Gedränge wurde Ursula von ihrer Tante und ihrem Onkel getrennt und schloss sich einer Gruppe von Zivilisten an, die die Lahn aufwärts marschierten. In einem Dorf bei Marburg wurde Ursula zusammen mit mehreren anderen Mädchen untergebracht. Sie fristeten eine primitive Existenz. Ursula war die meiste Zeit barfuss unterwegs, und ihr 80jähriger Grossvater erlag in eben diesem Dorf einer Lungenschädigung, die er sich durch die Einwirkung von Brandbomben zugezogen hatte. Allein, trotz aller Unannehmlichkeiten des Flüchtlingslebens schöpfte Ursula aus ihrer neuen Situation eine eigentümliche Genugtuung: Die meisten ihrer Schicksalsgenossen hatten keine Ahnung, dass sie Mischling war. Für Ursula war das ausgebrochene Chaos ein Segen. Die Macht der Nazis über ihr Schicksal zerfiel.

Als der Frühling kam, vervielfachten sich die Anzeichen für die über Deutschland hereinbrechende Niederlage. Soldaten marschierten in ungeordneten Haufen durch Ursulas Dorf. Manche waren Wehrmachtssoldaten, die ihre Haut zu retten versuchten. Andere gehörten der Waffen-SS oder der regulären SS an und waren auf fortgesetzten Abwehrkampf programmiert. Am Ende verschwammen all die Eindrücke bei Ursula zu einer verwirrenden Bildercollage von Uniformierten, die in alle möglichen Richtungen stapften. Ihre Verwandten hatten Ursula inzwischen aufgespürt, aber das Wiedersehen mit ihnen bereitete ihr wenig Freude. Die Motorengeräusche alliierter Militärflugzeuge, die über das Dorf jagten, wurden zu einem festen Bestandteil ihres Alltags. Dann, eines Morgens, erwachte das Dorf von einem Lärm anderer Art. Die Leute schauten zum Horizont hinüber, Ursula eingeschlossen. Und plötzlich brachen aus dem nahe gelegenen Wald Panzer in Linienformation. Die Verwaltung befahl der Einwohnerschaft zum Glück, weisse Fahnen zu hissen, und so kapitulierte das Dorf vor den Amerikanern, ohne dass ein Schuss fiel. Manche der

Zuschauer hatten ein mulmiges Gefühl, doch Ursula Kühn gehörte ganz gewiss nicht zu ihnen. Noch ein halbes Jahrhundert später erklärte sie mit beeindruckender Eindringlichkeit: «Es war der glücklichste Augenblick in meinem Leben!»<sup>59</sup>

## Mischlinge in kleineren Zwangsarbeitslagern

Die meisten Mischlinge erlebten das Kriegsende in Zwangsarbeitslagern. Viele befanden sich in grossen, von der Organisation Todt (OT) betriebenen und beaufsichtigten Lagerkomplexen. Doch nicht wenige landeten auch an kleineren, oft obskuren Einsatzorten. Allen Zwangsarbeitslagern war eines gemeinsam: Ihre Insassen wurden miserabel gepflegt, waren ebenso miserabel untergebracht und von jeder Interaktion mit der Bevölkerung abgeschnitten. Es existierte eine verwirrende Vielzahl solcher Arbeitslager, und die Situation der zwangsinternierten Mischlinge wies von Lager zu Lager, von Ort zu Ort deutliche Unterschiede auf. Einige der in diesem Buch bereits erwähnten grösseren Lager fassten mehrere Tausend Mann und waren von schwer bewaffneten Sicherheitskräften bewacht, was ihnen die äussere Anmutung von Konzentrationslagern verlieh, ein Eindruck, zu dem der Umgang des Aufsichtspersonals mit den Häftlingen in manchen Fällen durchaus passte. Andere Lager waren kleiner und wurden weniger brutal geführt. Die Wiesbadener Gestapo verhaftete Ende 1944 oder Anfang 1945 im Rhein-Main-Gebiet Hunderte Mischlinge, die für den Einsatz in mittelgrossen Arbeitslagern vorgesehen waren. Viele landeten in einem Lagerkomplex namens Blankenburg/Derenburg. Bei einer später durchgeführten Razzia der Gestapo im etwas provinzielleren Kassel blieben gerade einmal vierzig Unglückliche im Fangnetz hängen. Diese Kasseler Mischlinge wurden im OT-Lager Bähr im nahe gelegenen Bettenhausen interniert, wo sie einen bombensicheren unterirdischen Bau für ein Krankenhaus anlegen mussten. Es gab aber auch noch kleinere Arbeitslager wie das in Witzenhausen, einer Kleinstadt bei Kassel, wo in den letzten Kriegsmonaten ganze vierzehn Mischlinge gefangen gehalten wurden. In ganz Deutschland wurden Mischlinge in solchen kleinen bis mittelgrossen Zwangsarbeitslagern ausgebeutet.

In der grössten Stadt Hessens, Frankfurt am Main, in der Vorkriegszeit eine der grossstädtischen Hochburgen des deutschen Judentums, führte die Gestapo noch im Januar 1945 eine grosse Erfassungsaktion zur Rekrutierung von Mischlingen durch. Die Beschlusslage lautete, dass sobald man eine ausrei-

chende Zahl Mischlinge beisammen habe, diese in ein OT-Lager in Derenburg verfrachtet werden sollten. Letzten Endes waren es rund sechzig männliche Mischlinge aus Frankfurt, die sich in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar 1945 auf einem Bahnsteig des Frankfurter Hauptbahnhofs wiederfanden. Die Abfahrt ihres Zuges war für 3 Uhr morgens festgesetzt, da die Gestapo vermeiden wollte, dass ihr Abtransport vor den Augen der Öffentlichkeit stattfand. Ein etwas prominenteres Mitglied der Gruppe war Heinz Karry, der früher eine Rolle in der Frankfurter Wirtschaft gespielt hatte und nach dem Krieg Bekanntheit als Politiker erlangen sollte, dessen Hauptinteresse in diesem Moment aber einzig und allein dem Überleben galt. Die Gestapobeamten sperrten die Häftlinge in eiskalte Waggons, dann setzte sich der Sonderzug Richtung Osten in Bewegung, erst nach Blankenburg und danach, nach einem unschönen, von brüllenden Befehlen schlecht gelaunter Bewacher begleiteten Umsteigehalt, weiter nach Derenburg, wo sie am folgenden Tag eintrafen. Dort verharrten die Männer eine Woche lang im Dreck und in völliger Untätigkeit. Schliesslich marschierte die Gruppe unter Bewachung zu einem ehemaligen Wirtshaus mit dem verheissungsvollen Namen *Zum Weissen Adler*. Er diente als Domizil für das Lager Derenburg.

Ein OT-Hauptführer namens Frenke empfing die Karry-Gruppe. Er kam sofort zur Sache, nämlich zur Ausgabe von Befehlen und Regularien. Die zentrale Botschaft des unnahbaren und unfreundlichen Herrn Frenke an die Häftlinge lautete, dass sie hier von der übrigen Welt abgeschnitten waren. Anders gesagt: Er konnte mit ihnen machen, was er wollte. Des Weiteren gab er bekannt, dass es in diesem Lager üblich sei, dass die Insassen aus ihrer Mitte einen «Lagerältesten» und einen «Stubenältesten» wählten. Diese beiden würden gegenüber den Vertretern der OT die Verantwortung für das Verhalten der Häftlinge tragen. Die Gruppe wählte Karry zu ihrem Lagerältesten und Dr. Ernst S., einen Juristen, zu ihrem Stubenältesten. Die Aufgabe der Häftlinge bestand darin, einen grossen bombensicheren Keller für eine künftige Ölraffinerie auszuheben. Ohne weitere Formalitäten wurden die Frankfurter Mischlinge einem bereits vorhandenen Kontingent von Fremdarbeitern zugeschlagen und sogleich an die Baustelle geführt. Leider kam es schon kurz nach der Ankunft der Männer im Lager Derenburg zu einem hässlichen Vorfall, der die Brutalität des dort herrschenden Lagerregimes widerspiegelte.<sup>60</sup>

In seine Eröffnungsansprache an die neuen Häftlinge hatte Hauptführer Frenke eine unmissverständliche Warnung eingeflochten: Jeder, der zu fliehen

versuche, werde gefasst und in ein Konzentrationslager überstellt. Damit nicht genug, werde die Lagerleitung für jeden Fluchtversuch auch die anderen Häftlinge bestrafen, indem sie sie in ein noch schlimmeres Lager verlegen würde, zum Beispiel in die Steinbrüche im nahe gelegenen Blankenburg. Die meisten der Männer hatten jüdische Verwandte, die schon in Konzentrationslager deportiert worden waren, unter anderem nach Auschwitz; zwar wusste niemand Genaues über das weitere Schicksal dieser Angehörigen, aber alle hatten Gerüchte über Massentötungen gehört. Die meisten der Männer waren sich sofort einig darin, dass vorläufig keine Fluchtversuche unternommen werden sollten. Vielleicht würden sie Pläne für einen späteren Massenausbruch schmieden, aber erst, wenn der richtige Zeitpunkt dafür da war. Unglücklicherweise vertrat Albert S., ein Musiker, eine andere Meinung.

Dass es mit Albert S. Ärger geben könnte, hatte sich schon während der ungemütlichen Zugfahrt abgezeichnet. Willi K., ein 35jähriger Lastwagenfahrer aus Frankfurt, hatte während des Transports neben Albert S. gesessen und einen wenig schmeichelhaften Eindruck von diesem Reisegefährten gewonnen. Albert S. hatte sich ausgiebig seiner eigenen Leistungen und Grosstaten gerühmt. Zum grossen Verdruss von Willi K. hatte er lauthals über seine beträchtlichen Einkünfte, seine hochkarätigen Beziehungen und sein Geschick im Organisieren von Dingen schwadroniert, ohne jede Sensibilität dafür, dass andere in Not und Elend lebten.<sup>61</sup> Willi K. und andere aus der Gruppe, in der Mehrheit einfache Arbeiter, waren eine solche Grossmäuligkeit nicht gewöhnt. Sie waren denn auch nicht besonders überrascht, als Albert S. sich sofort nach ihrer Ankunft im Lager krank meldete. Er erklärte sich auch am nächsten und übernächsten Tag für krank, obwohl die Sanitäter ihn drängten, sein Krankenbett für andere zu räumen – dem Kontingent gehörten viele ältere Mischlinge mit schweren gesundheitlichen Problemen an. Albert S. wollte davon nichts wissen. Er behauptete, an einer schweren Entzündung des Ischiasnervs zu leiden. Etwa zehn Tage lang liessen die anderen Lagerinsassen ihn gewähren. Dann versuchte Karrys Stellvertreter, Dr. Ernst S., Albert zur Räumung seines Krankenbetts zu überreden. Er äusserte Verständnis für die Empörung des Musik-Impresarios über die Zustände im Lager. Andererseits gab er zu bedenken, dass alle Insassen gleichermassen unter diesen Zuständen zu leiden hatten und dass sie alle zusammenhalten müssten, um ihr Überleben zu sichern. Albert S. beantwortete diese Gardinenpredigt damit, dass er am nächsten Abend einen Fluchtversuch unternahm. Es waren die Häftlinge selbst, die bei ihrem eigenen abendlichen Appell sein Fehlen bemerkten.

Panik machte sich breit. Doch anstatt die Flucht des Albert S. und die zu erwartenden Konsequenzen einfach passiv hinzunehmen, hielten die Männer Krisenrat und beauftragten zwei körperlich gesunde Mitglieder ihrer Gruppe, Albert aufzuspüren, bevor die Lagerleitung von seinem Verschwinden erfuhr. Die Häftlinge konnten sich ziemlich sicher sein, wo Albert S. zu finden war. Der Bahnhof im nahegelegenen Halberstadt war der logische Anlaufpunkt für jeden, der aus Derenburg fliehen wollte. Ihre Vermutung bestätigte sich: Die beiden ausgesandten Häftlinge durchstreiften nicht ohne ein gewisses persönliches Risiko den Bahnhof von Halberstadt, schauten sich in den (geschlechtergetrennten) Warteräumen um und entdeckten Albert S. mitten zwischen wartenden Frauen, eine Fahrkarte in der Hand. Sie führten ihn ins Lager zurück, wo sie um halb vier Uhr morgens eintrafen. Wütend, weil Albert S. ihr aller Leben aufs Spiel gesetzt hatte, umringten die Häftlinge den Gestellten, und einer von ihnen holte plötzlich aus und versetzte ihm eine Ohrfeige. Gleichzeitig herrschte Heinz Karry ihn an: «Du bist kein Mischling ersten Grades, du bist ein Dreckschwein!» Ein weiterer Häftling beschimpfte Albert, versetzte ihm einen Puff und entfernte sich. Der nächste trat heran und tat dasselbe. Inzwischen hatte sich eine Warteschlange gebildet, und sie wurde zu Alberts Scherbengericht. Keiner der Häftlinge, so beteuerten die Augenzeugen später, habe dem Verräter mehr als einen Schlag versetzt, und viele der Hiebe seien eher symbolische Gesten als harte Treffer gewesen. Wie auch immer, nachdem der letzte aus der Gruppe seine Ohrfeige abgeliefert hatte, brach Albert S. zusammen. Überzeugt, dass er genug eingesteckt hatte, trugen Karry und andere ihn in eine dunkle Ecke, statt ihn ins Bett zu bringen. Sie fürchteten, ihre Bewacher würden ihn schwer züchtigen, wenn sie ihn nach der Weckzeit noch im Bett liegend vorfanden. Es war inzwischen 4 Uhr morgens, Aufstehzeit war 5 Uhr. Ein weiterer schwerer Arbeitstag lag vor ihnen allen.<sup>62</sup>

Nach dem Aufstehen marschierten die Häftlinge zur Baustelle und nahmen die Grabarbeiten für die Untergrund-Raffinerie wieder auf. Der Stubenälteste Dr. Ernst S. blieb zurück, um nach Albert S. zu sehen, während der Lagerälteste Karry mit den Männern ging. Da Karry an diesem Tag nicht zu einer bestimmten Arbeit eingeteilt war und sich Sorgen um Albert S. machte, kehrte er noch am Morgen ins Quartier zurück, um sich mit ihm auszusprechen. Zu seiner Überraschung lag der Mann noch immer in der Ecke. In ernster Sorge riefen er und Ernst S. nach der Lagerärztin, erfuhren aber, dass sie nicht da war. Tatsächlich gab es für die Insassen des Lagers Derenburg keine wirkliche ärzt-

liche Betreuung. Die beiden Männer rannten zu Albert S. zurück, nur um feststellen zu müssen, dass er tot war. Sie waren entsetzt und bastelten eine plausibel klingende Erklärung für den Tod Alberts zusammen, die sie der Lagerleitung auftrichteten und in der von einem Fluchtversuch mit keinem Wort die Rede war. Dann arbeiteten sie das vorgesehene bürokratische Verfahren ab: Nachricht an die abwesende Ärztin, Bestellung des Leichenbeschauers, Anforderung eines Leichenwagens, um Alberts sterbliche Überreste einem ordentlichen Begräbnis zuzuführen. Währenddessen schmückten sie ihre Geschichte weiter aus und erzählten ihren Aufsehern, der unglückliche Albert S. sei auf einer Treppe mit ungleichmässig hohen Stufen gestürzt und an einer Kopfverletzung gestorben. Die schmerzlichste Aufgabe, die Karry erledigen musste, war das Abfassen eines Briefes mit Kondolenzwünschen an Alberts Witwe.

Die Situation, mit der Karry und seine Mithäftlinge im Lager Derenburg konfrontiert wurden, war scheusslich. Doch anders als die Unglücklichen, die nach 1933 in einem Konzentrationslager oder nach 1944 in einem der schlimmeren OT-Arbeitslager landeten, überlebten die meisten Insassen des OT-Lagers Derenburg ihre Gefangenschaft an diesem unwirtlichen Ort zwischen Januar und April 1945, als sie von amerikanischen Truppen befreit wurden. Schlecht genug war es ihnen trotzdem ergangen. Karl M., auch er zu einer OT-Hundertschaft im Lager Blankenburg/Derenburg eingezogen, hatte bei seiner Ankunft gesunde 85 Kilo gewogen. Als die Amerikaner keine neun Wochen später das Lager erreichten und befreiten, wog er 25 Kilo weniger und litt an einem während der Lagerhaft erworbenen akuten Rheuma, das ihm zur dauerhaften Behinderung wurde. Hinrichtungen fanden in Blankenburg/Derenburg offenbar nicht statt, aber das änderte nichts daran, dass für die Häftlinge ihre Lagerzeit ein Alptraum war.<sup>63</sup> Der Tod des Albert S. sorgte für zusätzlichen emotionalen Stress. Als nach dem Krieg ein deutsches Gericht den Mischlingen bescheinigte, dass sie am Ableben ihres Mithäftlings nicht schuldig seien, akzeptierte die Witwe S. dieses Urteil nicht, sondern focht es durch mehrere Berufungsinstanzen hindurch bis 1958 an. Das traurige Schicksal des Albert S. machte deutlich, dass alle Mischlinge, die in das unmenschliche Lagersystem der Nazis hineingesogen wurden, in eine abnormale Welt gerieten, in der Entbehrung, Gewalt und Brutalisierung zur Normalität wurden. Der Fall Albert S. demonstrierte noch eine weitere fundamentale Tatsache: Inhaftierte Mischlinge hatten weitaus bessere Überlebenschancen, wenn sie zusammenhielten. Ein Verhalten nach dem Motto «jeder für sich» war in vielen Fällen selbstmörderisch.

Einer der am schwersten nachvollziehbaren Aspekte im Häftlingsleben von Mischlingen, die 1944 und 1945 als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, war die schiere Willkür, die dem gesamten Geschehen innewohnte. Es konnte Häftlingen passieren, dass sie plötzlich an einen unscheinbaren Einsatzort versetzt wurden, kleiner und schäbiger noch als Derenburg mit seinen Aussenlagern, und dass anstatt Gestapo, SS oder OT einfach nur irgendwelche mehr oder weniger brutalen Dorfbewohner die Kommandogewalt ausübten, hinter denen die Staatsmacht in Gestalt einer örtlichen Polizeibehörde stand. Karl-Josef G. aus Witzenhausen bei Kassel war einer der Mischlinge, die in genau so eine Situation gerieten. Was ihm widerfahren war, kam erst nach Kriegsende heraus, als er Wiedergutmachung beantragte. Sehr schnell wurde klar, dass in seinem Fall die Namenlosigkeit seines «Lagers» zu einem juristischen Handicap wurde. Ein Lager wie Auschwitz wurde schnell zum Synonym der Judenverfolgung in ihrer ultimativen Form: des Massenmordes. Obskure Verbannungsorte wie Derenburg, Bettenhausen oder Witzenhausen hatten keinen solchen Nimbus. Als nach dem Krieg ein bundesdeutscher Behördenvertreter Zweifel an der Existenz von Karl-Josef G.s Lager äusserte, reagierte dieser mit bitterer Ironie. «Es tut mir leid, dass Sie mich zwingen, die Missstände unseres Lagers zu Papier zu bringen», schrieb er an die Wiedergutmachungsbehörde. «Ich hätte es gern nicht mehr in Erinnerung.»<sup>64</sup>

Sein «Lager» am Rand von Witzenhausen bestand aus einem alten Lehmhaus mit vier Räumen von je etwa 6 bis 8 Quadratmeter Grösse und 1,80 Meter Deckenhöhe. In jedem dieser Räume waren durchschnittlich fünf Personen untergebracht. Jeder Insasse richtete sich selbst ein Bett her, aus mit Stroh oder anderem Material gefüllten Säcken. Die Verpflegung bestand an den meisten Tagen aus Suppe und Brot. Als man Karl-Josef G. nach den sanitären Einrichtungen fragte, konnte er nur lachen. Nein, es habe weder Toiletten noch fließendes Wasser gegeben. Nein, das Lager habe weder über eine Heizung noch über Waschgelegenheiten oder sonstige Annehmlichkeiten verfügt. Jede weitergehende Beschreibung, erklärte Karl-Josef G., würde besser in einen im Mittelalter spielenden Roman passen. Die Insassen des Lagers waren Personen, deren gemeinsames Merkmal irgendeine Verbindung zu Juden war. Neben Mischlingen fanden sich arische Ehemänner jüdischer Frauen. Die zusammengewürfelten Lagerhäftlinge stellten fest, dass ihre Bewacher der Gestapo angehörten. Sie gaben sich kalt und unpersönlich und machten keinen Hehl aus ihrem Hass auf die Häftlinge. Bei den Bürgern von Witzenhausen, die nach der

Pfeife der Gestapo tanzten, hiess das Lehmhaus allgemein «das Judenlager». Der Auftrag der Häftlinge bestand darin, Stollen in das bergige Gelände zu treiben – angeblich für ein Ausweichlazarett. Zahlreiche Verbote und Einschränkungen waren ihnen auferlegt: So durfte kein Bewohner des «Judenlagers» dieses verlassen oder mit der Aussenwelt kommunizieren. Erst recht war es ihnen verboten, Versammlungen, Kinos, Lokale oder irgendwelche anderen öffentlichen Einrichtungen zu besuchen. Die Häftlinge wurden so angesehen und behandelt, als seien sie Ausserirdische; ihre Aufseher hatten Anweisung, ihnen jeden Umgang mit Bewohnern der Stadt, insbesondere mit Frauen, unmöglich zu machen. Sie durften bei Bombenalarm nicht einmal öffentliche Luftschutzbunker aufsuchen. Weil Witzenhausen klein war, wussten beide Gruppen, Einwohner und Häftlinge, wer wohin gehörte. So kam es, dass sich die Mischlinge und die anderen Insassen des «Judenlagers» selbst dann, als die Gestapo sich verdrückt hatte, nicht trauten, die Einheimischen anzusprechen, zumal diese ihnen ihre Feindseligkeit vom Moment ihrer Ankunft an gezeigt hatten. Wenn das Beispiel Witzenhausen eine Lehre bereit hielt, dann die, dass die Internierung in einem kleinen Provinznest für Mischlinge nicht unbedingt die glücklichere Alternative war. Im Übrigen schien das «Judenlager» von Witzenhausen nicht so sehr mit den Bedürfnissen der deutschen Rüstungswirtschaft zu tun zu haben als mit dem Bedürfnis, Angehörige einer unliebsamen Minderheit zu diskriminieren und zu bestrafen.<sup>65</sup>

### Ein Mischling als Überlebender zweier Lager

Die ungewöhnliche Geschichte eines sehr jungen deutschen Mischlings umfasst zwei Internierungen und ein glückliches Ende, das fast einem Wunder gleichkam. Wolfgang F. war 1926 in Eltville im Rheingau als Sohn einer arischen Mutter und eines jüdischen Vaters geboren. Die Ehe seiner Eltern ging zu Bruch, und Wolfgang's Vater wurde letzten Endes nach Auschwitz deportiert. 1940 setzten fanatische NS-Bürokraten im Rheingau durch, dass Mischlinge keine staatlichen Schulen mehr besuchen durften; der zu diesem Zeitpunkt 13jährige Wolfgang F. beschloss, Friseur zu werden. Die Menschen würden immer jemanden brauchen, der ihnen die Haare schnitt. Seine Bemühungen um Aufnahme in eine Friseurschule oder um eine Lehrstelle in einem Friseursalon blieben jedoch erfolglos. Ein Friseurmeister aus einer Nachbarstadt



schenkte ihm schliesslich reinen Wein ein. Mischlinge, erklärte er ihm, hätten keine Chance, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Wolfgang F. fand schliesslich Arbeit bei dem Bauunternehmen Jean Müller und arbeitete dort zwei Jahre lang als Bauhilfsarbeiter. Was der junge Wolfgang F. nicht wusste, war, dass nach der Deportation seines Vaters nach Auschwitz und nach seinem eigenen erzwungenen vorzeitigen Abgang von der Schule die Wiesbadener Gestapo ein Auge auf ihn geworfen hatte, womöglich weil sein Name auf einer Liste sozialhilfeberechtigter Personen stand. (Allerdings bezog er keine Sozialhilfe.) Es gab zwei zahlenmässig ins Gewicht fallende Kategorien von Mischlingen, die in der NS-Periode pauschal getötet wurden. Das Schicksal der einen Kategorie wurde am 5. November 1942 besiegelt, als Gestapochef Heinrich Müller den Befehl erteilte, alle zu dem Zeitpunkt in deutschen Konzentrationslagern einsitzenden Juden und jüdischen Mischlinge in die Vernichtungslager im polnischen Generalgouvernement zu deportieren. Die zweite Kategorie umfasste minderjährige jüdische Mischlinge, die sich in Waisenhäusern und anderen Wohlfahrtseinrichtungen befanden. In den Jahren 1943 und 1944 verlegten die Nazis diese Heimkinder in eine Sondereinrichtung in einem Ort namens Hadamar unweit von Wiesbaden.<sup>66</sup>

Im August 1943 wurde Wolfgang F. von Gestapobeamten abgeholt. Nach einer Zugfahrt führte der Weg des 17jährigen durch die Strassen einer Kleinstadt zu einem grossen öffentlichen Gebäude. Der Name Hadamar sagte Wolfgang zunächst überhaupt nichts. Bald jedoch wurde ihm klar, dass man ihn in eine staatliche Heilanstalt für geistig und körperlich Behinderte gesteckt hatte. Wie er später erfuhr, war Hadamar einer der sechs Orte, an denen die Nazis zwischen 1939 und 1941 ihre Euthanasie-Kampagne gegen geistig behinderte Menschen anlaufen liessen.<sup>67</sup> Nur die negative Reaktion der Öffentlichkeit und die Proteste namhafter katholischer Kirchenvertreter wie des Bischofs Clemens von Galen hatten bewirkt, dass Hitler dieses Programm auf Eis legte (so schien es zumindest). Doch nun erfuhr Wolfgang F. 1943 aus erster Hand, dass die Einrichtung, in die man ihn eingeliefert hatte, auch jetzt noch, ein gutes Jahr nach dem Stopp des Euthanasieprogramms, in üble Machenschaften verstrickt war.<sup>68</sup>

Nur weil Wolfgang F. Hadamar durch glückliche Umstände überlebte, konnte er nach dem Krieg die Wiedergutmachungsbehörden darüber aufklären, was in den frühen 40er Jahren in den oberen Stockwerken der Anstalt vor sich gegangen war. Eine Heilanstalt war die Einrichtung zu dem Zeitpunkt sicher nicht. Es habe dort, berichtete er, «eine besondere Abteilung» gegeben, «in der

sich ausschliesslich aus rassistischen Gründen dorthin eingelieferte Menschen befanden. In meiner Abteilung befanden sich etwa achtzehn Jungen, die alle halbjüdisch waren. Ausserdem gab es eine entsprechende Abteilung für Mädchen mit einer Gesamtanzahl von etwa zwanzig.» Dieser Teil der Einrichtung wurde offiziell als «Erziehungslager» bezeichnet, was jedoch ein Euphemismus war, weil dort nichts stattfand, das man Erziehung hätte nennen können. Die Insassen, zwischen 16 und 18 Jahren alt, wurden vielmehr für Arbeiten aller Art auf dem Anstaltsgelände, in den Gärten und an den Gebäuden eingesetzt. Beaufsichtigt wurden sie dabei «von dem Pfleger Willich und dem Oberpfleger Rudolf». Direktor der Anstalt war ein Dr. Wahlmann. Ein anderer verdächtiger Umstand kam durch spätere Recherchen ans Licht: Nach aussen hin als Behindertenheim firmierend, operierte Hadamar in Wirklichkeit unter der Leitung eines SS-Sturmbannführers, wohl kaum die richtige Trägerschaft für eine karitative Pflegeeinrichtung. Wolfgang F. schwante schon während seines Aufenthalts, dass das Personal nicht unbedingt das Wohlergehen der im Heim untergebrachten Jugendlichen im Auge hatte. «Im Verlaufe meines Aufenthalts in Hadamar», schrieb er später, «fiel es auf, dass verschiedene meiner Leidensgenossen einfach verschwanden. Wenn jemand zum Arzt bestellt wurde, wussten wir schon, was los war, und haben auch wiederholt beobachtet, dass die Betroffenen dann tot heruntergeschafft wurden. Auf diese Weise verschwanden in den sechs Wochen, in denen ich in Hadamar war, aus unserer Gruppe von anfangs achtzehn Personen schliesslich alle bis auf etwa sieben.»<sup>69</sup>

Auch die Heiminsassen, die nicht den unwiderruflichen Weg ins Obergeschoss antreten mussten, lebten in der Anstalt gefährlich. Ihre «Pfleger» waren harte Knochen, die zu Gewalttätigkeit neigten. Als beispielsweise Pfleger Willich einmal mit Wolfgang F. unzufrieden war, zückte er seinen Schlagstock und versetzte dem 17jährigen einen Hieb über den Schädel. Bei einer späteren Untersuchung stellte sich heraus, dass Willich dem Jungen den Schädelknochen gespalten und dass sich ein Abszess gebildet hatte, der noch jahrelanger Behandlung bedurfte. Mitte Oktober 1943, kurz nach dem Stockhieb, kam die Reihe an Wolfgang E, zu einer Vorsprache im Obergeschoss «eingeladen» zu werden. Mit einem flauen Gefühl im Magen betrat er einen Raum, der er noch nie von innen gesehen hatte, doch statt des befürchteten Arztes empfing ihn ein Polizeinspektor namens Klein. Der machte ihm die kurze Mitteilung, er sei hiermit aus Hadamar entlassen. Von Wolfgang F. nach dem Grund gefragt, antwortete der Polizeinspektor nur, es sei eine entsprechende Verfügung ergan-

gen. Wolfgang E konnte wundersamer Weise nach Hause gehen und kehrte sogleich an seinen früheren Arbeitsplatz bei der Baufirma Jean Müller zurück.<sup>70</sup>

Das Schicksal der Kinder von Arthur Schmidt lässt erahnen, wie eng Wolfgang F.s Rendezvous mit dem Tod in Hadamar war. Schmidt und seine Frau Ella hatten drei Kinder, doch Ella starb 1934, sodass Arthur die Tochter und die beiden Söhne von da an alleine erziehen musste. Alle drei Kinder wuchsen im jüdischen Glauben auf und wurden daher von den Nazis als «Geltungsjuden» eingestuft. Irgendwann müssen ihre Namen, zumindest die der beiden jüngeren Geschwister, in einer Liste sozialhilfeberechtigter Personen aufgetaucht sein, denn die Gestapo wurde auf die Familie aufmerksam. 1939 verurteilte ein Gericht den ältesten Sohn, Ludwig, wegen «Rassenschande» mit seiner langjährigen Freundin zu sechs Jahren Gefängnis. Aus dem Gefängnis wurde er irgendwann in ein Lager überstellt, und sein Vater hörte und sah nie wieder etwas von ihm. Nach dem Krieg ersuchte Arthur Schmidt die Behörden um Aufklärung, doch die Beamten der Frankfurter Wiedergutmachungsbehörde konnten nicht helfen. Was aus Ludwig geworden war, blieb im Dunkeln. Arthur Schmidt legte in dem Bemühen, die Behörden auf das ihm zugefügte Unrecht aufmerksam zu machen, Belege für die Entrechtung und Verfolgung seiner Familie vor. Anders als bei seinem ältesten Sohn, herrschte in Bezug auf seine Tochter und den jüngeren Sohn keine Unklarheit darüber, was ihnen widerfahren war. Sie waren 1944 in Hadamar ermordet worden. Dies deckte sich mit der Behauptung Wolfgang F.s, wonach die «Heilanstalt» in Hadamar bis ans Ende des NS-Regimes als Tötungszentrum für minderjährige jüdische Mischlinge gedient hatte.<sup>71</sup>

Wolfgang F. war zwar 1943 lebend aus Hadamar herausgekommen, aber die Behörden hatten ihn natürlich nicht vergessen. Im November 1944 wies die Gestapo ihn in ein Zwangsarbeitslager der Organisation Todt ein. Nachdem er ein Jahr in Freiheit gelebt hatte, fand der mittlerweile 18jährige sich als Häftling in einem Transportzug wieder. Die zwanzig Mischlinge in seiner Gruppe wurden von einem Gestapo- und einem SD-Beamten begleitet, eine hochrangige Gesellschaft für eine so unscheinbare Gruppe. Tatsächlich zeugte die Präsenz dieser Beamten nicht nur von dem hohen Stellenwert, den die Aussonderung von Personen jüdischer Abstammung für die Nazis hatte; die Bewachung solcher Opfer stellte für SS-Leute auch einen willkommenen Anlass dar, sich einem möglichen Fronteinsatz zu entziehen. Wolfgang's Kontingent wurde zunächst in einem Lager in Mokrena in Sachsen untergebracht und bei der Aus-

besserung von Strassenschäden eingesetzt. Im Januar 1945 wurden sie ins Lager Rochau bei Delitzsch verlegt, wo 5.000 Zwangsarbeiter unter Bewachung Munition für die Luftwaffe produzierten.

Unter ihnen waren zahlreiche Ost- und sonstige Fremdarbeiter sowie etliche jüdische Mischlinge. Als Bewacher und Aufseher dienten Soldaten und OT-Funktionäre. Wolfgang F.s Gruppe bestand aus rund 100 Männern aus dem Rheingau und aus Berlin. Untergebracht waren sie in separat gelegenen Baracken ausserhalb des Hauptlagers, die besonders scharf bewacht wurden. Es war ein Glück für diese Hundertschaft jüdischer Mischlinge, dass sie nicht mehr unmittelbar von Gestapobeamten bewacht wurden. Die Verantwortung für die Sicherheit im Lager Rochau trug offenbar vor allem die Luftwaffe. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen waren gleichwohl schwer erträglich. Ihre Unterkunft war primitiv, ihre Verpflegung erbärmlich. Die Mischlinge registrierten allerdings, dass sie dieselben Essensrationen erhielten wie alle anderen Insassen. Die Arbeit war schwer, und da in diesem Lager mit grossen Mengen hoch explosiver Materialien hantiert wurde, bestand für die Arbeiter ein hohes Verletzungs- und Todesrisiko. Ende März 1945 türmten einige aus der Rheingau—Fraktion der Hundertschaft aus dem Lager und schlugen sich, das Chaos der letzten Kriegstage nutzend, nach Hause durch. Wolfgang F. und die meisten anderen zogen es vor, auf gut Glück im Lager zu bleiben, so entbehrungsreich ihr Leben dort auch war. Ende April 1945 überrannten US-amerikanische Truppen Rochau. Mit ihrer Hilfe gelangten die aus dem Rheingau stammenden Mischlinge zurück nach Hause. Mit seinen achtzehn Lebensjahren hatte Wolfgang F. zwei Lageraufenthalte einigermassen schadlos überstanden.<sup>72</sup>

### Mischlinge als «Drückeberger»

Dass jeder jüdische Mischling in Deutschland, der den Versuch wagte, sich der Einziehung zur Zwangsarbeit zu entziehen oder sich aus einem Lager abzusetzen, Gefahr lief, doppelt und dreifach bestraft zu werden, lag auf der Hand. Man musste sich als Mischling darüber im Klaren sein, dass der Versuch, durch die Maschen des von der Gestapo gegen Kriegsende ausgeworfenen Schlepptetzes zu schlüpfen, das Leben kosten konnte. Nur die wenigsten gingen dieses Wagnis ein. Am Beispiel der jüdischen Mischlinge im hessischen Kassel in den Jahren 1944-45 lässt sich dieses Dilemma anschaulich aufzeigen. Die Bedingun-

gen in den Arbeitslagern der Region Kassel waren, verglichen mit denen in manchen anderen Zwangsarbeitslagern, relativ erträglich, aber immer noch höchst strapazios – für einige abschreckend genug, um sich zu verweigern. Von den in Kassel erfassten und angeschriebenen Mischlingen fanden sich vierzig befehlsgemäss an dem ihnen zugewiesenen Einsatzort ein, doch immerhin drei erschienen nicht. Georg B., einer der vierzig, die dem Befehl Folge leisteten, hat überliefert, was den dreien widerfuhr: Einer nahm sich an dem Tag, an dem er sich zum Arbeitseinsatz hätte melden sollen, das Leben. Ein zweiter tauchte in den Untergrund ab, wurde aber schnell ausfindig gemacht und nach Buchenwald deportiert, wo er starb. Auch der dritte wurde nach einiger Zeit geschnappt; er landete in einem Gestapo-Internierungslager in Wehlheiden. Gestapobeamte exekutierten ihn und seine Mithäftlinge einen Tag vor dem Einmarsch amerikanischer Truppen im April 1945.<sup>73</sup> Diesen Männern wurde der Versuch, sich vor der Zwangsarbeit zu drücken, zum Verhängnis. Es gab aber auch einige wenige, die damit durchkamen.

Wenn der Fall des Otto E. irgendetwas demonstriert, dann, dass ein Mischling, der es wagte, sich Befehlen der Gestapo zu widersetzen, viel Glück und viel Kraft brauchte, um seine Haut zu retten. Otto E. war ein junger Ingenieur, wohnhaft, wie Wolfgang E., in Eltville im Rheingau. Er hatte eine jüdische Mutter, die im März 1943 von der Gestapo verhaftet und nach Auschwitz deportiert wurde, wo sie nicht lange überlebte. Otto wusste also, welches Schicksal die Nazis für ihn vorgesehen hatten. Als die Gestapo Ende 1944 in Eltville mit der Erfassung der jüdischen Mischlinge begann, war Otto E. sogleich klar, dass er sein Heil in der Flucht suchen musste. Er tat dies mit Hilfe seiner Angehörigen, seiner Verlobten und des Bürgermeisters von Hattenheim, die alle vom kürzlichen Tod seiner Mutter wussten und darüber bestürzt waren.<sup>74</sup>

Otto E. hatte schon bei früherer Gelegenheit mit der Gestapo Bekanntschaft gemacht. Zum Zeitpunkt der Festnahme seiner Mutter hatten Gestapobeamte ihn verhört und ihn dabei auch über sein Verhältnis zu seinen Nachbarn und insbesondere zu einer jungen arischen Frau befragt, von der die Gestapo annahm, sie sei seine Verlobte. Otto E. hatte dies damals bestritten, und da die Gestapo ihm nicht das Gegenteil beweisen können, hatte sie ihn widerstrebend gehen lassen. Am Samstag, dem 18. November 1944 war Henrika Z., eine junge Frau aus Holland (und Otto E.s künftige Ehefrau), zu Besuch bei Ottos Familie, und Otto wandte sich mit einem dringenden Anliegen an sie. Er erklärte ihr und seinen Verwandten, dass die Gestapo ihm befohlen hatte, sich

am kommenden Montag in Wiesbaden einzufinden, zwecks Abtransport in ein Arbeitslager in Merseburg. Wie Henrika Z. später zu Protokoll gab: «Er war ganz verzweifelt und äusserte, es ginge ihm dann wie seiner Mutter, und wollte sich dieser Anordnung durch Flucht entziehen, wusste aber nicht recht wie und wohin.» Henrikas Eltern lebten zwar seit vielen Jahren in Deutschland, besaßen aber noch die holländische Staatsbürgerschaft. Sie wohnten in Grefrath bei Krefeld unweit der deutsch-holländischen Grenze, und Henrika war sicher, dass sie helfen würden.<sup>75</sup>

Otto, Henrika und einige Mitglieder von Ottos Familie suchten anschliessend den Bürgermeister von Eltville-Hattenheim, Herrn Eskelund, auf, der Verständnis für Ottos Vorhaben zeigte und die Passierscheine ausstellte, die Otto benötigte, um öffentliche Verkehrsmittel benutzen zu können. Am folgenden Montag bestieg Otto einen Zug, fuhr aber nicht befehls-gemäss nach Wiesbaden, sondern weiter nach Giessen, wo er sich mit seiner Verlobten verabredet hatte. Von dort aus fuhren sie über Nebenstrecken weiter und trafen zwei Tage später in Krefeld ein. Allein, statt hier eine ruhige Zuflucht zu finden, landeten sie in einer Kampfzone, noch dazu genau während eines alliierten Bombenangriffs. Die Westfront war zu dieser Zeit nahe an Krefeld herangerückt, denn die alliierten Truppen trafen Vorkehrungen, den Durchbruch über den Rhein zu vollziehen. In der Stadt wimmelte es von Wehrmachtssoldaten, und Otto und seine Begleiterin hatten das beklemmende Gefühl, als junge Zivilisten ungeheuer aufzufallen. Sie waren klug genug, erst nach Einbruch der Dunkelheit das Haus von Henrikas Eltern in Grefrath anzusteuern. Aber auch dieses erwies sich als höchst unsicheres Refugium. Überall in der Nachbarschaft waren Soldaten einquartiert, und Otto E. fühlte sich gezwungen, ganz und gar von der Bildfläche zu verschwinden. Henrika wiederum war klar, dass ihre Abwesenheit aus Eltville wahrscheinlich Verdacht erregen würde, und so fuhr sie, nachdem sie ihren Verlobten mit dem Nötigsten versorgt hatte, möglichst schnell wieder zurück, um nicht die NS-Häscher auf Ottos Spur zu bringen.<sup>76</sup>

Für Otto E. begannen qualvolle sechs Monate. «Während dieser Zeit hielt ich mich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands verborgen. Ich war, da ich keine Lebensmittelkarten besass, voll und ganz auf die Mildtätigkeit fremder Menschen angewiesen und oft buchstäblich dem Hunger ausgesetzt.» Seine Qualen waren nicht bloss körperlicher Natur. «Dazu kam eine schwere seelische Belastung», erinnerte er sich später. Otto war klar, dass er zu keinem Mitglied seiner Familie Kontakt aufnehmen durfte. Es war zu diesem Zeitpunkt allgemein bekannt, dass auch Männer und Frauen mit jüdischem Ehepartner in

Arbeitslager eingewiesen wurden, und Otto fürchtete, seinem verwitweten Vater könne ein solches Schicksal blühen. Obwohl er sich nur zu gerne nach dem Ergehen seines Vaters erkundigt hätte, wagte er nicht, Kontakt mit irgendjemandem aufzunehmen. Ottos Dasein als Kellerflüchtling in dem Haus in Grefrath wurde zu einem unkalkulierbaren Risiko. Angesichts der dichten deutschen Militärpräsenz in der Stadt war sowohl ihm als auch Henrikas Eltern klar, dass er früher oder später auffliegen musste. In einer Kampfzone stand es der Wehrmacht jederzeit frei, zivile Wohnhäuser zu requirieren. Zunächst grub Otto sich einen Tunnel und verkroch sich einige Wochen in ihm, mit dem Nötigsten versorgt von Henrikas Eltern und einigen wenigen ins Vertrauen gezogenen Nachbarn. Kein Tag und keine Nacht verging ohne den angstvollen Gedanken, er könne auffliegen, doch seine Helfer waren klug genug, sich keine Blöße zu geben, und Otto blieb unentdeckt. Doch mit jedem Monat strömten mehr deutsche Truppen in die Region, um sich den vorrückenden alliierten Armeen entgegenzustellen. Otto E. gab später zu Protokoll, wie er auf diese Situation reagierte: «Um die Leute, die bei Nacht und Nebel für meine Verpflegung sorgten, nicht ernsthaft zu gefährden, [musste ich] mein Versteck verlassen.» Ausgestattet mit den Namen weiterer vertrauenswürdiger Personen, schlug er sich nordwärts bis nach Oldenburg durch, das abseits der alliierten Vormarschrouten lag. Irgendwie schaffte er es immer, nicht angehalten und verhaftet zu werden, war jedoch gezwungen, sich eine anspruchslose nachtaktive Lebensweise anzugewöhnen. Dann, Ende März 1945, entschloss er sich zu einem waghalsigen Schritt auf Gedeih und Verderb: Er orientierte sich wieder südwärts, um sich den vorrückenden alliierten Truppen sozusagen direkt in die Arme zu werfen. Er machte sich aus Oldenburg auf und erreichte in Nachtmärschen das Ruhrgebiet. In Duisburg überquerte er die letzte noch intakte Rheinbrücke, nur Stunden bevor sie von abrückenden deutschen Truppen gesprengt wurde. Seine letzte Etappe führte ihn zurück nach Grefrath, zum Haus der Eltern seiner Verlobten. Kurze Zeit später war Krefeld in amerikanischer Hand, und Otto E. hatte den Krieg überlebt. Er hatte es geschafft, sich der Schinderei in den Arbeitslagern der Organisation Todt zu entziehen, hatte dafür aber in Kauf nehmen müssen, in die Rolle eines gejagten Tieres zu schlüpfen und hilfsbereite Menschen in Gefahr zu bringen.<sup>77</sup>

## Fazit

Die Deutschen, die von den Nazis als jüdische Mischlinge eingestuft wurden, mussten nach Kriegsbeginn, spätestens nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941, feststellen, dass sie sich ihres Lebens immer weniger sicher sein konnten. Enge Verwandte von ihnen, «Volljuden» nach NS-Massstäben, verschwanden nach und nach spurlos im Osten. Berichte und Gerüchte darüber, dass diese Verwandten eines unnatürlichen Todes gestorben waren, nahmen im weiteren Kriegsverlauf drastisch zu. Als sich die militärischen Rückschläge für die deutschen Truppen an der Ostfront, im Mittelmeerraum und später auch in Frankreich häuften, keimte in den Mischlingen die heimliche Hoffnung auf, sie könnten das verhasste Regime vielleicht überleben, doch diese Hoffnung wurde konterkariert von Erfahrungen und Beobachtungen zu Hause, die ihnen wachsende Sorgen bereiteten. Zunehmend mussten sie damit rechnen, von der Gestapo und von anderen lokalen Ordnungsbehörden beobachtet und überwacht zu werden, die ihnen alles andere als wohlgesonnen waren. Wie aus den vorigen Kapiteln deutlich geworden sein dürfte, fanden nazistisch geprägte Polizisten und Parteifunktionäre oft banale Tatbestände, deretwegen sie einen Mischling vorladen und in die Mangel nehmen konnten. Wenn die entsprechenden Ermittlungsakten in den Behördenumlauf gelangten, veranlassten sie häufig die Gestapo zum Eingreifen, was für die betroffenen Mischlinge fast zwangsläufig die Folge hatte, dass sie noch strenger verhört, weiterer Vergehen «überführt» und, zumindest in einigen Fällen, auf den Weg ohne Wiederkehr in ein Konzentrationslager geschickt wurden. Vielen Mischlingen wurde mit der Zeit auch klar, dass nicht nur die Polizei sie beobachtete. Auch Nachbarn und Bekannte betätigten sich oft als Aufpasser. Denunzianten, die glaubten, jeden auch noch so geringfügigen Verstoss gegen Nazigesetze anzeigen zu müssen, konnten zu einer grossen Gefahr für Mischlinge werden. Waren sie erst einmal ins Visier oder in die Fänge der NS-Bürokratie geraten, mussten sie damit rechnen, dass diese alle Hebel des Gesetzes und der Justiz in Bewegung setzen würden, um sie zur Strecke zu bringen. Der eigentümliche rechtliche Schwebezustand, in dem die Mischlinge sich ein paar Jahre lang befanden – formalrechtlich und oberflächlich in die Gesellschaft integriert, aber von ihr nicht wirklich akzeptiert –, sollte nicht von Dauer sein. Im Frühjahr 1944 wurde ihr Status auf einen neuen gefährlichen Tiefstand gedrückt, als die NS-Behörden mit der Erfassung und Rekrutierung sämtlicher jüdischen Mischlinge begannen, die Männer in Zwangsarbeitslager der Organi-



sation Todt einwiesen und die Frauen für oft schwere, manchmal auch gefährliche körperliche Arbeiten in der heimischen Wirtschaft einsetzten. Der Umstand, dass an der Erfassung und Internierung der Mischlinge 1944-45 die Gestapo unmittelbar mitwirkte, offenbarte, worauf die antijüdische Politik der Nazis in dieser Phase abzielte. Den Mischlingen war klar, dass die Zwangsarbeit womöglich nur eine Vorstufe zu ihrer physischen Vernichtung war. Viele lebten und arbeiteten in den OT-Lagern unter denselben Bedingungen wie die «Ostarbeiter» oder wie Insassen eines Konzentrationslagers. Mischlinge, die ausserhalb der Reichsgrenzen in die Fänge der Gestapo gerieten, wie Rudolf Klein, gerieten unter Umständen schon Jahre vor ihren in Deutschland lebenden Rassegenossen in Lagerhaft. Der im belgischen Exil lebende Klein kam 1940, nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Belgien, in ein französisches Arbeitslager, überlebte die Strapazen der Zwangsarbeit mit knapper Not und geriet bei seinen fünf Versuchen, in der Schweiz Zuflucht zu finden, in grosse Gefahr. Vielen in Deutschland gebliebenen Mischlingen erging es noch schlimmer. Die meisten von ihnen durchlebten ähnliche traumatische Erfahrungen wie Klein, nur mit einigen Jahren Zeitverzögerung, nämlich als sie Ende 1944 und Anfang 1945 als Zwangsarbeiter in Lagern der Organisation Todt landeten. Die Verhältnisse in einigen dieser Lager waren «nur» erbärmlich; das galt für viele Mischlinge aus dem Westen Deutschlands, die vor allem bei der Instandsetzung von Eisenbahnstrecken in Nordfrankreich eingesetzt waren, und für viele Berliner Mischlinge, die zu Bauarbeiten an Flughäfen in der Umgebung der Hauptstadt herangezogen wurden. In anderen Lagern – wie dem in Jena, in das Helmut Coper gesteckt wurde – herrschten lebensbedrohliche Verhältnisse ähnlich denen in deutschen Konzentrationslagern. Viele andere Mischlinge machten als OT-Häftlinge Erfahrungen, die zwischen diesen Polen lagen; manche kamen in kleine, oft obskure «Lager», die kaum grösser waren als etwa ein Handwerksbetrieb und deren Namen im Nachkriegsdeutschland niemand mit Zwangsarbeit und Judenvernichtung in Verbindung brachte. Weibliche Mischlinge durften zwar zu Hause wohnen bleiben, mussten aber schnell feststellen, dass die ihnen zugeteilten Arbeiten oft nicht nur schwer, sondern auch gefährlich waren und dass sie es mit ihnen feindlich gesonnenen Aufsehern (und manchmal auch Kollegen) zu tun hatten, die sich kein bisschen darum scherten, ob die den Frauen zugemutete Arbeit zu schwer oder gefährlich war. Angesichts dieser Erfahrungen gelangten all die Unglücklichen, die von den Nazis zu Mischlingen erklärt wurden, in den letzten Kriegsjahren zu ein und dersel-

ben Erkenntnis: Solange die Nazis an der Macht blieben, war ihr Schicksal als Angehörige einer verachteten Minderheit besiegelt. Was die Nazis mit ihren volljüdischen Verwandten gemacht hatten, war für sie ein eindeutiges Vorzeichen dafür, dass auch auf sie der Tod wartete, wahrscheinlich irgendwo im Osten. Die unter der Leitung der Gestapo im letzten Kriegswinter durchgeführten Erfassungsaktionen, bei denen alle in «privilegierter Mischehe» lebenden Juden, alle «Geltungsjuden» und alle männlichen Mischlinge ersten Grades eingesammelt wurden, zeigten, dass die unter dem Schirm der SS angesiedelten Organisationen weiterhin die Macht hatten, das Gesetz in ihre eigenen Hände zu nehmen, und dass sie weiterhin an ihrem irrationalen und perversen Vorhaben festhielten, ein «judenfreies» Deutschland zu schaffen. In einer Stimmung zwischen tiefer Verzweiflung und leiser Hoffnung warteten diese letzten Opfer des Holocaust auf den Sieg der Alliierten. Deren Vormarsch und das sich in Deutschland ab Anfang 1945 ausbreitende Chaos waren ihre Rettung.

## EINE ZEIT DES SCHWEIGENS

Obwohl der Staat, in dem sie geboren und dessen Bürger sie waren, sie an den Rand der physischen Vernichtung gebracht hatte, entschieden sich die meisten Mischlinge nach 1945 dafür, in Deutschland zu bleiben. Sie hatten dafür einen simplen Grund: Bis zur Machtergreifung der Nazis 1933 hatten sie sich, genau wie die Volljuden in ihren Familien, als Deutsche unter Deutschen gefühlt. Im Gegensatz zu einigen ihrer jüdischen Elternteile waren die meisten Mischlinge allerdings nicht im Sinne jüdischer Traditionen und im jüdischen Glauben erzogen worden, sondern waren in weltlich orientierten Häusern aufgewachsen und von ihren Eltern in aller Regel evangelisch oder katholisch (ganz überwiegend jedoch evangelisch) getauft worden.<sup>1</sup> Die Ausnahme bildeten die rund 8.000 Mischlinge, die im jüdischen Glauben aufwuchsen (rund 10 Prozent aller deutschen Mischlinge) und die von den Nazis daher als «Geltungsjuden» eingestuft wurden und unter schwererer Verfolgung zu leiden hatten. Obwohl auch die «normalen» Mischlinge verfolgt wurden, überlebten die meisten von ihnen den Krieg, anders als die grosse Mehrheit der Volljuden. Ihr Wunsch war es nach Kriegsende, in ein normales Leben mit ihren noch lebenden Angehörigen und Freunden zurückzukehren, eine vertraute Umgebung zu haben, kulturelles Leben zu geniessen, in ihrer Muttersprache zu reden und eine unterbrochene oder im Keim erstickte berufliche Laufbahn neu zu starten. Gewiss, es gab Ausnahmen. Manche Mischlinge wanderten, wie viele Juden, die den Holocaust überlebt hatten, nach Palästina, dem späteren Staat Israel, aus. Andere emigrierten nach Nordamerika, Lateinamerika oder anderswohin. Diejenigen, die die schwerste Verfolgung erlebt hatten, hegten das grösste Misstrauen gegen die Gesellschaft, die ihnen so übel mitgespielt hatte. Statistische Daten fehlen, aber der Anschein spricht dafür, dass unter den Mischlingen, die es vorzogen, sich aus Mitteleuropa zu verabschieden, tatsächlich sehr viele ehemalige «Geltungsjuden» waren, also Angehörige der Gruppe von Mischlingen, die wegen ihres Bekenntnisses zum Judentum am schwersten verfolgt wurden. Wie auch immer, die meisten deutschen Mischlinge entschieden sich für ein Verbleiben im Land. Dabei liessen sie sich nicht zuletzt von der Überzeugung leiten, der Nationalsozialismus sei eine einmalige pathologische Verirrung des deutschen Volkes – ihres Volkes – gewesen.

Freilich, so sehr die jüdischen Mischlinge Deutschlands unter den Nazis schon hatten leiden müssen, nur weil sie als Halbjuden geboren waren, so hoch, wenn auch weniger sichtbar, war der Preis, den sie auch noch später, in der deutschen Nachkriegsgesellschaft, für diese ihre Identität und Vergangenheit zahlen mussten. Der offene Antisemitismus verschwand mit der deutschen Niederlage zwar, und die von den Besatzungsmächten initiierten Entnazifizierungsprogramme taten mit der Zeit ihre Wirkung, indem sie zumindest die nachwachsenden Generationen für rassistische Vorurteile unempfänglich machten; aber in den ersten Jahren nach 1945 verlief dieser Lernprozess in extremem Zeitlupentempo. Die meisten, die bis vor Kurzem als Mischlinge geschnitten und angefeindet worden waren, mussten nach ihrer Rückkehr in den normalen Alltag sehr schnell feststellen, dass Freunde und Nachbarn und auch Verwaltungsbeamte in Nachkriegsdeutschland einen plötzlichen Gedächtnisschwund erlitten hatten, was die Verfolgung der Mischlinge (und erst recht der Volljuden) in den zwölf Jahren des «Dritten Reiches» betraf. Hatten die meisten Deutschen bis 1945 den Umstand, dass jemand Jude oder jüdischer Mischling war, für ungeheuer wichtig gehalten (natürlich in einem negativen Sinn), so taten sie nach 1945 plötzlich so, als habe die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe gar nichts zu bedeuten. Eine typische Äusserung, die Mischlinge nach dem Krieg zu hören bekamen, lautete: «Ach, seien Sie ruhig. Es ist Ihnen doch nicht annähernd so schlecht ergangen wie den Volljuden.» (Was in einem relativen Sinn ja sogar stimmte.) Schon die Behörden der Besatzungsmächte erweckten allzu oft den Eindruck, dass sie sich für Mischlinge nicht interessierten und ihre eigenen Hilfsprogramme und die privater Stiftungen am liebsten nur den Volljuden, die den Holocaust überlebt hatten, zugutekommen liessen. Und wenn schon die Besatzungsbehörden den Mischlingen kaum Beachtung schenkten, galt das in doppeltem Mass für die im Aufbau begriffene nachkriegsdeutsche Verwaltung. Im Grossen und Ganzen erlebten ehemalige Mischlinge und ihre Familien, die sich um Entschädigung und Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht bemühten, das Verfahren als mühselig, frustrierend und oft ergebnislos, gleich welche Behörden damit befasst waren, ob alliierte oder deutsche. Christian Pross, der die Geschichte der Wiedergutmachung von der unmittelbaren Nachkriegszeit bis in die jüngste Vergangenheit aufgearbeitet hat, zeigt, dass die deutsche Justiz und Politik, der Staatsapparat im Ganzen und die mit der Entschädigung der Opfer der NS-Verfolgung beauftragten Behörden im Besonderen häufig starke Ressentiments gegen die Antragsteller hatten. Das sollte nicht verwundern, wenn man bedenkt, dass die

deutsche Gesellschaft ihre Abkehr von offenem Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit erst kurz vorher vollzogen hatte, und dies auch nur unter dem normativen Druck des Faktischen, nämlich der militärischen Niederlage und Besetzung. In der Bundesrepublik Deutschland wurde das erste Entschädigungsgesetz im April 1949 verabschiedet. Dann bewegte sich aber erst einmal nichts, bis die Bundesrepublik sich 1952 im Zuge der Aufhebung des Besatzungsrechts der Forderung der bisherigen Besatzungsmächte beugte, mit dem Aufbau behördlicher Strukturen und Prozeduren eine einwandfreie und dauerhafte Grundlage für die Abwicklung von Wiedergutmachungsverfahren zu schaffen. Dann dauerte es noch einmal bis 1956, ehe ein praxistaugliches Gesetz Gestalt annahm. In seiner endgültigen Form trat das Bundesentschädigungsgesetz (BEG) jedoch erst 1965 in Kraft. Wie kaum anders zu erwarten, standen im Mittelpunkt dieses Gesetzes und des gesamten Wiedergutmachungsgeschehens überlebende Volljuden (deren Zahl gering war) und Familienangehörige derer, die dem Holocaust zum Opfer gefallen waren. Lassen wir es hier mit der Aussage bewenden, dass sowohl die gesetzlichen Voraussetzungen für eine Entschädigung als auch die mit dem praktischen Vollzug betrauten Beamten nur sehr langsam in die Gänge kamen und dass das Volk, in dessen Namen sie handelten, den gesetzlich festgeschriebenen Entschädigungsansprüchen der Opfer entweder gleichgültig oder offen ablehnend gegenüberstanden. Viele dieser Beamten, darunter Juristen und Mediziner, die als Gutachter über die angemessene Höhe von Entschädigungszahlungen zu befinden hatten, waren selbst ehemalige Nazis – sie stellten das Gros des deutschen Juristen- und Ärztstandes noch bis in die 1970er Jahre hinein. Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass die Bundesrepublik Deutschland sich mit der Wiedereingliederung von Angehörigen des früheren NS-Beamtenapparats in den öffentlichen Dienst weitaus weniger Zeit liess als mit der Entschädigung der Opfer. Schon am 11. Mai 1951 verabschiedete der Bundestag ein Gesetz, das die Wiedereinstellung ehemaliger Parteigenossen als Beamte erlaubte. Am selben Tag trat ein Gesetz in Kraft, das Beamten, die unter Hitler aus dem öffentlichen Dienst geworfen worden waren, Entschädigung zusprach. Diesen ehemaligen Beamten wurde schon früh ein gangbarer Weg für die Anmeldung und Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen eröffnet. Verglichen mit dem, was «gewöhnliche» Opfer auf der Grundlage späterer Entschädigungsgesetze erhielten (wenn ihre Ansprüche überhaupt anerkannt wurden), waren die Bestimmungen des Entschädigungsgesetzes für entlassene Beamte ausserordentlich grosszügig.<sup>2</sup>

War für Mischlinge der Versuch, Entschädigung einzuklagen, schon mit Misshelligkeiten und Widrigkeiten gepflastert, so zeigten sich in der bundesdeutschen Gesellschaft auch noch andere Voreingenommenheiten, die jedem potenziellen Anwärter auf Wiedergutmachung zu denken geben mussten. Wie der Historiker Eric Johnson in seinem Buch über die Gestapo aufgezeigt hat, überstand das Personal dieser geheimen Polizeibehörde, die deutsche Juden massenweise in den Tod geschickt und Mischlinge wegen der geringfügigsten Vergehen drangsaliert und gehetzt hatte, die Geburtswehen der Nachkriegsdemokratie bemerkenswert gut. Viele Gestapoleute tauchten in der unmittelbaren Nachkriegszeit unter, und selbst diejenigen, die ein Entnazifizierungsverfahren über sich ergehen lassen mussten (wie Gestapooffiziere von der Kreisebene an aufwärts) kamen meist mit der nicht weiter schlimmen Einstufung als «minder belastet» davon. In ihren Verfahren stellten viele dieser Gestapomänner die Anfänge ihrer Laufbahn im Polizeidienst der Weimarer Republik heraus, wo sie vor ihrem Übertritt zur Gestapo jahrelang dem demokratischen Staat gedient hatten. Sie seien auch unter Hitler, so beteuerten sie, gewissenhafte Beamte gewesen, immer darauf bedacht, geltendes Recht in die Tat umzusetzen, wie der gesamte öffentliche Dienst. Für manche wegen Verbrechen angeklagte Gestapobeamte sagten evangelische und katholische Geistliche als Entlastungszeugen aus. Bei all dem ist zu bedenken, dass Prozesse und Verurteilungen fast ausschliesslich höherrangige Gestapoleute betrafen. Von den untergeordneten Beamten, die ihren Dienst auf lokaler Ebene oder in Lagern verrichtet hatten, wurde fast keiner je irgendeines Vergehens angeklagt. Diejenigen, die vor Gericht kamen und zu kurzen Freiheitsstrafen oder Geldstrafen verurteilt und/oder aus dem öffentlichen Dienst entlassen wurden, beschwerten sich anschliessend bitter, weil sie glaubten, zu hart bestraft worden zu sein. In den späten 50er Jahren erhielten diese Gestapobeamten wieder ihre volle Pensionsberechtigung zuerkannt, ebenso die Anwartschaften auf Beförderung, die sie in ihren Dienstjahren bei der Gestapo erworben hatten. Sie waren doch schliesslich auch in ihrer Zeit bei der Gestapo Beamte des öffentlichen Dienstes gewesen.<sup>3</sup>

Konfrontiert mit diesen Entwicklungen, gelangten Mischlinge, die das Für und Wider eines Antrages auf Wiedergutmachung für erlittenes NS-Unrecht erwogen, zu einer zwiespältigen Lagebeurteilung. Ernüchert von dem, was sich vor ihren Augen vollzog, rangen die meisten – aber natürlich nicht alle – einfach die Hände und verzichteten darauf, sich auf die demütigende Antragsprozedur

einzulassen. Der Apfel war es nicht wert, auf den Baum zu steigen. Dazu kam, dass sich den überlebenden Halbjuden der ganz bestimmte Eindruck aufdrängte, sie müssten sich einigen ungeschriebenen neuen Regeln unterwerfen, deren wichtigste offenbar besagte: Erwähne niemals, dass du ein Mischling gewesen bist. Diese Regel galt in beiden deutschen Staaten. Schilderungen und Aussagen der ganz wenigen, die bereit waren, über ihr Leben und ihre Erfahrungen in Nachkriegsdeutschland zu sprechen, unterstreichen diesen Punkt.

### Das Schweigen gebrochen, Zeugnis abgelegt

Werner Jentsch aus Halle an der Saale hatte 1939-40 als Wehrmachtssoldat gedient, war 1941 unehrenhaft entlassen worden, hatte sich dann als Hilfsarbeiter durchgeschlagen und war 1944 zur Zwangsarbeit bei einer Hundertschaft der Organisation Todt eingezogen worden. Unter bewaffneter Bewachung hatte er in Frankreich Schienenstrecken repariert. Im August 1944 war eine Gruppe von etwa einem Dutzend Häftlingen, allesamt Mischlinge, beim Näherrücken amerikanischer Truppen ihren Bewachern davongelaufen, doch die Amerikaner hatten sie für versprengte Mitglieder einer deutschen Nachhut gehalten und gefangen genommen. Jentsch und die anderen kamen in ein Sonderlager, in dem auch gefangene SS-Männer interniert waren. Für sie bedeutete das zunächst einmal, dass sich ihr Lebensstandard deutlich verbesserte. Zum einen bekamen sie in ihrem zugegeben bizarren Kriegsgefangenenlager nach langer Zeit endlich wieder einmal anständig zu essen und waren menschenwürdig untergebracht, zum anderen entdeckten sie noch eine weitere, unerwartete Dimension ihres neuen Kollektivdaseins. Von den Alliierten zusammengespart, aber von dem Druck befreit, bei Strafe des Erschiessens schwere körperliche Arbeit verrichten zu müssen, fanden die Mischlinge, fast alle noch sehr jung, Zeit, miteinander zu kommunizieren, über ihr Leben und ihre Zukunft zu diskutieren. Indem sie dies taten, fanden sie Trost und Zuspruch durch die Gesellschaft der anderen. Wichtig war auch, dass sie die letzte Phase des Krieges hier in relativer Sicherheit aussitzen konnten.

Im Spätherbst 1945 setzten die Amerikaner Jentsch und seine mitgefangenen Mischlinge auf freien Fuss. Unter den missgünstigen Blicken der SS-Internierten marschierten die einst verachteten Halbjuden federnden Schrittes aus dem Lager. Die meisten von ihnen stammten, wie Jentsch, aus Mitteldeutschland, und so machten sie sich zu Fuss (öffentliche Verkehrsmittel gab es zu der

Zeit nicht) gen Osten auf, manche nach Sachsen, manche nach Thüringen. Jentschs Ziel war Halle an der Saale. Bevor er jedoch aus der amerikanischen in die sowjetische Besatzungszone wechselte, besorgte er sich ein paar Mathematik-Lehrbücher, die er sich schon lange gewünscht hatte. Einige Tage später erreichte er Halle, Standort einer angesehenen Universität und einst das Zentrum der christlichen deutschen Missionsarbeit in Übersee. In den darauffolgenden Jahren arbeitete Jentsch sich vom Studenten (er hatte sich endlich an der Universität einschreiben dürfen) zum wissenschaftlichen Assistenten hoch. Dann machte er seinen Doktor in Mathematik und erhielt schliesslich eine Vollprofessur an der Halleschen Martin-Luther-Universität. Jahrzehnte später, 1978, lernten Jentsch und der Autor dieses Buches einander kennen, und Jentsch erzählte bereitwillig seine Lebensgeschichte – offenbar hatte sich niemand in der Deutschen Demokratischen Republik im Geringsten für seine Erfahrungen als Mischling interessiert. Wie bereits im Vorwort dieses Buches angemerkt, war es der Lebensbericht von Professor Jentsch, der beim Autor die Überzeugung weckte, es könne zukünftigen Generationen nicht schaden, zu erfahren, was Jentsch und andere Deutsche als Mischlinge im Dritten Reich durchgemacht hatten.<sup>4</sup>

Wiederholt äusserte Jentsch im Zuge seiner Erzählungen die Überzeugung, seine Lebensgeschichte sei alles andere als einmalig. Die Erschütterungen, Verwerfungen und Tragödien, die die Nazis mit der Entrechtung und Verfolgung ihrer teiljüdischen Mitbürger angerichtet hätten, seien vielmehr zahlreich und grossflächig in der Gesellschaft verteilt. Sie hätten gesellschaftliche, berufliche und politische Weiterungen erzeugt, die noch lange ihre Wirkung getan hätten, nachdem die Siegermächte ihre Besatzungshoheit an die beiden deutschen Staaten abgetreten hatten. Jentsch deutete des Weiteren an, dass seiner Erfahrung nach die früheren Mischlinge bei dem Versuch, nach 1945 in der deutschen Gesellschaft wieder Fuss zu fassen, bemerkenswert unterschiedliche Erfahrungen gemacht hatten. Irgendwelche Aussagen über sie zu verallgemeinern, könne daher irreführend sein. Die Lebensgeschichten einiger der Opfer seien so dramatisch verlaufen, dass sie so etwas wie Berühmtheit erlangt hätten. Doch in der grossen Mehrzahl der Fälle hätten die Opfer, wie er selbst, ihr Leid mit sich selbst ausgemacht und gelernt, mit ihren emotionalen Narben zu leben. Der Lebensweg der meisten von ihnen habe einen unauffälligen und konventionellen Verlauf genommen. Immerhin deutete Jentsch die Möglichkeit an, dass die nachwirkenden Folgen ihrer Entrechtung und Verfolgung, auf wie subtile Wei-



se auch immer, den Betroffenen noch lange Schmerzen bereiten konnten und es oft auch taten. Wie der Autor dieses Buches im Zuge seiner anschließenden Recherchen feststellte, war Werner Jentsch ein Meister der Untertreibung.<sup>5</sup>

## Einzelgeschichten

Ruth W. gehörte zu den Mischlingen, die die Verfolgung durch die Nazis auf weniger handgreifliche Art zu spüren bekamen als etwa durch eine Verhaftung oder durch die Einlieferung in ein Lager. Für sie war die rassische Diskriminierung, die sie erfuhr, zunächst und vor allem etwas, das ihre Karrieremöglichkeiten zunichtemachte. 1920 als einziges Kind eines kleinbürgerlichen Frankfurter Ehepaars geboren, zeigte sie in der Volksschule so gute Leistungen, dass einer ihrer Lehrer ihren Eltern dringend empfahl, sie aufs Gymnasium zu schicken. Mit Hilfe eines Schülerstipendiums besuchte Ruth von ihrem zehnten Lebensjahr an die Elisabethenschule in Frankfurt und erfüllte dort alle Erwartungen – bis 1933. Nach der Machtergreifung der Nazis geriet ihre Schullaufbahn bald ins Stocken. Sie musste auf das Philantropin überwechseln, das einzige jüdische Gymnasium in Frankfurt, aber schon 1935 liessen die hessischen Kultusbehörden Ruth W. wissen, dass sie als Mischling an keiner öffentlichen Schule mehr erwünscht war. Daraufhin trafen ihre mittlerweile verarmten Eltern eine herzerreissende Entscheidung: Sie schickten ihre 15jährige Tochter zu Verwandten ins amerikanische Philadelphia. Ruth, die kaum Englisch konnte und finanziell vollständig auf ihre amerikanische Tante angewiesen war, versuchte das Leben in den USA zu meistern, so gut sie konnte. Irgendwie schaffte sie es, 1938 ein Abschlusszeugnis an einer der staatlichen Oberschulen von Philadelphia zu erringen. Das Geld war knapp, ein Studium kam daher nicht in Frage, und so wurde Ruth W. Sekretärin. Obwohl während der Dauer des Krieges wegen ihrer Herkunft aus Deutschland und ihres hartnäckigen Akzents ein Stigma auf ihr lastete, bewältigte Ruth ihre Situation auf eine Art und Weise, die auch den in Deutschland gebliebenen Mischlingen vertraut vorgekommen wäre. Sie verhielt sich gegenüber jedermann konsequent unaufdringlich, verbindlich und nachgiebig, gleich wie ihre persönliche Stimmungslage aussehen mochte. Ihre Vergangenheit als besonders begabte deutsche Schülerin wurde zu einer verblassenden Erinnerung.

Nach dem Krieg heiratete Ruth W. und wurde Hausfrau und Mutter. Doch

die Ehe ging nicht gut, und sie fand sich in der Rolle einer alleinerziehenden Mutter wieder, die sich schwertat, über die Runden zu kommen, und den einzigen Beruf ausübte, den sie gelernt hatte, nämlich den einer Sekretärin. Die Jahre vergingen. Ruth S., wie sie jetzt hiess, erfuhr 1958, dass Opfer nationalsozialistischer Verfolgung Antrag auf Wiedergutmachung stellen konnten. Nach zwei Jahrzehnten, in denen sie keinen Gedanken an Deutschland verschwendet hatte, beschloss eine verbitterte Ruth S., der die Nazis eine nie wiederkehrende Chance auf eine bessere Ausbildung gestohlen hatten, die schäbige Behandlung, die Hitlers Deutschland ihr hatte angeeignet lassen, nicht einfach Geschichte sein zu lassen. Mit Hilfe eines Anwalts aus Philadelphia setzte sie eine eidesstattliche Erklärung auf und beantragte Wiedergutmachung. Die historischen Archive beinhalten keine genauen Angaben darüber, ob und wie viel Entschädigung sie erhielt. Doch immerhin mussten die Behörden ihres Herkunftslands Hessen ihre Ansprüche zur Kenntnis nehmen und sich damit auseinandersetzen. Gewiss konnte niemand Ruth S. für eingebüsste Lebenschancen angemessen entschädigen. Was sie als begabte Schulstipendiatin in ihrem eigenen Land und in ihrer Muttersprache hätte erreichen können, war eine Frage, die niemand je würde beantworten können. Ebenso wenig existierte ein Index, der es erlaubt hätte, die seelische Pein und Bitterkeit zu messen, die sie im Verlauf ihres einsamen Übergangs von einer Kultur in die andere in den prägenden Jahren ihrer ausgehenden Jugendzeit durchlitten hatte. Was aus den überlieferten Akten hervorgeht, ist dass die kränkenden Wirkungen der Verfolgung lange vorhielten. In ihrer eidesstattlichen Erklärung, niedergeschrieben zwanzig Jahre nach ihrer überstürzten Abreise aus Frankfurt, gab Ruth S. preis, dass sie zeitweise an Depressionen und selbstquälerischen Grübeleien litt. Die Erinnerung an die nicht ausgeschöpften Möglichkeiten, die sie als junge Frau gehabt hatte, machten ihr später sehr zu schaffen.<sup>6</sup> Einen kleinen Vorteil hatte Ruth gegenüber anderen Mischlingen, die in Deutschland geblieben waren: Personen, die im Ausland lebten und ihre Entschädigungsansprüche von dort aus stellten, hatten eine doppelt so grosse Chance, Wiedergutmachungsleistungen zu erhalten, wie die in Deutschland gebliebenen.<sup>7</sup>

Viele von den Nazis als Mischlinge eingestufte Deutsche merkten nach Kriegsende sehr schnell, dass die allermeisten ihrer deutschen Mitbürger von ihrem beklagenswerten Status in der NS-Zeit nichts erfahren würden und auch nichts wissen wollten. Nachdem man sie misshandelt, gedemütigt und dem Hunger preisgegeben hatte, sei es in OT-Lagern oder in individuellen Gefäng-

niszellen, erwarteten viele Mischlinge von Staat und Gesellschaft so etwas wie ein Angebot auf Wiedergutmachung dessen, was ihnen angetan worden war. Dieses Angebot kam aber nur in Gestalt eines widerwillig eröffneten Rechtswegs. Mischlinge mussten sich, wenn sie eine Entschädigung wollten, diese erstreiten, und dabei wurde von ihnen die Vorlage unwiderleglicher Beweise dafür verlangt, dass sie verfolgt worden waren. Oft konnten sie solche Beweise nicht vorlegen. Der Frankfurter Walter S. machte diese bittere Erfahrung. Er fertigte 1945 einen Schriftsatz an, in dem er die Abwärtsspirale, in die er nach 1938 geraten war, ausführlich beschrieb. Die Stationen seines Abstiegs führten ihn, der bis 1938 eine vielversprechende Schulkarriere an einem Elitelyceum durchlaufen hatte, über eine Verkäuferlehre, eine Arbeitsstelle in einer Fleischfabrik und diverse Tagelöhnerjobs, über zeitweilige Obdachlosigkeit und Einziehung zur Zwangsarbeit bei der Organisation Todt zur schliesslichen Straftat in einem Sondergefängnis, alles innerhalb von nur sechs Jahren.

Walter S. reichte bei den deutschen Wiedergutmachungsbehörden in der amerikanischen Besatzungszone nicht nur eine, sondern eine ganze Serie zunehmend detaillierterer Schilderungen seines Lebenswegs ein. Aus ihnen wurde deutlich, dass er aufgrund seiner Einstufung als Mischling von einem der besten Gymnasien Frankfurts verwiesen worden und von da an gezwungen gewesen war, sich mit einfachsten Tätigkeiten über Wasser zu halten. Auf der Suche nach Arbeit war er in den mageren Kriegsjahren von Stadt zu Stadt gezogen und schliesslich 1944, arbeitslos und obdachlos, nach Frankfurt zurückgekehrt, nur um als Zwangsarbeiter in einem OT-Lager zu landen. All dies schien jedoch die Wiedergutmachungsbehörde nicht sonderlich zu beeindrucken, und so reichte Walter S., angestachelt von ihrer Untätigkeit, weitere Informationen nach. In epischer Breite schilderte er seine Einsätze als OT-Zwangsarbeiter in und um Frankfurt und legte dar, dass und wie er in Reaktion auf chaotische Verhältnisse mit zahlreichen Mitgefangenen an Weihnachten 1944 einen unautorisierten achttägigen «Urlaub» genommen hatte. In Einhaltung eines persönlichen Versprechens, das er einem Lagerwärter gegeben hatte, war er am vereinbarten Tag ins OT-Lager zurückgekehrt, nur um zu erleben, dass neu eingesetzte Funktionäre ihn und andere als «Deserteure» brandmarkten und zur Strafe in ein Umerziehungslager im schwer zerbombten Ruhrgebiet einwiesen. Dort, im Lager *Deutsche Eiche* in Remscheid, hatte Walter S. von Januar bis Mai 1945 eine an Torturen reiche Zeit als Sträfling verbracht, die er ebenfalls ausführlich schilderte. Nach Kriegsende hatten die Amerikaner ihn,

der inzwischen ein schwer kranker Mann war, zur Erholung nach Frankfurt zurückgebracht.<sup>8</sup>

Die Wiedergutmachungsbehörde zeigte sich weiterhin unbeeindruckt und tat seine Erlebnisse als die eines normalen deutschen Zivilisten ab, der gegen Kriegsende zu einem Arbeitsbataillon eingezogen worden war. Er habe sich, so beschied die Behörde ihm weiter, über Weihnachten 1944 unrechtmässig einen Urlaub genehmigt und sei dafür verdientermassen bestraft worden. Ein Anspruch auf Entschädigung bestehe für Walter S. daher nicht. Er protestierte, doch die kurze bürokratische Antwort, die sich in seiner Akte findet, deutet daraufhin, dass sein Einspruch abgelehnt wurde. Gerechtigkeit und Entschädigung zu erlangen, war für ehemals als jüdische Mischlinge eingestufte Deutsche nach Ende des Zweiten Weltkriegs nicht einfach, insbesondere dann nicht, wenn sie mittellos waren und sich keinen fähigen Rechtsbeistand leisten konnten. Das vergebliche Bemühen des Walter S. um Wiedergutmachung lässt ahnen, weshalb viele ehemalige Mischlinge lieber anonym blieben, als Entschädigung zu beantragen.<sup>9</sup>

Weil Berlin bis 1933 einen relativ hohen jüdischen Bevölkerungsanteil gehabt hatte und weil daher auch viele jüdisch-christliche Mischfamilien in der Hauptstadt lebten, gab es hier mehr jüdische Mischlinge als an irgendeinem anderen Ort in Deutschland, nämlich mehrere Tausend. Die meisten von ihnen entschieden sich nach ihrer Befreiung aus Zwangsarbeitslagern und Gefängnissen für die Rückkehr in die Hauptstadt. Sie taten dies trotz der verheerenden Bombenschäden, trotz der Aufteilung der Stadt in vier Besatzungssektoren und trotz einer fast an mittelalterliche Verhältnisse erinnernden Sterberate infolge von Unterernährung und Krankheit. Der Stolz darauf, Berliner zu sein, spielte hier sicher eine Rolle. So übel die Nazis ihnen mitgespielt hatten, die meisten überlebenden Berliner Mischlinge waren entschlossen, einen neuen Anfang in *ihrer* Stadt zu machen, gleich welche Entbehrungen damit verbunden sein würden. Entbehrungen waren sie schliesslich gewöhnt. Sie hatten auch ihre persönlichen Erfahrungen mit behördlicher Willkür gesammelt – etwas Willkürlicheres als die NS-Bürokratie konnte man sich schlechthin nicht vorstellen –, sodass die desorganisierten Militärregierungen, die in den Besatzungszonen Nachkriegsdeutschlands das Sagen hatten, ihnen keinen Schrecken einjagen konnten. So kam es, dass ein zwar bescheidener, aber erstaunlicher Strom von Rückkehrern (erstaunlich deshalb, weil gleichzeitig viele Deutsche der am Boden zerstörten Hauptstadt den Rücken kehrten), bestehend aus mehreren Tausend Mischlingen, in Berlin ankamen.

In der sowjetischen Besatzungszone bzw. im sowjetischen Sektor Berlins mussten die Rückkehrer freilich sogleich einige beunruhigende Erfahrungen machen. Die nach Berlin zurückgekehrten Juden hatten (und das galt auch für alle anderen Juden und jüdisch-christlichen Mischlinge in der östlichen Zone) anfänglich fast keine Chance, bei den sowjetischen Besatzungstruppen irgendjemanden zu finden, der sich für das, was ihnen widerfahren war, interessierte. Die Opfer des NS-Rassenwahns waren über die totale Gleichgültigkeit, die ihnen entgegenschlug, natürlich konsterniert und empört, die Mischlinge ebenso. Erst nach einigen Monaten sowjetischer Besatzungsherrschaft gewannen die Berliner, die Mischlinge inbegriffen, den Eindruck, dass wieder Strukturen administrativer Normalität im Entstehen begriffen waren. Die sowjetischen Besatzungsbehörden bekamen ein Gesicht und wurden ansprechbar, und verschiedene Einzelpersonen und Gruppen wandten sich an sie und klärten sie darüber auf, dass über die Juden hinaus auch viele andere Deutsche schwer unter dem Nationalsozialismus gelitten hatten. Unter denen, die den neuen Machthabern berichteten, wie es ihnen unter den Nazis ergangen war, waren auch einzelne oder in kleinen Gruppen auftretende Mischlinge. Ihre Bemühungen zeitigten schliesslich Ergebnisse. Im Herbst 1945 schlossen sich mehrere Gruppen von Opfern nationalsozialistischer Verfolgung mit amtlicher sowjetischer Zustimmung zusammen und definierten eine rechtsverbindliche Kategorie von ehemals verfolgten Personen, denen in der sowjetischen Zone in Anerkennung erlittenen Unrechts ein gewisses Mass an Unterstützung und Förderung gewährt werden sollte. Zu dieser Kategorie gehörten Menschen, die aus politischen oder rassistischen Gründen verfolgt worden waren, etwa Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden, Mischlinge, Zigeuner, Zeugen Jehovas und diverse weitere. Sie wählten für diese Personenkategorie die Bezeichnung «Opfer des Faschismus (abgekürzt als OdF) und wurden von den sowjetischen Behörden offiziell als Geschädigte des NS-Regimes anerkannt. So unscharf die Zugehörigkeit zu den OdF definiert und so bunt zusammengesetzt die Kategorie war, in der Praxis funktionierte das Schema zunächst insoweit, als denjenigen, die in den Kreis der OdF aufgenommen wurden, das Zurecht- und Weiterkommen in der Nachkriegsgesellschaft erleichtert wurde. Viele Mischlinge stammten ja aus mittelständischen und gutbürgerlichen Familien, in denen man grossen Wert auf Erziehung und Bildung gelegt hatte. Die Nazis hatten die Bildungswege dieser Menschen gekappt, und viele Mischlinge waren entschlossen, Versäumtes jetzt nachzuholen.

In Berlin hatten die sowjetischen Besatzer schon kurz nach Kriegsende die berühmte Friedrich-Wilhelms-Universität (die spätere Humboldt-Universität) wiedereröffnet. Die Gremien, die über die Zulassung von Studenten entschieden, prüften die Bewerbungsunterlagen eines Aspiranten wohlwollender, wenn dieser als OdF anerkannt war. So wurde etlichen ehemaligen Mischlingen in diesem trostlosen Nachkriegsherbst 1945 das freudige Erlebnis zuteil, dass sie zum Studium an der Berliner Universität zugelassen wurden, die ihren Studienbetrieb – unter ausschliesslich sowjetischer Regie – im Januar 1946 wieder aufnahm. Das war sicher kein weltbewegendes Ereignis, aber für einige dieser Opfer des Faschismus ergaben sich daraus einige Jahre später tiefgreifende Konsequenzen. Unter den paar Hundert anerkannten OdF, die im Januar 1946 unter den rund 3.000 Studenten ihr erstes Semester an der Berliner Universität begannen, waren einige Dutzend ehemalige Mischlinge. Einer von ihnen war Otto Hess.

Hess wusste, dass er Glück gehabt hatte, den Nationalsozialismus und den Krieg überlebt zu haben. Nach seiner Teilnahme am Frankreich-Feldzug 1940 als Wehrmachtssoldat war er unehrenhaft aus der Wehrmacht entlassen, zu einem Dasein als Hilfsarbeiter verurteilt und schliesslich in das grosse OT-Arbeitslager in Zerbst eingewiesen worden und bis zu dessen Auflösung im April 1945 dortgeblieben. Mit seinen mittlerweile 34 Jahren wurde er teilweise dank seines OdF-Status', teilweise aber auch weil er eine besondere Eignung nachweisen konnte, zum Medizinstudium zugelassen. Hess hatte viel Leid gesehen und wollte einen Beruf ausüben, in dem er Leid lindern konnte. Seine Nachkriegs-Erlebnisse sind an anderer Stelle ausführlich dokumentiert.<sup>10</sup> Hier können wir uns mit der Feststellung begnügen, dass er sein Universitätsstudium zu Ende führte und eine grossartige akademische Karriere machte. Allerdings verlief diese Karriere durchaus nicht so, wie er sie sich 1946 vorgestellt hatte. Obwohl sein OdF-Status ihm ein gewisses Mass an Protektion durch die Sowjets beschert hatte, kehrte bei Hess bald Ernüchterung ein, als immer deutlicher wurde, dass die Sowjetmacht und die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED), die de facto die Partei der ostdeutschen Kommunisten war, das Ziel verfolgten, die Berliner Universität zu einer kommunistischen Kaderschmiede zu machen. In einem Akt aussergewöhnlicher Zivilcourage organisierte Hess im Verein mit dreissig oder vierzig Kommilitonen von Mai 1946 an öffentliche Proteste gegen ideologisch bedingte Einschränkungen der akademischen Freiheit. Hess war einer der Initiatoren und Organisatoren einer

dreijährigen studentischen Kampagne, die schliesslich zur Gründung einer neuen, eigenen Hochschule führte, der Freien Universität, die 1948 mit amerikanischer Unterstützung ihre Pforten öffnete. Nachdem Hess gemerkt hatte, dass er das Zeug hatte, eine Führungsrolle zu spielen, begann er mit der Herausgabe einer populären Studentenzeitschrift namens *Colloquium*. Sie erregte zum einen den Zorn der Sowjets und klärte zum anderen die Öffentlichkeit über Vorgänge und wichtige Fragen aus dem akademischen Bereich auf. Die Zeitschrift half auch, die amerikanischen Militärbehörden für die Unterstützung der studentischen Anliegen zu gewinnen. In der Folge wurde Hess ein erfolgreicher Publizist und gründete den Colloquium-Verlag, der sich später grosse Verdienste und grosses Ansehen als wissenschaftlicher Verlag erwarb. Hess verabschiedete sich von der Medizin zugunsten einer unternehmerischen Karriere als Verleger. Vier Jahrzehnte lang publizierte sein Verlag akademische Literatur. 1987 zeichnete US-Präsident Ronald Reagan persönlich Otto Hess für seine langjährigen Verdienste um die Stadt Berlin und um die Freie Universität aus, zu deren Gründung er als Student so entscheidend beigetragen hatte. Otto Hess starb 1995, geschätzt von allen, die ihn kannten – ausser den Nazis und später den Kommunisten. Aber dass Ideologen von beiden Rändern des politischen Spektrums ihn beschimpften und bekämpften, machte ihm schon lange nichts mehr aus. Es bedeutete nichts im Vergleich zu der breiten nationalen Anerkennung, die er sich durch seine bildungspolitischen und unternehmerischen Leistungen erworben hatte.<sup>11</sup>

Auch Eva Heilmann, Tochter des preussischen Landtagsabgeordneten Ernst Heilmann, den die Nazis ermordet hatten, überlebte als Mischling das Dritte Reich. Sie, ihr Bruder Peter und zwei jüngere Geschwister hatten zwölf Jahre Verfolgung hinter sich. So glücklich die Heilmann-Kinder darüber waren, dass sie den Krieg überlebt hatten, mussten sie sich und anderen doch eingestehen, dass sie emotionale Narben davongetragen hatten, die nie ganz verheilten. Eva gehörte zu den Mischlingen, die als OdF anerkannt und zum Studium an der Berliner Universität zugelassen wurden. Aber auch sie verlor das Zutrauen zur SED und schloss sich den Studenten an, die 1948 die Freie Universität gründeten. Sie trieb eine Schreibmaschine auf, mit der sie sich im Juni 1948 in einem in aller Eile hergerichteten Büro in Dahlem einrichtete, und wurde zur ersten Verwaltungsassistentin der später so berühmten Universität. Später wurde Eva Heilmann zur ersten Studentensprecherin der FU gewählt, eine für eine Frau in den 1940er Jahren höchst ungewöhnliche Berufung. Eva Heilmann heiratete bald darauf und nahm den Namen Furth an. Sie zog Kinder auf und verzichtete

auf eine berufliche Karriere. Viele Jahre später jedoch, gegen Ende der 1980er Jahre, begann sie wieder ein Studium, und in der Folge wurde sie mehrfach bei öffentlichen Feierlichkeiten als Mitglied jenes Zirkels mutiger Studenten geehrt, die 1948, sowjetischen Drohungen trotzend, eine bedeutende Universität gegründet hatten. Eva Furth lebt bis heute in Berlin, gehört zum gesellschaftlichen und politischen Urgestein dieser Stadt und ist weithin bekannt für ihren köstlichen Berliner Mutterwitz. Als hingebungsvolle Grossmutter hat sie diejenigen, die ihr und den anderen Mischlingen die Zukunft zu rauben versuchten, um Jahrzehnte und Generationen überlebt.<sup>12</sup>

Peter Heilmann hatte in mancherlei Hinsicht weniger Glück und Erfolg als seine ältere Schwester. Überzeugter Sozialist wie sein Vater, schloss er sich 1946 der SED an, die aus der Zwangsvereinigung der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) in der sowjetischen Zone hervorgegangen war. Er wurde bald trotz seiner Jugend zum stellvertretenden Bürgermeister eines der östlichen Stadtbezirke gewählt. Er wirkte am Aufbau der Jugendbewegung der SED mit, der Freien Deutschen Jugend (FDJ), und arbeitete dabei mit einem Genossen zusammen, der später grosse Parteikarriere machen sollte: Erich Honecker. Bei den ohne Rücksicht auf Verluste geführten Machtkämpfen innerhalb der SED zog Heilmann gegen den Opportunisten Honecker den Kürzeren. Der spätere SED-Vorsitzende klagte den Sohn eines von den Nazis ermordeten Sozialdemokraten mit aufgebauchten Beweisen an, ein «englischer Spion» zu sein. Heilmann wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Diese Erfahrung ernüchterte ihn. Nach seiner Freilassung übersiedelte er nach Westberlin und wurde wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität. Später trat er in die Evangelische Akademie Berlin ein. Eines wurde ihm durch seine Erlebnisse im politischen Leben Ost- und Westberlins schmerzlich klar: Dass die Nazis ihn als Mischling diskriminiert und verfolgt hatten, war keine Garantie für eine Exportation Respekt oder Solidarität seitens der SED oder irgendeiner anderen politischen Gruppierung – es war viel eher eine Hypothek. Seine Jugend- und Schulfreunde hatten ihn in der Hitlerzeit aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen; nur mit den wenigsten von ihnen nahm er nach dem Krieg wieder Verbindung auf. Er vergass ihnen nicht, dass sie ihn fallen gelassen hatten, als er ihre Hilfe gebraucht hätte, insbesondere in den letzten Kriegsjahren, als die jüdischen Mischlinge in Deutschland Gefahr liefen, auch noch in den Abgrund der «Endlösung» gerissen zu werden.<sup>13</sup>



Wie sich die Berlinerin Meta Alexander später erinnerte, war es ihr nach Kriegsende fast unmöglich, mit anderen über ihre Erfahrungen als ehemaliger Mischling zu sprechen. Die Erinnerungen waren einfach zu schmerzlich. Wie mehrere andere Mischlinge, zum Beispiel Thekla Brandt, beschloss Meta Alexander, Medizin zu studieren, eine Fachrichtung, für die sie ausgezeichnete Voraussetzungen mitbrachte. Sie promovierte an der neuen Freien Universität zum Doktor der Medizin. Sie hatte nie den Ehrgeiz, eine Privatpraxis zu eröffnen, blieb stattdessen an der Freien Universität und machte dort eine bemerkenswerte Karriere, gipfelnd in einer Professur für Innere Medizin und Infektionskrankheiten. Jahrzehntlang redete sie mit niemandem über ihre Erlebnisse in den Kriegsjahren. 1979 starb ihre Mutter. Das war für Meta Alexander eine traumatische Erfahrung, unter deren Eindruck sie sich darüber klar wurde, dass sie nicht nur ihre eigene Vergangenheit von sich weggeschoben hatte, sondern auch die ihrer Familie. Auf einem Klassentreffen, das später im selben Jahr stattfand, beschloss sie, ihren ehemaligen Mitschülerinnen vom Gymnasium einiges von dem zu erzählen, was ihr und ihrer Familie an Schlimmem widerfahren war. Zum ersten Mal öffnete sie ihren Schulfreundinnen die Augen dafür, was es bedeutet hatte, Mischling zu sein. Sie erzählte, wie sie erfahren hatte, dass geliebte enge Angehörige ermordet worden waren, nur weil sie Juden waren. Sie berichtete, wie sie und andere Mitglieder ihrer Familie es mit knapper Not geschafft hatten, zu überleben. Ihre Klassenkameradinnen waren schockiert. Sie hatten sich nie zuvor klar gemacht, durch welche Traumata Meta und ihre Familie gegangen waren. Meta eröffnete ihren ehemaligen Klassenkameradinnen, dass sie wegen der in diesen zwölf furchtbaren Jahren erlittenen Verletzungen nach 1945 niemandem, weder Bekannten noch Freunden, jemals reinen Wein über ihre Vergangenheit und Herkunft eingeschenkt hatte. Sie erklärte ihnen, diese Erfahrungen hätten ihr ein instinktives Misstrauen gegen andere Menschen, insbesondere gegen alle Fremden, eingepflanzt. Meta Alexander war unverheiratet geblieben. Sie hatte gelernt, mit niemandem ausserhalb ihrer Familie über sich und ihre Familiengeschichte zu reden. Anders gesagt, hatte sie ihr Leben in mehrere voneinander abgeschottete «Welten» eingeteilt. Sie hatte sich unter den Nazis auch angewöhnt, politische Themen zu meiden, und hatte nach dem Krieg festgestellt, dass sie von dieser Gewohnheit nicht mehr loskam.<sup>14</sup>

Meta Alexander machte ihre ehemaligen Klassenkameradinnen sprachlos, und deren Betroffenheit spornte sie an, ihnen noch mehr zu erzählen. Sie berichtete, wie sie als Studentin in den Nachkriegsjahren bei Unterhaltungen mit

anderen, «normalen» Studenten, die über ihre Erfahrungen im Dritten Reich gesprochen hatten, gemerkt hatte, dass diese «arischen» Jugendlichen und sie als Mischling zwölf Jahre lang in zwei völlig getrennten Welten gelebt hatten. Die anderen waren im Hauptstrom der Gesellschaft mitgeschwommen, während sie, Meta, gegen ihren Willen zur Aussenseiterin geworden war. Eines Tages kam ihr die ziemlich schockierende Erkenntnis, dass ihr Status als Aussenseiterin sich in der deutschen Nachkriegsgesellschaft fortsetzte und dass es wahrscheinlich bis an ihr Lebensende dabeibleiben würde. Im Umgang mit ihren Kommilitonen in den ersten Nachkriegsjahren erappte sie sich immer wieder dabei, wie sie schweigend den jungen Studenten lauschte, die angeregt von ihren Kriegserlebnissen erzählten, oder wie junge Frauen aus der Gruppe ihre Erfahrungen beim BDM, beim Reichsarbeitsdienst oder als Flakhelferinnen als überwiegend positive Erfahrungen schilderten. Meta war von der Teilnahme an allen diesen Aktivitäten ausgeschlossen gewesen und konnte daher zu diesen schwelgerischen Erzählungen nichts beitragen. Das gab ihr das Gefühl, in vielerlei Hinsicht auch aus der deutschen Nachkriegsgesellschaft ausgeschlossen zu sein, also quasi eine Fortsetzung ihrer Erfahrungen als Mischling zu erleben.<sup>15</sup>

In späteren Jahren konnte Meta Alexander zugestehen, dass ihr herabwürdigendes Dasein als Mischling zumindest einen positiven Aspekt gehabt hätte. Das Schicksal hatte es so gewollt, dass sie in eine wohlhabende Familie hineingeboren worden war, was normalerweise dazu geführt hatte, dass sie in ihrem Leben vorwiegend oder ausschliesslich mit Leuten gutbürgerlicher Herkunft zusammengekommen wäre. Dank der Verfolgung ihrer Familie durch die Nazis und ihrer dadurch bedingten schliesslichen Verarmung hatte Meta tagtäglich mit Menschen zahlreicher Nationalitäten, Volksgruppen, Gesellschaftsklassen und Lebensbereiche zu tun bekommen. Sie hatte in einer harten Schule gelernt, dass es auf der Welt jede Menge Bösartigkeit und Brutalität gab. Doch sie hatte auch gelernt, dass es in jeder Gesellschaft auch viele gute Menschen gibt. Egal welcher Schicht oder Volksgruppe sie angehörten, viele von ihnen hatte Meta als mitfühlende und hilfsbereite Menschen kennen gelernt, die sich inmitten der von den Nazis gesäten Hasskultur und der von ihnen begangenen Verbrechen von diesen menschlichen Tugenden hatten leiten lassen. Zu den positiven Dingen im Leben Meta Alexanders hatte natürlich auch ihre Nachkriegskarriere als Medizinerin gehört, an der sie mit Hingabe gearbeitet hatte; mehr als alles andere hatten ihre beruflichen Erfolge sie in den späteren Phasen ihres Lebens

über vieles hinweggetröstet. Sie starb 1999, geachtet von all ihren Kollegen, die spät genug erfahren hatten, was Meta Alexander erlitten hatte und was sie hinter sich hatte lassen müssen, um es in ihrem Beruf so weit zu bringen.<sup>16</sup>

Thekla Brandt und ihre Schwester, die im letzten Kriegsjahr, als die Verfolgung der jüdischen Mischlinge in ein alarmierendes Stadium getreten war, ihren Eltern beim Betrieb ihrer Arztpraxis in Neukölln geholfen hatten, beschlossen nach Kriegsende, in die Fussstapfen der Eltern zu treten und Medizin zu studieren. Beide wurden als OdF anerkannt und von den Sowjetbehörden zum Studium an der Berliner Universität zugelassen. Doch auch Thekla und ihre Schwester schlossen sich der Gruppe studentischer Dissidenten an, die 1948 die Freie Universität gründete. Die beiden jungen Frauen studierten in diesen Nachkriegsjahren mit Feuereifer, entschlossen, die versäumten Jahre nachzuholen, in denen die Nazis sie aus der Gesellschaft ausgestossen hatten. Auch bei Thekla Brandt war es nicht so, dass das, was die Verfolgung in ihr angerichtet hatte, sich nach Kriegsende einfach verflüchtigt hatte. Sie, ihre Schwester und ihre beiden Brüder taten sich schwer damit, ihre ausgeprägten Minderwertigkeitsgefühle gegenüber dem Rest der Gesellschaft zu überwinden. Alle vier Brandt-Geschwister hatten nach dem Krieg grosse Hemmungen, sich anderen Menschen, insbesondere Fremden, zu öffnen. Andererseits war ihnen klar, dass sie Glück gehabt hatten. Ihre Familie hatte als ganze überlebt, ein Geschenk, das sie durchaus zu schätzen wussten, insbesondere nachdem ihre Mutter 1945 dem Abtransport in ein Todeslager nur ganz knapp entgangen war. Nicht zu vernachlässigen war auch die Tatsache, dass sie in der Lage waren, ihre eigene kleine Selbsthilfegruppe zu bilden, da jeder der vier als ehemaliger Mischling ersten Grades ganz genau wusste, was die anderen durchgemacht hatten. Auch kannte jeder von ihnen andere ehemalige Mischlinge, darunter viele, die in fortdauernder Isolation litten, noch immer von den unsichtbaren Mauern umgeben, die die Gesellschaft vor 1945 errichtet hatte. Diese Leute hatten keine Selbsthilfegruppen. So gesehen, schätzten Thekla und ihre drei Geschwister sich glücklich. Sie konnten ihr Leben in die Hand nehmen und überwandern nach und nach die Dämonen der Vergangenheit.<sup>17</sup>

Ihr Berliner Mitbürger Helmut Coper wusste ebenfalls, dass er von Glück sagen konnte, die haarsträubende Zeit bei seiner OT-Hundertschaft in Jena und anderswo im letzten Kriegsjahr körperlich unversehrt überstanden zu haben. Wie er sich viele Jahre später erinnerte, hatte er Berlin im Herbst 1944 als Mitglied einer Gruppe von 256 weitgehend gesunden Männern verlassen. Nur 106

Überlebende, bis auf die Haut abgemagert, waren im April 1945 in die Hauptstadt zurückgekehrt.<sup>18</sup> Helmut Coper wusste auch, wie es sich anfühlte, in einer Stadt, in der es von marodierenden Truppen und fanatischen Todeskommandos wimmelte, als gejagter Flüchtling unterwegs zu sein. Da Helmut's arische Mutter 1944 bei einem Luftangriff umgekommen und sein jüdischer Vater ein paar Wochen später nach Theresienstadt deportiert worden war, bestand Helmut's «Familie» im Berlin der letzten Kriegswochen aus einer zusammengewürfelten Gruppe von Deserteuren, die sich vor den Nazis versteckt hielt, während draussen der Strassenkampf tobte. Helmut Coper spürte am eigenen Leib, was Todesangst bedeutet. Die Schatten dieser Angst verfolgen ihn bis zum heutigen Tag. Viele Jahre lang weigerte er sich, wie Meta Alexander, Thekla Brandt und viele andere Mischlinge, anderen von seinen Erlebnissen zu erzählen. «Im Rückblick erschien alles so surreal», erklärte er im Gespräch mit dem Autor. «Und was ich bis heute erzählt habe, ist nur die halbe Wahrheit, im Grunde sogar weniger als die halbe Wahrheit.»<sup>19</sup>

Helmut Coper räumt ein, dass es ihm selbst heute noch, mehr als fünfzig Jahre später, Unbehagen bereitet, die Geschehnisse der Jahre 1933-45 zu schildern. Er beeilt sich, hinzuzufügen, dass seine Erlebnisse nicht gross aus dem Rahmen dessen fallen, was andere Mischlinge, die er kennt oder kannte, durchmachten. Aufgrund seiner Gespräche mit anderen überlebenden Mischlingen ist er zu der Überzeugung gelangt, dass für sie alle die «Normalität» im nationalsozialistischen Deutschland darin bestand, in zunehmender Angst vor ihren Mitmenschen und vor der Zukunft zu leben und dass diese Angst sich verstärkte, als die Nazis in der letzten Kriegsphase ihre Verfolgung noch einmal merklich verschärften. Wie mehrere andere in diesem Buch erwähnte Überlebende, beschloss Helmut Coper nach dem Krieg, Medizin zu studieren. Dazu musste er jedoch erst das Abitur nachholen. Nachdem das geschafft war, erwirkte er von den Sowjets die Anerkennung als OdF und schrieb sich an der Berliner Universität ein. 1948 schloss er sich der Bewegung derjenigen an, die im amerikanischen Sektor die Freie Universität gründeten. Er und ein anderer Bewerber um einen Studienplatz an der FU, Karol Kubicki, warfen eine Münze zur Entscheidung darüber, wer von ihnen beiden der erste eingeschriebene Student an der neuen Universität sein würde. Helmut verlor den Münzwurf und erhielt somit nur die Matrikelnummer zwei. Damit begann eine glanzvolle Medizinerlaufbahn: Coper spezialisierte sich auf die Neuropsychopharmakologie und leistete Pionierarbeit in der Entwicklung spezieller Medikamente für Men-

schen mit psychischen Störungen, ein Krankheitsbild, mit dem er bereits vertraut war. Er erntete grosse öffentliche Anerkennung für seine vielen Leistungen, zuerst als Gründungsstudent an der FU und dann als herausragender Forschungsmediziner, und wurde zu einem der bekanntesten Berliner. Und doch erschrickt Helmut Coper bis heute zu Tode, wenn es an der Tür klopft oder wenn das Telefon klingelt.<sup>20</sup>

Horst Hartwich und Hanns-Peter Herz waren im Frühjahr 1942 von ihren Berliner Gymnasien geworfen worden. Beide hatten sich anschliessend zwei Jahre lang mit Aushilfstätigkeiten durchgeschlagen, und beide waren in das OT-Lager in Zerbst eingewiesen worden. Zusammen waren sie nach Berlin zurückgekehrt und hatten den blutigen Endkampf in der sterbenden Hauptstadt überlebt. Nach dem Krieg holten die beiden, wie Helmut Coper, das Abitur nach, das die Nazis ihnen verwehrt hatten, und wurden Gründungsmitglieder der Freien Universität. Hartwich studierte Medizin, Herz Journalismus und Massenkommunikation. Durch eine seltsame Fügung schlugen beide eine Laufbahn ein, durch die sie zu Personen des öffentlichen Interesses wurden.

Neben seinem Medizinstudium hatte Hartwich das «Aussenamt» der Freien Universität mit aufbauen helfen und hatte später dessen Leitung übernommen. Er wirkte als internationaler Botschafter der FU mit so grossem Erfolg, dass er, obgleich er das Medizinstudium abschloss, nie den Arztberuf ausübte. Er fuhr stattdessen fort, die internationalen Programme der FU zu leiten und mit Hilfe seines grossen diplomatischen und sprachlichen Geschicks berühmte Wissenschaftler aus aller Welt nach Dahlem zu locken, und trug so massgeblich dazu bei, dass die Hochschule, die eben noch in den Kinderschuhen gesteckt hatte, sich zu einer der führenden wissenschaftlichen Einrichtungen der deutschsprachigen Welt entwickelte. Es war Horst Hartwich, der 1963 dem US-Präsidenten John F. Kennedy ein Medaillon um den Hals hängte und ihn damit zum Ehrenmitglied der Freien Universität machte. Horst Hartwich leitete das Aussenamt der FU bis zu seiner Pensionierung 1989 und konnte so gerade noch mithelfen, den Übergang der riesigen Universität in die Ära nach dem Kalten Krieg in die Wege zu leiten. Er erwähnte nur selten seinen früheren Status als Mischling, versuchte aber auch nicht, diesen Aspekt seiner Biografie zu verbergen. Wie andere Berliner, die unter dem Nationalsozialismus eine ähnliche Verfolgung erlebt hatten, nahm Hartwich sein Leben in die Hand und fand neue Herausforderungen. Seine Universität, seine Stadt und sein Land profitierten von seiner emotionalen Stabilität und seinem grosszügigen Naturell. Bei der Beerdigung

von Horst Hartwich im Juli 2000 kamen Tausende, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.<sup>21</sup>

Wie Hartwich und alle anderen Berliner, machte Hanns-Peter Herz intensive und unmittelbare Erfahrungen mit dem Kalten Krieg. Schon in der Frühphase dieses seltsamen Konflikts stand er als Mitarbeiter des RIAS (Radio im Amerikanischen Sektor) an «vorderster Front». Der RIAS wurde in den Nachkriegsjahren zum meistgehörten Radiosender Berlins und berichtete über Ereignisse wie die sowjetische Blockade und die amerikanische Antwort auf sie, die Luftbrücke von 1948-49. Da der Kalte Krieg auch im Äther mit den Waffen der Propaganda und Gegenpropaganda ausgetragen wurde, spielte der RIAS darin weiterhin eine herausragende Rolle, und Herz war an diesen publizistischen Duellen an zentraler Stelle beteiligt. In späteren Jahren gehörte er zu denen, die den Rest der Welt über die wachsenden Spannungen zwischen Ost und West informierten, die im Bau der Berliner Mauer im August 1961 kulminierten. In den turbulenten späten 60er und den 70er Jahren arbeitete Herz im Berliner Rathaus, doch 1985 kehrte er zum RIAS zurück und liess dort seine beeindruckende Karriere als Hörfunkjournalist ausklingen. Wie Hartwich, liess auch Herz seine Vergangenheit als Mischling hinter sich, blickte nach vorne und konzentrierte sich darauf, beruflich vorwärtszukommen und am Wiederaufbau seiner Heimatstadt zu einer grossen Metropole mitzuwirken.<sup>22</sup>

Hans-Joachim Boehm und Ernst Benda waren im Dritten Reich beide als Mischlinge zweiten Grades (oder «Vierteljuden») eingestuft worden. Beide wussten und betonten, dass es ihnen nicht annähernd so schlimm ergangen war wie den Mischlingen ersten Grades. Gleichwohl werfen ihre Erfahrungen ein bezeichnendes Licht auf die Art und Weise, wie die Nationalsozialisten gegen alle vorgingen, die auch nur von Ferne mit Juden verwandt waren. Boehm hatte früh von der Schule abgehen müssen, um seiner verwitweten Mutter und seinen Geschwistern unter die Arme greifen zu können. Unter dem NS-Regime konnten Mischlinge zweiten Grades keine staatlichen Sozialleistungen erwarten. Boehm hatte daher eine Lehre begonnen, doch kaum hatte er sie beendet, da zogen die Nazis ihn 1939 zur Wehrmacht ein. Aber auch danach verfolgte ihn sein Status als Mischling weiter. Obwohl er fünf Jahre bravourös an der Front kämpfte, vier davon an der Ostfront, und zweimal schwer verwundet wurde, kam er nie über den Dienstgrad eines Gefreiten hinaus. Sein zweiter Vorname Samuel und seine in Naziaugen «jüdische» Physiognomie klebten weiterhin wie Pech an seinen Stiefeln. Nach dem Krieg machte Hans-Joachim Boehm an sei-

ner alten Schule, dem Berliner Friedenau-Gymnasium, das Abitur nach. Er erzählte niemandem von seinem früheren Status als Mischling zweiten Grades, auch weil er so viele kannte, denen es viel schlimmer ergangen war als ihm. Auch er war 1948 einer der Gründungsstudenten der Freien Universität. Dann startete er eine lange und verdienstvolle Karriere in der Berliner Politik, brachte es bis zum Senatsdirektor und zum Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses.<sup>23</sup>

Ernst Benda war ähnlicher Meinung wie Hans-Joachim Boehm, was die weniger schwere Benachteiligung der Mischlinge zweiten Grades betraf. Ein bisschen jünger als Boehm, hatte er 1943 sein Notabitur abgelegt und nach Bestehen einer schweren technischen Prüfung in der deutschen Kriegsmarine als Funker und Verschlüsselungstechniker gedient. Auch er konnte als Mischling zweiten Grades jeden Gedanken an eine Beförderung abschreiben. Der Matrose Benda beendete den Krieg als Kriegsgefangener in Norwegen und kehrte 1946 nach Berlin zurück. Zu seiner Erleichterung war seine Familie noch am Leben, auch sein Vater, der als Mischling ersten Grades ein Mehr an Verfolgung zu erleiden gehabt hatte. Ernst Benda, der unter den Nazis nicht hatte studieren dürfen, bewarb sich jetzt um die Zulassung zu einem Jurastudium – ohne dabei je seinen früheren Status als Mischling zu erwähnen oder sich um die Anerkennung als OdF zu bemühen. Begabung und Beharrlichkeit mussten reichen. Wie die meisten Überlebenden, konzentrierte er sich auf die Gegenwart und auf den Erwerb des Wissens und der Fähigkeiten, die er brauchte, um eine berufliche Laufbahn zu starten, die ihm so lange verwehrt worden war.

Auch Ernst Benda gehörte zu den Gründungsstudenten der Freien Universität Berlin. Mit seinen Kommilitonen diskutierte er leidenschaftlich über aktuelle politische Fragen und insbesondere darüber, wie sie mithelfen konnten, eine neue Gesellschaft zu modellieren. Von Hause aus ein politischer Mensch, trat Benda in die Jugendorganisation der neu gegründeten Christlich-Demokratischen Union (CDU) ein, die Junge Union. Dort entpuppte er sich bald als talentierter politischer Kopf mit dem Potenzial, in eine Führungsposition in Staat und Gesellschaft aufzusteigen. Sein Name sprach sich bis zu den Amerikanern herum, und bald darauf war Ernst Benda einer der ersten deutschen Studenten, die im Rahmen eines kulturellen Austauschprogramms die USA besuchten: Er studierte Jura an der University of Wisconsin. Nach seiner Rückkehr nach Berlin betätigte er sich in der CDU. Als gebürtiger Berliner erhielt er bei der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus genug Stimmen, um ein Abgeordnetenmandat zu erringen. Später kandidierte er in einem Berliner Wahlkreis für den Bundes-

tag, wurde gewählt und ging nach Bonn. Neben der Politik hatte er sein Jura-studium fortgesetzt, blieb der Rechtswissenschaft treu und wurde ein angesehener Juraprofessor. 1968-69 diente Benda der Bundesrepublik Deutschland als Innenminister und wurde danach Präsident des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe. Später diente er noch als Kommissar der Europäischen Gemeinschaft. Kurz gesagt: Ernst Benda gelang eine Karriere, wie sie glanzvoller einem Bürger seines Landes kaum hätte gelingen können. Er selbst schrieb seinen Erfolg zu guten Teilen einer frühen und bedachten Förderung durch eine verschworene Familie zu, deren Zusammenhalt die Nazis nicht aufbrechen konnten, auch wenn sie noch so viel Gift versprühten.<sup>24</sup>

Männer wie Ernst Benda und Hans-Joachim Boehm konnten die Karrieren, die sie machten, nur in einem von den Nazis befreiten Deutschland machen. Wären die Nazis an der Macht geblieben, hätten sie dafür gesorgt, dass keiner dieser Mischlinge zweiten Grades je über den Status eines einfachen Arbeiters hinausgekommen wäre. Darüber hinaus hatten die Nazis vor, die zirka 40.000 in Deutschland lebenden Mischlinge zweiten Grades zu sterilisieren, um so sicherzustellen, dass sie keine Nachkommen zeugen würden, die als Träger jüdischer Gene für den Fortbestand «jüdischer» Charaktereigenschaften sorgen konnten.<sup>25</sup>

Der Berliner Gerhard Löwenthal, der Optiker gelernt hatte und daher einer rüstungswichtigen Zunft angehörte, hatte das Glück, nicht wie so viele andere Mischlinge seiner Generation zur Zwangsarbeit bei der Organisation Todt eingezogen zu werden. Er hatte jedoch ebenfalls Zeiten nackten Terrors und brutaler Misshandlung erlebt. In seinem Fall hatte es Anfang 1943 damit angefangen, dass die Gestapo ihn unter dem Vorwurf verhaftete, er gehöre einer geheimen Widerstandsgruppe an, die Juden, die unmittelbar von der Deportation in den Osten bedroht waren, mit gefälschten Ausweisen versorgte. Der junge Löwenthal war tatsächlich Mitglied dieser Geheimbande gewesen, aber die Behörden konnten nicht genug Beweise für eine Verurteilung beibringen, und ein einflussreicher Onkel mit Beziehungen zur SS erwirkte seine Haftentlassung. Gegen Kriegsende wohnte Gerhard Löwenthal noch immer zu Hause bei seinen Eltern in der Knesebeckstrasse und arbeitete mit Unterbrechungen als Augenoptiker, als die Sowjets Ende April 1945 Berlin einkreisten. Es war in diesem Augenblick der fast schon vollendeten Befreiung, am 27. April 1945, als Gerhard noch einmal dem Tod ins Auge sehen musste. Der 22jährige, hochgewachsen und äusserlich ein Ausbund jugendlicher Vitalität, war in seinem mittlerweile gewohnten «Kampfanzug», mit Stahlhelm auf dem Kopf und Gasmasken-



ke vor dem Gesicht, auf die Strasse gegangen, um Wasser zu holen. Plötzlich stellten sich ihm drei Sowjetsoldaten, darunter ein Offizier, in den Weg. «Stoj! Halt!» rief einer von ihnen. Gerhard liess seine Wassereimer fallen. Eigentlich überaus erfreut, seine Befreier vor sich zu sehen, erkannte er doch, dass er in realer Gefahr schwebte. «Nicht schiessen. Ich bin Jude!» antwortete er. Der junge sowjetische Leutnant zögerte, aber nur eine Sekunde, dann herrschte er Löwenthal an: «Du lügen, du SS, alle Juden tot.» Gerhard war sich nicht sicher, ob er richtig gehört hatte, aber er meinte, eine leichten jiddischen Einschlag in dem Ausruf des Offiziers erkannt zu haben. Kurz entschlossen stimmte er das jüdische Glaubensbekenntnis an: «Sch'mahjissorel, adanoi elauhenu, adanoi echod» [Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig]. Dann rezitierte er das Kaddisch, und während er es tat, begann er zu weinen. Der sowjetische Leutnant starrte ihn eine Minute lang an und fiel dann in das Gebet ein, wobei er seine Waffe sinken liess. Die beiden einfachen Soldaten waren perplex und senkten ihre Gewehre ebenso. Der «Geltungsjude» und der namenlose Sowjetleutnant, der wahrscheinlich eher noch jünger war als Gerhard Löwenthal, umarmten einander und begannen ein angeregtes Gespräch auf jiddisch und deutsch.<sup>26</sup>

Nach den Krieg beschloss Gerhard, wie eine ganze Reihe seiner Schicksalsgenossen, Medizin zu studieren, und gehörte dem ersten Studentenjahrgang an, der im Januar 1946 an der sowjetisch kontrollierten Berliner Universität Unter den Linden immatrikuliert wurde. Um in diesen schweren Zeiten über die Runden zu kommen, hatte er bei einem neuen Nachrichtensender, dem RIAS Berlin, eine Stelle als Jungreporter angenommen. Er setzte sein Medizinstudium noch eine Zeit lang fort, aber wie viele seiner Kommilitonen, verlor er das Vertrauen zu der von den Sowjets und der SED dominierten Universität und spielte eine wichtige Rolle bei der Gründung der Freien Universität Berlin im Jahr 1948. Zu diesem Zeitpunkt hatte er jedoch schon gemerkt, dass er eine Schwäche und eine Begabung für die elektronischen Medien hatte, und er zeigte diese journalistische Begabung zuerst im Hörfunk, dann im Fernsehen. Nach ersten Anfängen beim RIAS und beim SFB ging er für fünf Jahre nach Paris und arbeitete für die OECD (Organization for Economic Cooperation and Development), danach wechselte er zum neu gegründeten ZDF und übernahm die Leitung von dessen Brüsseler Redaktion. Ein aufgehender Stern am deutschen Fernsehhimmel, sollte er fast 20 Jahre lang eine zentrale Rolle in der bundesrepublikanischen Medienwelt spielen: ab 1969 moderierte er das einflussreiche ZDF-Magazin, das unter seiner Leitung fast 600 Mal ausgestrahlt wurde und

insgesamt 2'300 Beiträge sendete. Aus seiner Studentenzeit im Berlin der Nachkriegsjahre aufs Beste mit der machtpolitischen Skrupellosigkeit der SED vertraut, war und blieb er ein heftiger und unversöhnlicher Gegner der Kommunisten und legte sich nach Kräften ins Zeug, um den deutschen Fernsehzuschauern immer wieder deren Menschenrechtsverstöße vor Augen zu führen. Kein Wunder, dass die politische Linke der Bundesrepublik Gerhard Löwenthal verteufelte, lief sein journalistischer Kreuzzug doch der Entspannungspolitik der 1970er und 1980er Jahre zuwider. Doch Löwenthal liess sich in seinem Eintreten für die Freiheit des Einzelnen niemals beirren und konnte weiterhin auf eine breite Anhängerschaft aus allen Teilen des politischen Spektrums in Deutschland zählen. Der Autor konnte im Februar 1987 im ZDF-Studio Wiesbaden ein Gespräch mit Löwenthal führen, bei dem es um seine Rolle bei der Gründung der Freien Universität 1948 ging. Er kramte faszinierende Details aus dieser Zeit aus seinem Gedächtnis hervor, erwähnte aber mit keinem Wort seine Erfahrungen und Erlebnisse als Mischling und «Geltungsjude». Dieser Aspekt seiner persönlichen Geschichte wurde der Öffentlichkeit erst später bekannt, als er seine Memoiren veröffentlichte. Gerhard Löwenthal starb 2002, kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahrs.

Hans Haurwitz, wie Gerhard Löwenthal Berliner und als «Geltungsjude» eingestuft Mischling ersten Grades, wusste, dass er und sein jüdischer Vater ihr Überleben ganz wesentlich seiner arischen Mutter verdankten. Frau Haurwitz hatte sich mehrmals energisch eingesetzt, um Hans und seinen Vater vor der drohenden Deportation und Vernichtung zu bewahren. Frau Haurwitz gehörte im Februar 1943 zu den (ganz überwiegend weiblichen) Demonstranten in der Berliner Rosenstrasse, die mit ihrem mutigen Vorgehen den Abtransport ihrer jüdischen Ehemänner in die Lager verhinderten.<sup>27</sup>

Die Familie Haurwitz hatte dem Kriegsende in ihrer beengten Wohnung in Charlottenburg entgegengefiebert. Sie hatten zahlreiche alliierte Bombenangriffe ebenso überstanden wie die fortwährenden Demütigungen für Hans und seinen Vater, die, wenn sie auf die Strasse gingen, wegen ihres Judensterns immer wieder zur Zielscheibe öffentlicher Erniedrigungen durch eingefleischte Nazis wurden, praktisch bis zum letzten Kriegstag. Nicht zuletzt waren alle drei Mitglieder der Familie Haurwitz erschreckend unterernährt, weil die beiden Männer als «Geltungsjuden» jahrelang reduzierte Lebensmittelrationen erhalten und Frau Haurwitz' Arierration, von der sie ihrem Mann und ihrem Sohn

stets noch etwas abgegeben hatte, gegen Ende des Krieges ebenfalls abgesenkt worden war. Sowjetische Truppen besetzten Charlottenburg Ende April 1945; während die Frontsoldaten anständig waren, fürchteten alle drei Familienmitglieder die danach einrückenden Ersatztruppen. Sie versuchten ihr Möglichstes, fanden jedoch keinen Weg, um den Russen verständlich zu machen, was sie selbst unter den Nazis mitgemacht hatten und dass sie zu deren Opfern gehörten. In den Augen der Russen waren sie einfach nur Deutsche und als solche verachtenswert; so wurden sie denselben Entbehrungen und Gefahren ausgesetzt wie alle ihre Nachbarn. Anfang Juli 1945 zogen die Sowjets ab, und britische Truppen nahmen Besitz von Charlottenburg. Es war dann aber kein Brite, sondern ein Amerikaner, der eines schönen Tages im Juli 1945 an der Tür der Familie Haurwitz läutete.<sup>28</sup>

Vor dem Krieg war Hans mit zwei Brüdern aus einem der Nachbarhäuser befreundet gewesen. Die drei Jungen hatten zusammen Religionsunterricht erhalten. Dann waren die beiden Brüder 1936 in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Jetzt, neun Jahre später, sah Hans einen amerikanischen Militärjeep direkt vor dem Haus anhalten. Zu seiner Überraschung marschierte der Soldat, der aus dem Jeep stieg, geradewegs auf die Wohnungstür der Familie zu. Er entpuppte sich als einer der beiden vor dem Krieg ausgewanderten Brüder; er war mit der Zweiten Panzerdivision der U.S. Army nach Berlin zurückgekehrt. Er wusste noch, wo die Haurwitzens gewohnt hatten, und hatte beschlossen, nachzusehen, ob jemand von ihnen überlebt hatte. Die beiden jungen Männer umarmten sich und erzählten einander, wie sie die turbulenten bzw. trostlosen letzten zehn Jahre durchgestanden hatten. Der Soldat fragte Hans dann, wie er ihm und seinen Eltern helfen könne. Hans liess sich nicht lange bitten. Die Familie brauche dringend Lebensmittel, gestand er. Nachdem der Amerikaner seinen völlig abgemagerten Jugendfreund kurz gemustert hatte, lud er ihn in seinen Jeep und fuhr mit ihm zum amerikanischen Hauptquartier, wo er als Adjutant eines Generals stationiert war. Die Amerikaner stellten Hans Haurwitz als Kellner für das Generalskasino ein. Hans lernte schnell, gut zu servieren und ebenso gut zu «organisieren», und zum ersten Mal in seinem Erwachsenenleben bekam er gut zu essen. Es fiel auch genug für seine Eltern ab. So überlebten sie die mageren Nachkriegsjahre.<sup>29</sup>

Jetzt, da Hans kein Ausgestossener mehr war, begann er sich wieder unters Volk zu mischen. Er lernte eine junge Frau kennen, die ebenfalls für die US-Streitkräfte in Berlin arbeitete, und bald heirateten sie. Das war der Punkt, an

dem sie sich entscheiden mussten, was sie mit ihrem gemeinsamen Leben anfangen wollten. Da Hans keine grosse Verbundenheit mit dem Land empfand, das ihn zum Arbeitssklaven degradiert hatte, beschlossen er und seine frisch Angetraute, in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Mit Hilfe des jüdischen Joint Distribution Committee schafften sie 1949 den Sprung nach Erie in Pennsylvania, wo sie beruflich Fuss fassten, ihre Familie gründeten und grosszogen und wo sie noch heute als Ruheständler leben. Hans litt viele Jahre unter immer wiederkehrenden Alpträumen und Erinnerungsblitzen, in denen Horrorszene aus seiner Zeit als «Geltungsjude» hochkamen. Seine Frau half ihm, mit diesen posttraumatischen Ängsten fertig zu werden, und mit der Zeit wurden die Alpträume seltener. Er und seine Familie beten bis heute in einer nahe gelegenen Reformsynagoge, und Hans tut es bis heute gut, dass der Temple Anshe Hessed, seine Synagoge in Erie, ihn an das Bethaus erinnert, das er als Jugendlicher in Berlin besuchte. Nachdem Hans Haurwitz seine persönlichen Erinnerungsgespenster gezähmt hat, ist er heute in der Lage, bei gelegentlichen öffentlichen Auftritten seinen Zuhörern ein Bild davon zu vermitteln, was Juden und jüdische Mischlinge zwischen 1933 und 1945 in Deutschland durchleiden mussten.<sup>30</sup>

Klaus Muehlfelder hatte 1944 die Sklavenarbeit in OT-Lagern im nördlichen Frankreich überlebt und war nach dem deutschen militärischen Zusammenbruch im Westen auf Schleichwegen nach Berlin zurückgekehrt. Die Gestapo hatte ihn dort im Oktober 1944 erneut ins Visier genommen, doch er hatte eine Krankheit simuliert und war als untauglich für den Arbeitseinsatz befunden worden, so dass er zu Hause bei seinen Eltern bleiben durfte und das Kriegsende als Hilfsarbeiter erlebte. In der Erwartung, dass die Behörden doch noch versuchen würden, ihn abzuholen, hatte er sich von einem anderen Mischling eine Handfeuerwaffe und Munition besorgen lassen. (Beides war schwer zu bekommen, und privater Waffenbesitz war verboten.) Er war entschlossen, Widerstand zu leisten, wenn die Gestapo noch einmal käme. Glücklicherweise geschah das nicht. Glück hatte er auch insofern, als sein Elternhaus im ländlichen Lübars stand, einer Ecke von Berlin, die abseits der Marschrouten der einrückenden Armeen lag. Kaum hatte Klaus Muehlfelder die ersten russischen Soldaten erblickt, da fiel die Angst von ihm ab, und klugerweise warf er die Pistole und die Munition in einen nahe gelegenen Tümpel.

Klaus und seine Familie waren anfänglich froh, die sowjetischen Truppen einmarschieren zu sehen. Einige Wochen lang nutzten russische Offiziere das Haus der Muehlfelders als Quartier, und Klaus' Mutter kochte für sie. Doch

bald traten Reibungen und kulturelle Dissonanzen zutage. In Klaus' Familie konnte niemand Russisch, und die neu eintreffenden sowjetischen Militärpersonen, die überwiegend nicht Deutsch sprachen, konnten oder wollten nicht glauben, dass auch nur ein einziger Jude in Deutschland überlebt hatte. Klaus und seine Familie versuchten zu erklären, welche Art von Verfolgung sie erlitten hatten, aber die Sprachbarriere setzte diesen Bemühungen enge Grenzen. Dann schloss sich eines Nachts eine Gruppe neu eingetroffener Sowjetoffiziere im Schlafzimmer des Ehepaars Muehlfelder ein, und als Klaus' Vater am nächsten Morgen nachschaute, stellte er fest, dass sie das Zimmer und alle Schränke leergeräumt, den Inhalt in Betttücher gepackt hatten und dabei waren, alles abzutransportieren. Verzweifelt lief Herr Muehlfelder zu einem tschechischen Nachbarn, der etwas Russisch konnte, und stellte sich mit diesem den abfahrbereiten Russen in den Weg. Er liess sie wissen, er sei im Krieg 1914-18 Sanitätsoffizier gewesen und wisse, dass es Offizieren verboten sei, zu plündern. Überrascht von so viel Courage, riefen die Offiziere einen ihrer Vorgesetzten herbei, der den tschechischen Nachbarn wissen liess, falls dieser unverschämte Deutsche (Herr Muehlfelder) noch ein einziges freches Wort sage, werde man ihn verhaften und sein Haus anzünden. Ein gespanntes Schweigen kehrte ein, und dann stampften die sowjetischen Offiziere davon. Die Familie trug ihre Habseligkeiten ins Haus zurück, doch das Verhältnis zu ihren sowjetischen Befreiern blieb gespannt.<sup>31</sup>

Inmitten der Not und des Elends der Nachkriegszeit machte Klaus 1946 sein Abitur und bewarb sich dann um einen Studienplatz an der Berliner Universität. Zu seiner Bestürzung wurde er abgewiesen. Er sei bürgerlicher Herkunft und könne daher nicht zugelassen werden, teilte die Hochschule ihm mit. Er beratschlagte mit Freunden, erfuhr von ihnen, dass er sich als Opfer des Faschismus anerkennen lassen konnte, stellte die entsprechenden Anträge und bekam schliesslich seinen OdF-Status bescheinigt. Nach weiteren Verzögerungen erhielt Klaus endlich seine Zulassung zur Universität, aber all die Begleitumstände und die ungunstigen Erfahrungen, die er und seine Familie mit dem sowjetischen Militär gemacht hatten, liessen viel Verbitterung zurück. Auch stiess es ihm und vielen anderen Studenten sauer auf, mitzuerleben, wie die sowjetischen Besatzer die Berliner Universität zu einer marxistisch-leninistischen Parteihochschule trimmten.

Mit den amerikanischen Besatzungstruppen hatte Klaus im Gegensatz dazu positive Erfahrungen gesammelt. Angespornt durch persönliche Bekanntschaft-

ten mit Amerikanern, vertiefte er sich in US-amerikanische Literatur, Geschichte und Kultur. Als dann im April 1948 eine Gruppe Berliner Studenten die Werbetrommel für eine Freie Universität zu rühren begann, schloss Klaus sich diesen Aktivisten an. Im Verein mit anderen begann er – unter hohem persönlichem Einsatz und Risiko – Bücherbestände im sowjetischen Sektor nach englischsprachiger Literatur zu durchforsten und diese nach Dahlem zu schmuggeln, um sie der im Entstehen begriffenen FU-Bibliothek zuzuführen. Noch viele Jahre später schwärmte er von der diebischen Freude, die dieses Unternehmen bereitet hatte. Nach mehreren Semestern an der FU erfüllte sich Klaus Muehlfelder einen Traum, den er schon in seinen Jahren als Mischling gehegt hatte: Er wanderte in die Vereinigten Staaten aus. Nach seiner Ankunft in New York 1950 legte er sich den neuen Namen Charles Milford zu und fing ein neues Leben an, die Welt, in der er als Mischling gelebt hatte, hinter sich lassend.<sup>32</sup>

Weil Charles Milford ausgezeichnete studentische Referenzen vorweisen konnte, nahm ihn die Fakultät für Bibliothekswissenschaften an der Columbia University als Student auf, und er wurde wissenschaftlicher Bibliothekar. Aber noch immer hielt sein Leben Überraschungen bereit. Einige Zeit nach Ausbruch des Koreakrieges fand sich Charles Milford, der sich einst vor dem Dienst in Hitlers letztem militärischen Aufgebot gedrückt hatte, in einer amerikanischen Soldatenuniform wieder, obwohl er noch nicht einmal die US-Staatsbürgerschaft besass. Gleichwohl leistete Charles pflichtbewusst seinen Dienst als G.I. ab, überlebte auch diesen Krieg – und stolperte nach seiner Entlassung 1953 in eine Situation, die ihm Galgenhumor abforderte: Da er noch nicht eingebürgert war, tat er sich nicht leicht, Arbeit zu finden. Er begann seine berufliche Laufbahn als Bibliothekar, indem er eine Stelle in der Stadtbücherei von Tacoma im Staat Washington annahm, von wo aus er in die Staatsbibliothek von Oregon in Salem überwechselte. Seine nächste Station war die Bibliothek der Stanford University, an der er für die restliche Dauer seiner langen und illustren Berufslaufbahn blieb. Der Autor dieses Buches kann bezeugen, dass Charles Milford noch heute ein Bibliothekar allererster Güte ist. Was seine Vergangenheit als Mischling betrifft, so gibt er zu, dass sie ihm hin und wieder zu schaffen macht. Wegen des Antisemitismus, den er erlebt hat, verhält er sich gegenüber Fremden reserviert. Noch heute kann er nicht umhin, lange abzuwarten, ehe er einem anderen Menschen erzählt, dass er vor langer Zeit einmal ein so genannter Mischling war.<sup>33</sup>

Während Charles Milfords Lebensweg ihn aus Deutschland wegführte, begann Helmut Langers Odyssee im Ausland und endete in der Bundesrepublik. Helmut und sein Bruder Eckard, beide Sudetendeutsche aus einem Dorf bei Gablonz, verbrachten das letzte Kriegsjahr als Arbeiter in einer tschechischen Fabrik unweit der polnischen Grenze. Sie hatten dort einen sicheren Arbeitsplatz gefunden und produzierten ausgerechnet Eiserne Kreuze und andere militärische Dekorationen für die Wehrmacht. Ihr angeheirateter Onkel, Herr Goldbach, war Mitglied der SA und nutzte seine Beziehungen in der NSDAP, um an Aufträge zu kommen. Es war die Tante der beiden Jungen gewesen, die ihren Mann dazu überredet hatte, Helmut und Eckard einzustellen, obwohl sie Mischlinge waren. Jahrelang hatten zuvor die Langers die Goldbachs mit Eiern und Milchprodukten beliefert, und so schien es nur recht und billig – und betriebswirtschaftlich sinnvoll –, zwei zuverlässige und fleissige junge Männer einzustellen, deren Vater Kriegsdienst leistete. Die beiden Langers arbeiteten in willkommener Anonymität Seite an Seite mit zahlreichen Ostarbeitern, praktisch bis zum letzten Kriegstag. Nachdem die deutschen Truppen sich aus der Umgebung zurückgezogen hatten, avancierten Helmut und Eckard unversehens zu Beschützern des Ehepaars Goldbach. Eine wilde Zeit brach an, in der die Ostarbeiter ihre Befreiung unter anderem damit feierten, dass sie die Häuser von Deutschen plünderten und die Nächte durchmachten. Sie redeten sogar davon, den SA-Mann und seine Frau aufzuhängen. Die Brüder Langer, die sich mit den Arbeitern auf Tschechisch verständigen konnten, versuchten letzteren gut zuzureden und erwähnten dabei auch, dass sie selbst Mischlinge waren und dass ihr Onkel und ihre Tante ihnen Unterschlupf gewährt hatten, während ringsherum die NS-Behörden alle Juden und Halbjuden eingesammelt hatten.

Irgendwann machten sich die Behörden des neuen tschechoslowakischen Staates bemerkbar. Zwei Kriminalpolizisten stellten, von Bewaffneten beschützt, eine Liste aller in der Region beschäftigten Deutschen zusammen. Sie verloren keine Zeit, Herrn und Frau Goldbach in ein Internierungslager einzuweisen. Die Polizeibeamten gingen zunächst davon aus, dass auch die beiden Langer-Jungen SA-Männer seien, doch dann stellten sie fest, dass Helmut und Eckard auf keiner Personalliste auftauchten. Herr Goldbach hatte sie in seinen Büchern nie geführt, um nicht die NS-Behörden auf sie aufmerksam zu machen. Die Jungen taten ihr Bestes, den Polizisten zu erklären, was es in dem für seinen Antisemitismus berüchtigten Sudetenland bedeutet hatte, ein Mischling zu sein. Am Ende richteten sie damit nichts aus. Der Chefpolizist forderte die

Deutschen Helmut und Eckard Langer auf, die Tschechoslowakei sofort zu verlassen.<sup>34</sup>

Wie die Brüder freilich bald feststellten, war es nicht leicht, diese Anweisung der tschechischen Polizei zu befolgen. Sie hatten kein Geld und keine Bleibe. Sie fanden vorübergehenden Unterschlupf bei einer freundlichen tschechischen Familie und machten sich dort Gedanken darüber, wogegen sie ihr temporäres Refugium eintauschen sollten. Erst einmal lieb Helmut sich ein rostiges Fahrrad und brachte seinem Onkel und seiner Tante, die in der harten Internierungshaft Hunger litten, heimlich Lebensmittel. Da Deutsche in der neuen Tschechoslowakei nicht mit der Bahn fahren durften, legte Helmut sich einen etwas grösseren Lebensmittelvorrat an und machte sich zu Fuss auf nach Deutschland. (Sein älterer Bruder Eckard, der besser Tschechisch konnte als Helmut, kehrte ins heimatliche Gablonz zurück.) Der 15jährige Helmut Langer wanderte vier Wochen durch Mähren und Böhmen und erbettelte sich Essbares, wo immer er konnte. In letzter Not musste er auf rohe Kartoffeln zurückgreifen, die er in einem bereits abgeernteten Acker in der Erde fand. Schliesslich erreichte er, abgemagert, verzagt und humpelnd, Weimar in der sowjetischen Besatzungszone. Sein einziger Grund zur Freude war der, dass er wieder Zutritt zu der Gesellschaft fand, der er eigentlich per Geburtsrecht seit jeher angehört hatte.<sup>35</sup>

Aber Helmut Langer war nur einer von vielen Tausend Flüchtlingen, die aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in Osteuropa in den verbliebenen Rest des Deutschen Reiches strömten. Er brannte darauf, zu arbeiten, und ergatterte eine Lehrlingsstelle in einem kleinen Lebensmittelgeschäft. Er verdiente zwar nur Pfennige, kam aber über die Runden. Zufällig traf er in Weimar eine andere Tante und erzählte ihr, welche Missgeschicke ihm als Mischling widerfahren waren. Seine Tante hörte mit grossen Interesse zu und ging dann mit ihm zur Stadtverwaltung. Dort erklärte sie den Beamten, ihr Neffe sei im Konzentrationslager gesessen und knapp mit dem Leben davongekommen, daher stehe ihm doch wohl eine höherwertige Rationskarte zu. Helmut traute seinen Ohren nicht. Gewiss hatte er als Mischling einiges zu erleiden gehabt, aber Häftling in einem der gefürchteten Konzentrationslager war er nie gewesen. Die für die Zuteilung der Rationskarten verantwortlichen Beamten hatten sich ohnehin nicht beeindrucken lassen und wiesen Helmut und seiner Tante die Tür. Hartnäckig versuchte die Tante, mit Helmut in ihrem Schlepptau, ihr Glück bei anderen städtischen Dienststellen, wobei sie jedes Mal ihre ausgeschmückte Version von Helmut's Leidensweg zum Besten gab. Unter vier Au-



gen versuchte er, sie zu korrigieren, aber sie hörte nicht auf ihn. Schliesslich dämmerte es dem Jungen, dass die Tante ihn nur benutzen wollte, um an höhere Rationen heranzukommen. Beschämt beschloss er, nie wieder jemandem von seiner Vergangenheit als Mischling zu erzählen.<sup>36</sup>

Beizeiten kam Langer auch dahinter, dass das Dasein als Flüchtling in der sowjetischen Besatzungszone, wenn man nicht über Beziehungen, begehrte Fähigkeiten oder verbrieftete Rechte als ehemals Verfolgter verfügte, mit schweren Nachteilen verbunden war. Langer wusste nichts von dem OdF-Status, den andere Mischlinge, zumeist solche bürgerlicher Herkunft, für sich nutzten. In seiner Familie hatte noch nie jemand an einer Universität studiert. Kurz vor Ende seiner Lehrzeit in dem Lebensmittelgeschäft 1948 erfuhr Helmut, dass sein Name auf eine Liste unverheirateter Personen geraten war, die zur Arbeit in einem Uranbergwerk in der Nähe Weimars eingezogen werden sollten. Anders gesagt, man hatte ihn zum Zwangsarbeiter auserkoren. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Umgehend kaufte Helmut sich eine Zugfahrkarte in eine Stadt nahe der Zonengrenze. Er traute sich nicht einmal, einen Koffer zu packen. In einer Nachtwanderung gelangte er in die amerikanische Zone und landete in einem Auffanglager bei Marburg.

Auch in den Westzonen war das Leben um diese Zeit, in den späten 1940er Jahren, nicht leicht. Auch hier blieb Helmut seinem Entschluss treu, niemandem von seiner Mischlingsvergangenheit zu erzählen. Er war bereit, jede sich bietende Arbeit anzunehmen. Mittlerweile achtzehn Jahre alt, fand er eine Stelle in einer Textilfabrik, wo er Nachtschichten arbeitete und mit sieben Kollegen eine Unterkunftsbaracke teilte – manchmal musste er warten, bis ein Bett frei wurde, damit er schlafen gehen konnte. Früher war Helmut ein ausgezeichneter Sportler gewesen, und jetzt schloss er sich einem Fussballverein an und hatte viel Freude daran, Sonntag nachmittags zu spielen. Während eines Spiels eröffnete ein Mitspieler ihm stolz, er sei gerade in den Polizeidienst aufgenommen worden, und empfahl Helmut wie beiläufig, sich doch auch dort zu bewerben. «Warum eigentlich nicht?» fragte Helmut sich und reichte seine Bewerbung schon am nächsten Morgen ein. Zu seiner grossen Überraschung wurde er angenommen und absolvierte die Polizeischule mit Leichtigkeit. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er einen richtigen Beruf – im Gegensatz zu Aushilfs- und Gelegenheitsjobs – ausübte.<sup>37</sup>

Auch wenn für Wachtmeister Langer alles besser wurde, musste er bald erkennen, dass der Antisemitismus in der Bundesrepublik nicht tot und begraben

war. Als Neuling im Polizeidienst wurde er oft zu Nachtschichten im Streifen- dienst eingesetzt, gewöhnlich zusammen mit einem ranghöheren Kollegen. Es konnte nicht ausbleiben, dass die beiden Polizeibeamten während der langen Nachtstunden ins Gespräch kamen und von ihren familiären Verhältnissen und persönlichen Erfahrungen erzählten. Da die Erinnerung an den Krieg noch frisch war, schilderten Helmut's ältere Kollegen oft ihre Fronterlebnisse. «Man- che meiner Beamtenkollegen erklärten mir in grosser Ausführlichkeit, wie sie als Kettenhunde [Feldgendarmen] gedient hatten», erinnerte er sich. Solche of- fiziellen und inoffiziellen Dienstbezeichnungen mochten einigermassen harm- los klingen, aber einige seiner Kollegen machten keinen Hehl daraus, dass sie an «Sondereinsätzen» teilgenommen hatten, was nichts anderes bedeutete, als dass sie mitgeholfen hatten, etwa die Bewohner jüdischer Dörfer in Osteuropa zur Strecke zu bringen, Mischlinge eingeschlossen. Mit anderen Worten: Noch vor wenigen Jahren hatten Helmut's jetzige Kollegen Menschen wie ihn gejagt und umgebracht. Er sagte nichts.

Ungeachtet solcher haarsträubenden Enthüllungen fühlte Helmut Langer sich in seinem neuen Beruf wohl, auch weil er feststellte, dass die Tätigkeit ihm lag. Weil er viel durchgemacht hatte, verfügte er sowohl über eine gewisse Ge- rissenheit als auch über die Fähigkeit, Mitgefühl zu empfinden; des Weiteren zeichnete er sich durch Humor und Durchsetzungsvermögen aus und konnte diese Qualitäten abrufen, wenn er sie brauchte. Doch hinter der Fassade machte seine Vergangenheit ihm zu schaffen. Seit 1945 litt er an periodisch auftreten- den schweren Kopfschmerzen, und dies verschlimmerte sich mit der Zeit. Dazu kamen ebenfalls periodisch auftretende Phasen der Depression. Er tat sein Möglichstes, um diese Dinge niemanden merken zu lassen. Das Ergebnis seiner Bemühungen war für ihn sowohl befriedigend als auch erschreckend. Er erwarb sich in seiner hessischen Kleinstadt den Ruf eines jovialen, bei jedermann be- liebten Polizisten. Nachbarn und Bekannte kamen zu ihm, wenn sie Rat brauch- ten, nicht nur in rechtlichen Dingen, sondern auch wenn sie irgendwelche per- sönlichen oder familiären Probleme hatten. Helmut wusste Antwort auf unend- lich viele Fragen zur öffentlichen Ordnung, zu gesetzlichen Vorschriften und dergleichen. Die Leute suchten sogar seinen Rat, wenn sie einen Gebrauchtwagen kaufen oder sich um eine Stelle bewerben wollten. Jedermann wusste, dass Herr Langer immer vernünftige Ratschläge erteilte und gute Laune verbreitete. Mit der Zeit wurde er zur Vaterfigur und zu einem geistlichen Ratgeber, fast in der Rolle eines Pfarrers.

Natürlich war Helmut Langer nichts dergleichen. Er war nur ein Polizist mit einer Vergangenheit als verachteter Mischling. Dieses Letztere konnte er beim besten Willen nicht vergessen. Er litt weiterhin unter schweren Kopfschmerzen, und in seinen mittleren Jahren nahmen seine Depressionsanfälle an Schwere zu. Wenn sich in der Gastwirtschaft Bekannte um ihn scharten, ihn um Rat baten und ihm zuprosteten, musste er immer wieder erleben, dass Leute, wenn der Alkohol ihre Zungen löste, antisemitische Bemerkungen oder Witze vom Stapel liessen. Er ging auf solche Dinge nie ein, aber in seinem Inneren lösten sie die Rückkehr alter Ängste und Verkrampfungen aus. Doch er hielt seine Gefühle weiterhin im Zaum, und keiner seiner Freunde und Bekannten ahnte je etwas von seiner Vergangenheit. Nicht einmal seine langjährige Ehefrau wusste, was er als Mischling durchgemacht hatte. Erst nach Jahrzehnten, in denen auch mehrere Familientreffen stattgefunden hatten (Helmut's Bruder Eckard war inzwischen ebenfalls in den Westen geflohen), konnte sie ihren Mann dazu bewegen, ihr reinen Wein einzuschenken. Und danach schlossen die beiden einen Pakt, niemals jemandem von seiner Vergangenheit zu erzählen. Die Langers zogen drei Kinder auf, die alle eine normale und glückliche Kindheit durchlebten. Die Kinder waren intelligent und sehr sportlich und entwickelten alle eine vorbildliche Arbeitsdisziplin, Ergebnis liebevoller Zuwendung in der Familie. So kommt es, dass bis heute Helmut Langer die Bürde dessen, was ihm als Mischling in Hitlers Grossdeutschem Reich widerfahren ist, mit niemandem ausser seiner Frau und seinem Bruder Eckard teilt. Nur einmal brach er sein Schweigen, nämlich um ein Gespräch mit dem Autor dieses Buches zu führen. Gegen Ende seiner manchmal tränenreichen Rückkehr in die Vergangenheit richtete Helmut Langer sich auf, nahm seinen Interviewpartner (den zwischendurch auch seine Gefühle übermannt hatten) in den Arm und holte beide auf den Boden der nüchternen Erörterung zurück. Er erklärte, er habe die Geschichte seines Mischlingslebens erzählt, damit insbesondere amerikanische Leser erfahren, wie es war und was es bedeutete, an diesen für sie so fernen Orten in einer fernen Vergangenheit ein Mischling gewesen zu sein.<sup>38</sup> Damit ist Helmut Langer zum Sprecher jener Tausenden ehemaliger Mischlinge geworden, die weder hochgebildet waren noch gute gesellschaftliche Verbindungen besaßen und die nach dem Krieg keiner Gruppe oder Organisation angehörten, die ihnen beistand. Helmut Langer steht daher für die Mehrheit der Deutschen gemischter jüdisch-christlicher Abkunft, die Hitlers Reich überlebten (oder nicht überlebten).

Martha Rohr war geografisch von Helmut Langer so weit entfernt, wie man es im deutschsprachigen Europa nur sein konnte. 1918 in Berlin geboren und bald darauf verwaist, war sie bei einer Adoptivfamilie in Wintersdorf unweit der Grenze zu Luxemburg aufgewachsen, als Halbjüdin eine so exotische Erscheinung in ihrem Wohnort, dass sie kaum je mit antisemitischen Vorurteilen konfrontiert wurde – bis 1933. Dann war in Wintersdorf ein NSDAP-Ortsgruppenleiter namens Hans Dokter erschienen und hatte hinfort seine ganze Abneigung auf Martha gerichtet. Eine der vielen Kränkungen, die ihr widerfuhren, war eine demütigende Untersuchung durch NS-Gesundheitsbeamte im Jahr 1940 auf das Vorhandensein jüdischer Merkmale hin. Schon vorher, aber erst recht nach dieser Erfahrung, hütete sie sich, dem Werben von Verehrern nachzugeben, und liess sogar ihren späteren Ehemann abblitzen, weil ihre Mitbürger in Wintersdorf, dem Beispiel des lokalen NS-Funktionärs folgend, begonnen hatten, jede ihrer Bewegungen zu beobachten. Nach dem Abzug der deutschen Truppen aus Luxemburg im Februar 1945 wurde Martha zusammen mit den anderen Dorfbewohnern in einen Nachbarort evakuiert. Dort wurde sie in einem Haus untergebracht, das mit Flüchtlingen, wie sie einer war, überfüllt war. Eines Abends, als sie zur Toilette musste, die ausserhalb des Hauses, in einem primitiven Holzverschlag, untergebracht war, hörte sie laut und deutlich, wie einer aus einer in der Nähe stehenden Gruppe von Wintersdorfer Männern – Nachbarn, die Martha von Kindheit an kannten – ihren Namen erwähnte und im nächsten Satz lauthals verkündete: «Wir werden mit ihr abrechnen! Wir werden sie in ein Konzentrationslager tun!» Die Umstehenden äusserten ihre Zustimmung, und Martha Rohr empfand zum ersten Mal in ihrem Leben richtiggehende Angst. Diese Leute waren ihre Nachbarn. Sie waren freundlich zu ihr gewesen – bis 1933.

Zum Glück für Martha wurde die Gegend schon wenige Tage später von US-Truppen eingenommen, so dass die Nazis von Wintersdorf niemanden mehr ins Konzentrationslager stecken konnten. Stattdessen landete Marthas böser Geist, Ortsgruppenleiter Hans Dokter, in einem amerikanischen Lager für NS-Kriegsverbrecher und wurde in Wintersdorf nie wieder gesehen. Martha kehrte nach Hause zurück und konnte dank der beiden Kühe, die ihre Familie noch besass, den in Wintersdorf stationierten amerikanischen Soldaten frische Milchprodukte im Tausch gegen Essensrationen anbieten. Sie teilte auch vieles mit ihren Nachbarn und versuchte, die Vergangenheit zu vergessen. Doch natürlich machte sie sich ihre Gedanken darüber, dass dieselben Wintersdorfer

Nachbarn, die sie noch vor wenigen Monaten am liebsten in ein KZ gesteckt hätten, sich jetzt um ihre Freundschaft bemühten. Belustigt nahm sie zur Kenntnis, dass plötzlich ein viel grösserer Teil der vielen Hitler-Anhänger, die es in Wintersdorf gegeben hatte, sonntags zur Kirche ging. Martha heiratete den jungen Mann aus dem Dorf, in den sich zu verlieben sie unter dem NS-Regime nicht gewagt hatte, zog mit ihm Kinder auf und ging nie aus Wintersdorf weg.<sup>39</sup>

Manche Mischlinge, die während des Krieges in einem der vielen kleineren Zwangsarbeitslager interniert gewesen waren, mussten danach feststellen, dass dies ihre Chancen, Wiedergutmachungsleistungen zu erhalten, schmälerte. Ihre «Lager» waren kleine, improvisierte, in aller Eile errichtete Arbeitsstätten gewesen, von deren Existenz nur wenige Aussenstehende Kenntnis hatten. Es war schwer, den mit Entschädigungsfallen betrauten Behörden klar zu machen, dass auch diese kleinen Lager Schauplätze der Menschenverachtung gewesen waren; Häftlingen, die in grösseren Lagern wie Zerbst, Rochau oder der *Caserne Mortier* gewesen waren, fiel die Beweisführung leichter. Die Erfahrungen von Häftlingen, die im winzigen Lager Bähr in Kassel oder in Witzenhausen bei Kassel geschuftet hatten, sind auch deshalb wert, hier referiert zu werden, weil sie zeigen, wie es dort inhaftierten Mischlingen erging, die nach 1945 zwecks Wiedergutmachung versuchten, ihr Schicksal zu dokumentieren. Aus den Aussagen von Georg B. wird klar, worin sich die Verhältnisse in kleineren Lagern von denen in grösseren unterschieden. «Zwei mit Gewehren bewaffnete französische OT-Schutzkorps-Leute sollten uns hinbringen», erinnerte er sich. «Auf unseren Protest wurde die bewaffnete Begleitung weggelassen, und wir begaben uns in das Lager. Dort trafen wir noch andere Mischlinge aus Berlin, Westfalen und dem Sudetengebiet.»<sup>40</sup> Das Lager Bähr war sicher kein erfreulicher Ort, auch nicht ohne bewaffnete Wachtposten. Wie Georg B. betonte, waren die Essensrationen dafür, dass die Männer schwere körperliche Arbeit leisteten, vollkommen unzureichend. Andererseits gab es Dinge, die den Aufenthalt erleichterten. So lasen die Behördenvertreter zum Beispiel den Häftlingen die Lagervorschriften vor und forderten sie auf, sich daran zu halten. Sie warnten die Häftlinge davor, Läden, Gaststätten oder andere öffentliche Einrichtungen im Ort aufzusuchen, und schärften ihnen ein, dass es ihnen verboten war, mit Einwohnern des Ortes zu reden. Sie durften Besuch von Angehörigen erhalten, aber nur an Sonntagen und nur mit schriftlicher Genehmigung der Lagerleitung. Der Form nach arbeiteten die Lagerinsassen für ein in Kassel ansässiges Bauunternehmen namens Gerdum und Breuer, und sie erhielten ihren

Lohn tatsächlich von dieser Firma, und zwar gemäss einer von der Organisation Todt ausgearbeiteten Formel. Die Löhne waren lächerlich niedrig: 73 Pfennige pro Stunde für schwere körperliche Arbeit, wobei 1,50 Reichsmark pro Tag für Verpflegung und Unterkunft abgezogen wurden, so unzureichend beides auch war. Somit verdienten die Zwangsarbeiter rund 60 Reichsmark im Monat.<sup>41</sup>

Georg B. hielt auch fest, wie in Kassel mit weiblichen Mischlingen in der Schlussphase des Kriegs verfahren wurde. «Die weiblichen Mischlinge wurden nicht in einem Lager untergebracht», schrieb er, «sondern mussten manuelle Arbeiten verrichten, in Kassel z.B. bei Spinnfaser und bei Karl Anton Henschel. Ihre seitherigen Stellungen mussten sie aufgeben und wurden zu obigen Firmen dienstverpflichtet, konnten aber zu Hause wohnen bleiben.»<sup>42</sup>

Georg B. vergass nicht zu erwähnen, dass die Mischlinge auch in diesem kleinen Lager in ständiger Ungewissheit hinsichtlich ihrer Zukunft lebten. Die Lageraufseher liessen es nicht an Andeutungen fehlen, dass ihr derzeitiger Einsatzort womöglich nur eine Zwischenstation war. «Es wurde uns immer gesagt, dass wir von Kassel verlegt würden, und zwar nach dem Osten», erinnerte er sich. «Anfang März 1945 mussten wir an einem Donnerstag die Arbeit einstellen und sollten den darauffolgenden Montag auf Transport kommen. Durch die in diesen Tagen erneut einsetzenden starken Angriffe auf Kassel, wobei übrigens die Büros der hiesigen [Gestapo] zerstört wurden, wurde diese Absicht zerschlagen.» Alle Lagerinsassen empfanden das als eine äusserst glückliche Fügung. Georg B. sprach sicher für sämtliche überlebenden Mischlinge, wenn er feststellte: «Über uns allen stand natürlich das drohende Gespenst des Abtransports nach dem Osten, und da wir inzwischen wohl wussten, was in Auschwitz geschah, war die Stimmung entsprechend.»<sup>43</sup>

Aus Wiedergutmachungsanträgen, die nach dem Krieg eingereicht wurden, wird deutlich, dass manche Mischlinge in noch kleineren Lagern als dem bescheidenen Lager Bähr in Kassel landeten. Bereits im vorigen Kapitel haben wir das Lager «Stollenbau» in dem Städtchen Witzenhausen bei Kassel kennen gelernt. Zwei dort als Zwangsarbeiter internierte Brüder, Karl-Josef und Erich G., rangen sich nach dem Krieg dazu durch, Entschädigung für ihre Internierung und Ausbeutung in dem an ihrem Wohnort eingerichteten winzigen Arbeitslager zu beantragen. Sie wurden erst einmal aufgefordert, zu beweisen, dass ein solches Lager überhaupt existiert hatte. Erich G. mokierte sich in seinen an den Regierungspräsidenten von Kassel gerichteten Stellungnahmen dar-

über, dass die Wiedergutmachungsbehörde ihm naive Fragen gestellt hatte, etwa ob die Post der Häftlinge zensiert worden sei oder ob die Zwangsarbeiter für ihre Arbeit bezahlt worden seien. Postverkehr habe es für die Häftlinge nicht gegeben, erklärte er, und Geld hätten sie erst zu sehen bekommen, nachdem im April 1945 amerikanische Truppen Witzenhausen befreit und dafür gesorgt hatten, dass die abgemagerten Häftlinge Extrarationen und 100 Reichsmark pro Mann erhielten, als Überlebenshilfe für die schwierige Umbruchszeit. Für die geleistete Arbeit sei keiner der Häftlinge von Witzenhausen je bezahlt worden.<sup>44</sup>

Für die Beamten der Nachkriegsverwaltung, von denen die wenigsten je ein Zwangsarbeitslager mit eigenen Augen gesehen hatten, stellte sich die Situation oft verwirrend dar. Von Vertretern der Städte und Kreise erhielten sie häufig Angaben, die denen der ehemaligen Häftlinge widersprachen. So erhielt der Regierungspräsident von Kassel, bald nachdem Erich G. seine Eingabe gemacht hatte, auch Post vom Landrat des Kreises Witzenhausen. Der Beamte bestätigte die Angaben von Erich G. und fügte noch einige Details zu den unzumutbaren Verhältnissen in dem winzigen Lager hinzu.<sup>45</sup> Dann schaltete sich jedoch der Bürgermeister von Witzenhausen ein und stellte die Dinge anders dar: Das Lager sei «ein kleines, altes städtisches Wohnhaus in der Stadtmitte» gewesen, schrieb er und fuhr fort: «[Es] war unbewacht, hatte keinerlei Umzäunung und auch keine Postengstellung.» Die Zwangsarbeiter hätten den Weg zwischen Lager und Baustelle stets ohne jede Bewachung zurückgelegt. «Die Insassen konnten sich nach der Arbeitszeit frei bewegen und waren auf keinen Fall von der Aussenwelt abgeschlossen», betonte er. Einige der Insassen hätten Besuch von ihren Ehefrauen erhalten, und es habe im Lager «weder eine Briefzensur noch eine Prügelstrafe» gegeben. Sogar eine Köchin hätten die Häftlinge gehabt, die zusätzlich die «Quartierreinigung und das Ausbessern der Kleidungsstücke» der Häftlinge übernommen habe.<sup>46</sup> Mit anderen Worten: Die Zustände im Lager waren dem Bürgermeister von Witzenhausen zufolge halb so schlimm gewesen. Bei näherer Betrachtung offenbart das Schreiben des Bürgermeisters freilich ein bedenkliches Mass an Unlauterkeit. Erich G. hatte nie behauptet, die Häftlinge seien geprügelt worden oder hätten unter bewaffneter Bewachung gestanden. Er hatte auch nicht von einer Briefzensur gesprochen, sondern erklärt, die Häftlinge hätten keine Möglichkeit gehabt, Briefe zu schicken oder zu erhalten. Und das Essen, das die Häftlinge bekommen hatten, war einfach völlig unzureichend gewesen, Köchin hin oder her. Letzten Endes musste ein Beamter einer Entschädigungsstelle in einer fernen Landeshaupt-

stadt entscheiden, ob er einem Antragsteller Glauben schenken wollte, der nach dem Krieg behauptete, als Mischling verfolgt worden zu sein. Da die NS-Behörden über kleinere Aussenlager oft keine Akten führten oder vorhandene Akten vernichteten, war es für Antragsteller häufig schwierig, Beweise vorzulegen. In den Darstellungen vieler Betroffenen finden sich denn auch Hinweise darauf, dass sie im Zuge selbst angestellter Recherchen feststellen mussten, dass Unterlagen, die sie als Belege brauchten, nicht mehr vorhanden waren.<sup>47</sup>

Fast alle Mischlinge aus Kassel (oder auch aus Witzenhausen) überstanden Verfolgung und Ausbeutung durch die Nazis und erlebten das Kriegsende im Frühjahr 1945. So gesehen, waren ihre Erfahrungen, so traumatisch sie gewesen sein mochten, nicht in jeder Hinsicht typisch für das, was das Gros der internierten Mischlinge in Grosslagern wie Rochau oder Jena, die unter brutalem Gestaporegime standen, mitmachten. Sie kamen auch vergleichsweise glimpflicher davon als die nach Hunderten zählenden Mischlinge, die sich den besonderen Unwillen der Gestapo zugezogen hatten. Dass es so viele unterschiedliche Abstufungen der Lagerhaft und Zwangsarbeit gegeben hatte, hatte die für die Betroffenen nachteilige Folge, dass es für die Nachkriegs-Behörden objektiv schwierig war, zwischen den verschiedenen Lagertypen und den verschiedenen Graden an Ausbeutung und Misshandlung zu differenzieren. Dies war ein Teil des Preises, den deutsche Mischlinge dafür bezahlten, dass sie im Lande blieben.

Manchmal zahlte sich Beharrlichkeit, gekoppelt mit unangreifbaren Beweisen, für Verfolgte, die nach dem Krieg Entschädigungsansprüche anmeldeten, aus. Die Leistungen, die die meisten anerkannten Opfer in der unmittelbaren Nachkriegszeit erhielten, waren jedoch bestenfalls bescheiden. Gustav K. wuchs in wohlhabenderen Verhältnissen auf als viele andere Deutsche, ein Umstand, der Gefahren eigener Art heraufbeschwor, da sich in den letzten Jahren des Dritten Reichs eine immer stärkere Korruption auch innerhalb der NS-Bürokratie ausbreitete. Der 1907 als Sohn eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter in Biebrich geborene Gustav K. trat beruflich in die Fussstapfen seines Vaters, wurde Uhrmachermeister und Augenoptiker und übernahm das väterliche Geschäft in Wiesbaden. Der Vater war früh verstorben, doch der Sohn zeigte sich dem Geschäft gewachsen, und der Betrieb florierte. In Wiesbaden sprach sich herum, dass man bei Gustav K. ausgezeichnete Ware und einen zuverlässigen Service bekam. Der Geschäftsinhaber und seine verwitwete Mutter hatten ein hervorragendes Auskommen, auch noch in der Kriegs-



zeit. So war es vielleicht schlichte Missgunst, die die Gestapo veranlasste, am 5. Mai 1943 Gustav K.s Laden und die Wohnung, die er mit seiner Mutter und einem kranken Waisenkind teilte, das die beiden im Jahr davor adoptiert hatten, zu durchsuchen. Gustav K. wurde an Ort und Stelle verhaftet, und die Beamten stahlen während der Durchsuchung Uhren, Brillen und Schmuck im Wert von Tausenden Reichsmark. Auch in der Wohnung fanden sie Bargeld, das sie unter den Augen von Gustavs Mutter und des Adoptivkinds einsteckten. Auf der Gestapo-Dienststelle musste Gustav K. sich ausziehen und wurde einer entwürdigenden Leibesvisitation unterzogen. Einen letzten Schimpf taten die Beamten ihm an, indem sie ihm seinen Ring vom Finger zogen; er wanderte prompt in die Tasche eines der Beamten. Dann verschwand Gustav K. auf Nimmerwiedersehen in Nacht und Nebel. Zwei Jahre vergingen. Im April 1945 fanden die Amerikaner Gustav K. und Tausende seiner Leidensgenossen in Buchenwald vor, die meisten mehr tot als lebendig. Ein schwer gezeichneter Gustav K. bekam nun wenigstens die Chance, Zeugnis von seinen grausamen Erlebnissen abzulegen. Die Gestapo hatte ihn ein halbes Jahr lang in ihrem eigenen Gefängnisstrakt in Wiesbaden behalten und ihn anschliessend nach Buchenwald überführt. Bis zum Kriegsende hatte er dort die Resultate mehrerer Verhaftungswellen eintreffen sehen; viele der Neuankömmlinge fielen vom Fleisch und starben innerhalb von Monaten. Dagegen brachten er und ein paar andere irgendwie die Kraft auf, zu überleben. Nach ihrer Befreiung wurden die abgemagerten und verhärteten Überlebenden von Buchenwald mehrere Wochen lang von Ärzten der US-Streitkräfte behandelt und betreut. Dann liessen die Amerikaner Gustav K. nach Wiesbaden zurückkehren. Sie gaben ihm seine von den Nazis ausgestellte Häftlings-Personalkarte mit. Sie zeigte Gustav K.s eingefallenes Gesicht und listete alle möglichen personenbezogenen Daten auf, unter anderem den Termin seiner Einlieferung in Buchenwald (30. November 1943). Die Amerikaner gaben Gustav K. eine Bescheinigung mit, aus der hervorging, dass sie ihn in Buchenwald vorgefunden hatten und dass das Oberkommando ihrer europäischen Truppen, das *Supreme Headquarters Allied Expeditionary Force* (SHAEF), ihn mit sofortiger Wirkung aus dem berüchtigten Lager entliess. In der Bescheinigung fanden sich weitere persönliche Kenngrössen für Gustav K., zum Beispiel seine Fingerabdrücke, dazu Unterschriften und Stempel der verantwortlichen amerikanischen Heeresoffiziere. Seine Befreier wollten offensichtlich, dass alle Verwaltungsstellen, mit denen Gustav K. es künftig zu tun bekam, mit der Nase darauf gestossen würden, dass er aus der Hölle befreit worden war.

Ausgestattet mit diesem keinen Zweifel leidenden Beweismittel, kehrte Gustav K. nach Wiesbaden zurück und traf am 30. Mai 1945 bei seiner betagten Mutter ein. Er wandte sich um Wiedergutmachung an die von der Stadt Wiesbaden eingerichtete Betreuungsstelle für rassistisch und religiös Verfolgte und erhielt eine Entschädigung in Höhe von 915 Reichsmark – nicht viel Geld, aber immerhin genug, um dem stark geschwächten Gustav K. und seiner Mutter das Überleben in der Not der unmittelbaren Nachkriegszeit zu ermöglichen. Gustav K. verschwendete trotz der niederträchtigen Behandlung, die er unter den Nazis erfahren hatte, nie einen Gedanken an Auswanderung. Er blieb in Wiesbaden und eröffnete sein Uhren- und Augenoptikgeschäft wieder, allerdings vor dem Hintergrund einer trostlosen wirtschaftlichen Lage. Ein paar Jahre hielt er sich mit knapper Not über Wasser, dann reichte er 1950 einen zweiten Antrag auf Entschädigung ein. Er hatte eine Liste der vielen Artikel zusammengestellt, die die Gestapo ihm 1943 gestohlen hatte, und erwähnte auch die Not und die Entbehrungen seiner Mutter, die sich und das kranke Adoptivkind allein hatte durchschlagen müssen, während ihr Sohn in Buchenwald eingesperrt war. Gustav K. legte seinem Antrag seine Häftlings-Personalkarte aus Buchenwald und die ihm von den Amerikanern ausgestellte Bescheinigung bei. Er bat um die Gewährung einer Beihilfe in Höhe von 2.000 Deutschen Mark, um sich neue Gerätschaften für Reparatur und Diagnose anschaffen zu können. Eine persönliche Beihilfe von 1.000 DM hatte die Betreuungsstelle ihm einige Wochen zuvor ausgezahlt. Die Behörde beschloss am 13. Mai 1949, ihm statt der beantragten 2.000 nur 1.000 DM als weitere Beihilfe zu gewähren. Gustav K. kaufte sich davon dringend benötigte Werkzeuge für seine Uhren- und Brillenwerkstatt. Fürs Erste war damit seine geschäftliche Existenz wiederhergestellt, und von da an bereicherte er wieder das Wiesbadener Geschäftsleben mit schönen Uhren, präzise angemessenen optischen Sehhilfen und einem ausgezeichneten Kundendienst. Die Nachkriegsarchive enthalten keinen Hinweis darauf, dass Gustav K. den deutschen Staat je wieder um einen Pfennig Geld anging.<sup>48</sup>

Kein gut informierter Deutscher hätte bezweifelt, dass an Orten wie Auschwitz Infernalisches vor sich ging; dagegen hatten von Plätzen wie dem Lager Rochau die wenigsten überhaupt je gehört. Adalbert Levy, ein Mischling aus Frankfurt, war hingegen mit diesem Lager aufs Beste vertraut. Der Metzgermeister hatte das Pech, einen jüdisch klingenden Familiennamen zu tragen, und musste nach der Machtergreifung der Nazis feststellen, dass es ihm mit diesem Namen nicht mehr möglich war, seinen Betrieb fortzuführen. 1940 zog

die Wehrmacht Levy ein und beschäftigte ihn als Hilfskraft in einem Nachschubdepot. Im Oktober 1944 nahm die Gestapo ihn fest und überstellte ihn ins Lager Rochau, das sich in Delitzsch befand. Über 5.000 Männer arbeiteten zum Zeitpunkt von Levys Ankunft dort. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, Bomben und Munition, die für die Front bestimmt waren, auf schwere Lastwagen zu verladen. Es war eine schwere Arbeit und auch eine gefährliche, da das Gelände ständig alliierten Luftangriffen ausgesetzt war. Das Lager selbst hatte die Anmutung eines KZs, umgeben von mehrlagigem Stacheldrahtzaun und gesichert von feindseligen Wachtposten. Levy fiel ein schwerer Stein vom Herzen, als amerikanischen Truppen im April 1945 ihn und die anderen Mischlinge dieses Lagers befreiten.<sup>49</sup>

Nach Kriegsende kehrte Levy nach Frankfurt zurück und wollte sein früheres Leben als Metzger wieder aufnehmen. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre waren freilich keine günstige Zeit für einen Metzger – es gab kaum Fleisch, und die wenigsten konnten es sich leisten. Levy, der es gewohnt war, hart zu arbeiten, schüttelte die bitteren Jahre, die hinter ihm lagen, ab und machte sich beim Bau von Unterkünften für Flüchtlinge und Naziopfer im nahegelegenen Wiesbaden nützlich. Genau zehn Jahre nach Kriegsende kam Adalbert Levy ein Gedanke: Die Nazis hatten ihm die zehn produktivsten Jahre seines Lebens gestohlen, indem sie ihn daran gehindert hatten, seinen erlernten Beruf als Metzger auszuüben. Vor dem Hintergrund des bundesdeutschen Wirtschaftswunders gelangte er zu dem Schluss, dass ihm von Rechts wegen eine Entschädigung zustand. Mit Hilfe eines Anwalts legte er dem Staat seine Ansprüche dar. Schnell musste Adalbert Levy einsehen, dass das Erlangen einer Entschädigung keine einfache Sache war. Die Wiedergutmachungsbehörde in Wiesbaden wollte von ihm zunächst einmal wissen, was für eine Einrichtung das Lager Rochau denn gewesen sei. Die Fragen, die an Levy gerichtet wurden, zeigten, dass der zuständige Beamte keine Ahnung davon hatte, was es für einen jüdischen Mischling 1944 und 1945 bedeutet hatte, in einem OT-Lager interniert zu sein. Hatte es sich um ein gesichertes oder bewachtes Lager gehandelt? Hatten die «Insassen» für ihre Arbeit eine Entlohnung erhalten? War ihre Post zensuriert worden? Hatten sie Lebensmittelpakete von zu Hause erhalten? Levy fand die Naivität, die aus solchen Fragen sprach, enervierend, beantwortete sie aber geduldig. Zum Thema Bewachung führte er aus, dass zumindest in seinem Lagerabschnitt die SS-Wachmannschaften und die Spiralen glitzernden Stacheldrahts allen Häftlingen eindeutig signalisiert hätten, in was für einer Art Lager

sie sich befanden. Jeder Häftling, der sich aus dem umzäunten Gelände entfernte, war des Todes. Nein, eine Entlohnung für ihre Arbeit erhielten sie nicht (war für ein abenteuerlicher Gedanke). Nein, eine Briefzensur habe aus dem einfachen Grunde nicht stattgefunden, weil es keinem Häftling erlaubt gewesen sei, auf irgendeine Weise mit der Aussenwelt in Verbindung zu treten. Daher sei auch die Frage, ob Häftlinge Essenspakete von aussen erhalten hätten, schlicht und einfach lächerlich. Die Akten geben leider keine Auskunft darüber, wie Adalbert Levys Antrag auf Wiedergutmachung letztlich beschieden wurde. Das Ausmass an Ignoranz und Insensibilität, das er in seinem Antragsverfahren erlebte, vermittelt jedoch ein gewisses Verständnis dafür, warum nicht wenige ehemalige Mischlinge zu dem Schluss gelangten, dass keine Entschädigungssumme den Ratenschwanz an Demütigungen und emotionalem Stress wert war, den die Auseinandersetzung mit so unverständigen und oft ärgerlichen Fragen nach sich zog.<sup>50</sup>

Nicht alle warfen das Handtuch. Mischlinge der Jahrgänge 1929 und 1930 waren die jüngsten, die noch in den «Genuss» kamen, von den Nazis zur Zwangsarbeit eingezogen zu werden, und sie waren zäh genug, um 1945 einen Neuanfang zu machen, ohne der Vergangenheit allzu sehr nachzuhängen. Vielleicht fiel es ihnen dank ihrer Jugend leichter, auf Wiedergutmachung zu pochen, ohne die Hemmungen und Ängste zu empfinden, unter denen ihre älteren Geschwister oder ihre Eltern zu leiden hatten. Der Fall des Gerhard S. aus Wiesbaden ist in dieser Beziehung lehrreich. Geboren im Dezember 1929 als Sohn von Jakob und Emma S., war er in Wiesbaden aufgewachsen, wo sein Vater ein erfolgreiches Malergeschäft geführt hatte. Die Nazis hatten dem Arier Jakob S. übel genommen, dass er sich nicht von seiner jüdischen Frau scheiden liess, hatten ihm die geschäftliche Existenz entzogen und ihn mit Kriegsbeginn zu anspruchslosen manuellen Arbeiten verdonnert. Im März 1943 hatte die Wiesbadener Gestapo Emma S. ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass sie in «privilegierter Mischehe» lebte, verhaftet und nach Auschwitz deportiert, wo sie am 13. Juli 1943 gestorben war. Ihr Sohn war stets ein glänzender und gewissenhafter Schüler mit besonderer Begabung für die Mathematik gewesen, doch im April 1944 verwiesen die Nazis ihn der Schule. Daraufhin trat Gerhard S. als Lehrling in ein Wiesbadener Kamerawerk ein, wurde jedoch schon wenig später, im Oktober 1944, ins Hauptquartier der Wiesbadener Gestapo einbestellt. Bis zum 5. Januar 1945 blieb er in deren Gewahrsam. Dann wurde er ohne weitere Erklärung auf freien Fuss gesetzt und konnte zu seinem verwit-

weten Vater zurückkehren. Vater und Sohn hatten nicht viel Zeit, sich ihres Wiedersehens zu freuen. Nur zwei Wochen später fand sich der gerade fünfzehn gewordene S. in der Gesellschaft von zwanzig weiteren Mischlingen wieder, die unter Aufsicht eines Trupps schwer bewaffneter SS-Männer die Reise nach Derenburg antraten. Die Aufgabe, die dort auf die Häftlinge wartete, beschrieb Gerhard S. so: «Die Arbeit bestand aus Gleisbau und der Ausschachtung von Kessellöchern. Unter Bewachung von SD-Männern wurden wir morgens um 5.30 Uhr zur Arbeit geführt und gegen 18.30 Uhr wieder in das Lager zurückgebracht.» Bei diesem Tagesablauf blieb es, bis am 11. April 1945 die Amerikaner kamen. Danach konnten die Häftlinge sich ausruhen und erhielten zwei Wochen lang bessere Rationen. Derweil arrangierten die Amerikaner ihre Rückführung. Gerhard S. nahm seine von den Nazis unterbrochene Schullaufbahn wieder auf und machte 1947 sein Abitur. Er wurde später Beamter im hessischen Staatsdienst und brachte es zum Landesinspektor mit Zuständigkeit für das öffentliche Sozialwesen. Als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse gebessert hatten, stellte er Antrag auf Wiedergutmachung und erhielt 1956 ein paar Hundert DM als Entschädigung für die geleistete Zwangsarbeit. Gerhard S. ging es aber gar nicht ums Geld. Das Wichtige war für ihn, dass der neue deutsche Staat das Unrecht anerkannte, das seiner Familie und ihm zugefügt worden war.<sup>51</sup>

Einige wenige (sehr wenige) Mischlinge schafften es, den Behörden Nachkriegsdeutschlands eine wesentlich grosszügigere Entschädigung abzutrotzen. Vertrautheit mit den Rechtsverhältnissen spielte hier eine entscheidende Rolle. Heinz-Gustav W. hatte noch zu Zeiten der Weimarer Republik Abitur gemacht und ein Jurastudium an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin absolviert. Im Mai 1933 hatte er sein Staatsexamen als Bester seines Studienjahrgangs abgelegt und plante, in den preussischen Justizdienst einzutreten und irgendwann Richter zu werden. Die Nazis hatten mit ihm jedoch anderes vor. Sie hatten soeben ihr Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in Kraft gesetzt, und am 8. Juni 1933 teilte der preussische Justizminister dem Mischling Heinz-Gustav W. seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienst und seinen Ausschluss vom Anwaltsberuf mit.

Von Juni 1933 bis zum Tag der deutschen Kapitulation betätigte sich Heinz-Gustav W. als Verkäufer in einer kleinen Provinzstadt. Seine bescheidene berufliche Stellung und sein unauffälliger Lebenswandel halfen ihm, der Aufmerksamkeit der Nazis zu entgehen. Er und seine Frau zogen zwei Kinder auf

(geboren 1939 bzw. 1944), und die Familie kam gerade so über die Runden. Dann, im Mai 1945, trat eine vollständige Wende im Leben des Heinz-Gustav W. ein. Die Entnazifizierungswelle nach dem Kriege hatte zahlreiche Vertreter der deutschen Justiz politisch kompromittiert, und die Nachkriegsbehörden taten sich schwer, qualifizierte und unbelastete Juristen zu finden. Heinz-Gustav W. wurde Rechtsberater des hessischen Justizministeriums, und vier Jahre später hatte er es schon zum Oberjustizrat bei der Stadt Frankfurt gebracht. Als das deutsche Wirtschaftswunder in Gang kam, beschloss Heinz-Gustav W., Entschädigung für die zwölfjährige Unterbrechung seiner Beamtenlaufbahn zu fordern.

Weil er mit der Rechtslage und dem deutschen Rechtswesen aufs Engste vertraut war, trug er vorsorglich rechtliche Argumente gegen alle erdenklichen Einwände zusammen, die die mit seinem Antrag befassten Beamten möglicherweise erheben würden. Skeptiker wiesen ihn beispielsweise daraufhin, dass er zum Zeitpunkt seiner Entlassung aus dem preussischen Staatsdienst formalrechtlich noch nicht verbeamtet gewesen war, worauf er entgegnete, er habe 1933 alle Voraussetzungen für eine Verbeamtung besessen und wäre nach menschlichem Ermessen Richter geworden. Schliesslich bewiese seine steile Nachkriegskarriere im hessischen Justizministerium seine Kompetenz als Jurist. Er wies des Weiteren darauf hin, dass bei der Entscheidung über seinen Antrag auch der Umstand berücksichtigt werden müsse, dass er nicht der allein Geschädigte gewesen sei. Auch seine Frau und seine Kinder hätten gelitten. Für die Höhe der ihm zu gewährenden Entschädigung müsse berücksichtigt werden, dass er als Beamter Gehaltszuschläge für Familienmitglieder erhalten hätte. Sein Antrag war hieb- und stichfest begründet, und demgemäss fiel die Entschädigung, die er erhielt, grosszügig aus. Am Beispiel des Heinz-Gustav W. lässt sich eine grundlegende Tatsache der deutschen Nachkriegsjustiz festmachen: Mischlinge, die vom deutschen Staat Entschädigung erwarteten, mussten sich entweder selbst eingehend mit der Rechtslage vertraut machen oder sich einen in diesem Bereich versierten Anwalt nehmen. Dass ein solcher Anwalt viel Geld kostete, wusste Heinz-Gustav W. als Jurist nur allzu gut. Der Fall des Heinz-Gustav W., der aufgrund seiner eigenen juristischen Beschlagenheit für sich ein Maximum aus dem deutschen Entschädigungsrecht herausholte, war sicherlich eher die Ausnahme als die Regel.<sup>52</sup>

Dagegen gehörte der Bayer Emil Steiner zu denen, die feststellen mussten, dass man sich als Mischling nicht unbedingt drauf verlassen konnte, dass die deutsche Nachkriegsjustiz es mit Opfern der nationalsozialistischen Rassenpo-

litik quasi automatisch gut meinte. Wie die meisten anderen Opfer, bekam auch er es mit Entschädigungsbehörden zu tun, die ihm ärgerliche Hindernisse in den Weg stellten. Emil hatte Magengeschwüre und eine gefährliche Magenoperation im August 1944 überlebt, nur um zwei Wochen später nach Theresienstadt deportiert zu werden. Wie durch ein Wunder hatte er dort neun Monate Gefangenschaft überlebt und war im Sommer 1945 in seine Heimatstadt Kempten zurückgekehrt. Vor der Machtergreifung Hitlers hatte Emil als Buchhalter beim Mineralöl-Giganten Aral gearbeitet. Nach 1933 hatte er nur noch Arbeiten der niedrigsten Sorte ausgeübt, bis zu seiner Verhaftung. Nachdem er 1945 seine Gesundheit wiedererlangt hatte, kratzte Emil Steiner genug Geld zusammen, um in Kempten eine eigene kleine Tankstelle eröffnen zu können. Mit Fleiss und Opferbereitschaft schaffte er es, sich eine Stammkundschaft heranzuziehen, die seine Zuverlässigkeit und seine fairen Preise zu schätzen wusste.<sup>53</sup>

Just während dieser schweren Nachkriegsjahre, als die Entnazifizierung zu den grossen Themen der Zeit gehörte, wandten sich zahlreiche Kemptener mit der Bitte um Hilfe an Emil Steiner, vor allem frühere Kollegen von Aral und die Betreiber örtlicher Kohlen- und Ölhandlungen, bei denen er in der Nazizeit gearbeitet hatte. Dann waren da städtische Beamte, bei denen er einst als verachteter Halbjude hatte vorsprechen müssen, um seine erbärmliche Rationskarte zu erhalten, Reisedokumente zu beantragen oder seine Aufenthaltserlaubnis erneuern zu lassen. Alle diese Leute hatten eine NS-Vergangenheit und wollten jetzt Emil als Kronzeugen dafür gewinnen, dass sie zu den besseren Nazis gehört hatten. Sie brauchten eidesstattliche Aussagen von unverdächtigen Personen, die ihnen bescheinigten, dass sie nie zu den fanatischen Parteigängern Hitlers gehört hatten, und der Mischling Emil Steiner wurde zu ihrem Lieblings-Kronzeugen. Von Natur aus gutmütig, erfüllte Emil Steiner den meisten ihren dringenden Wunsch. (Hartgesottene Nazis wie der ehemalige Kreisleiter Brändle wandten sich gar nicht erst an ihn.) Wie er seiner Familie erklärte, hatte er keinen grösseren Wunsch, als die Vergangenheit hinter sich zu bringen. Auf diese Weise kamen seine «Freunde» an ihre begehrten «Persilscheine», wie die entlastenden Bescheinigungen der Entnazifizierungs-Spruchkammern im Volksmund genannt wurden.<sup>54</sup> Als sich jedoch Emil Steiner selbst um eine Entschädigung für das ihm zugefügte Unrecht bemühte, blies ihm ein ganz anderer Wind entgegen. Die vor Ort zuständige Behörde bezweifelte seine Aussagen und forderte ihn auf, hieb- und stichfeste Beweise dafür vorzulegen,

dass er durch das NS-Regime Einkommensverluste oder andere finanzielle Nachteile erlitten hatte. Wie Emil sehr schnell feststellen musste, war es nicht leicht, an solche Beweise zu kommen. Firmen hatten dichtgemacht, ehemalige Arbeitgeber waren aus der Region weggegangen, Unterlagen waren verschwunden. Eine Zeitlang kam Emil keinen Schritt weiter. Als seine Tankstelle nach einiger Zeit Gewinne abwarf, beauftragte er einen Anwalt damit, seinen Antrag durch die bürokratische Wiedergutmachungsprozedur zu bugsieren. Endlich, Mitte der 50er Jahre, sprach die Behörde Emil Steiner einen bescheidenen Betrag zu, als Entschädigung für elf Jahre Arbeit zu lächerlich geringen Löhnen und ein Jahr Lagerhaft in Theresienstadt. Für durchlittene Misere wie Unterernährung, eine lebensbedrohende Krankheit und die jahrelange Trennung von Frau und Kindern gab es keine Entschädigung (und konnte es in gewissem Sinn auch keine geben).<sup>55</sup>

Der Weg des Mischlings Rudolf Klein aus Wien hatte zunächst, 1938, nach Brüssel geführt, wo Rudolf bis zum deutschen Überfall auf Belgien 1940 Musik studiert hatte. Darauf waren drei Jahre der Internierung und der Zwangsarbeit in Vichy-Frankreich gefolgt. Nach vier gescheiterten Versuchen, sich in die Schweiz zu retten, hatte er beim fünften Mal Erfolg gehabt, aber nur weil seine katholische Mutter es geschafft hatte, seinen Namen auf eine entscheidend wichtige, vom Vatikan zusammengestellte Liste von Asyl-Aspiranten setzen zu lassen. Selbst dann noch war er von der Schweizer Polizei einen Monat lang verhört und durchleuchtet worden, bis die Schweiz ihm schliesslich Asyl gewährt hatte. Dieser Status gab ihm jedoch keineswegs das Recht, sich in der Schweiz niederzulassen, Arbeit zu suchen und neu anzufangen. Es herrschte schliesslich Krieg. Rudolf landete vielmehr in einem Schweizer Arbeitslager und half Schweizer Landwirten beim Pflügen und Ernten. Es war eine schwere Arbeit, doch für Rudolf Klein war das Leben in der Schweiz trotzdem, verglichen mit den Zuständen in den französischen Lagern, «wie der Himmel auf Erden».<sup>56</sup>

Ein Beleg dafür, wie gross der qualitative Unterschied zwischen den Verhältnissen im NS-Einflussbereich und dem System der Schweizer Arbeitslager für Asylanten war, offenbarte sich nach sechs Monaten Plackerei in der Landwirtschaft: Rudolf Klein erhielt etwas zugesprochen, wovon im deutsch besetzten Europa kein Mischling mehr träumen konnte: das Recht, zu studieren. Er hatte den Behörden mitgeteilt, dass er Musikstudent gewesen war – zuerst in Wien, dann am Königlichen Konservatorium in Belgien –, bis die Nazis ihn aus



seiner Lebensbahn geworfen hatten. Beim Studentenwerk in Genf erhielt er eine entsprechende Bescheinigung, aufgrund derer er ein Stipendium beantragte und erhielt, und so kam es, dass Rudolf Klein jeweils nach Beendigung der Pflanz- bzw. Erntesaison in der Landwirtschaft Hacke und Spaten fallen liess und den Studentenrock anzog. Im Herbst 1943 immatrikulierte er sich an der Universität Fribourg und erhielt dort in den folgenden drei Jahren eine exzellente Ausbildung im Orgelspiel, zusätzlich zu einem allgemeinen musikwissenschaftlichen Studium. In jedem Frühjahr musste er sich zwar wieder den Overall überstreifen und zur Feldarbeit zurückkehren, doch abgesehen von der einen oder anderen Schwielen an den Händen (nicht unbedingt gut für einen Orgelspieler, wie er zugab), machte es ihm nichts aus, mit Mistgabel und Hacke Fronarbeit für die Schweiz zu verrichten. Zumal er unter seinen Flüchtlingskollegen viele faszinierende Persönlichkeiten kennen lernte, darunter Alphonse Müller, der nach dem Krieg in Österreich in hohe Staatsämter aufrücken sollte.

In dem Genfer Flüchtlingszentrum, das ihn betreute, gab es eine Beihilfestelle für jüdische Mädchen. Eine der Mitarbeiterin dort war eine temperamentvolle junge Schweizerin, der Rudolf mehrmals begegnete, da er sich regelmässig in dem Zentrum melden musste. Die beiden jungen Leute verliebten sich ineinander und heirateten. Als dann der Krieg zu Ende war und Rudolf sein Universitätsdiplom in der Tasche hatte, konnte er endlich seine Eltern in Wien wiedersehen und ihnen ihre Schwiegertochter vorstellen. Gegen jede Wahrscheinlichkeit hatten sein jüdischer Vater und seine katholische Mutter überlebt. Nach 1938 hatten sie ihre bis dahin ausgeübten medizinischen Berufe (er war Arzt, sie Schwester) aufgeben und sich in ein kleines Mansardenzimmer oberhalb ihrer bisherigen Wohnung und Praxis zurückziehen müssen. Als Rudolf Klein 1946 nach Wien zurückkehrte, erfuhr er, dass einer seiner Freunde aus Kindertagen, Kurt Schell, sein ehemaliger Mitschüler und späterer Mitflüchtling, im September 1945 in Wien gewesen war und das Ehepaar Klein aufgesucht hatte. Kurt hatte als Soldat der U.S. Army in Italien gedient und war Ende August 1945 mit der Fünften US-Armee nach Wien gekommen. Ein paar Tage später hatte er seinen Fahrer – als Mitarbeiter des provisorischen Alliierten Kontrollrats, der bis zur Bildung einer legitimen österreichischen Regierung die Macht in Österreich ausübte, stand ihm ein Dienstjeep mit Chauffeur zu – angewiesen, einen Abstecher zu der Villa zu machen, in der die Eltern seines Jugendfreundes Rudi Klein gewohnt hatten. Er hatte die Leute in der Tat dort angetroffen und war von ihnen freudig begrüsst worden. Einige Zeit später

war Rudolf nach Wien zurückgekehrt und hatte vom Besuch seines alten Schulfreundes Kurt Schell erfahren. Als Kurt (der sich bei seiner Einbürgerung in die USA in Shell umbenannt hatte) später wieder nach Wien kam, feierten die beiden ein freudiges Wiedersehen und blieben von da an enge Freunde.<sup>57</sup>

Rudolf Klein machte die Erfahrung, dass es nicht ganz einfach für ihn war, nach dem Krieg in Österreich wieder Anschluss an sein Leben zu finden. «Österreich ist ein kleines Land», konstatierte er, «und für die Karriere eines Menschen spielt es eine Rolle, welche Schule er besucht hat. In der Schule lernt man andere kennen; auf dieser Basis wird man Mitglied einer gesellschaftlichen Organisation, vielleicht einer studentischen Verbindung, und wächst in seinen Beruf hinein. Durch schulische Bande lernt man Leute kennen.» Obwohl Rudolf als Mischling nach 1938 vollkommen andere Wege eingeschlagen hatte als seine arischen Klassenkameraden, war er doch einer von ihnen, Absolvent eines angesehenen Wiener Gymnasiums, und so wurde ihm an so manchen wichtigen Wendepunkten seines Lebens im Österreich der Nachkriegszeit Hilfe von ihnen zuteil. Es war nicht seine Art, denjenigen etwas nachzutragen, die sich damals mit der Machtübernahme der Nazis abgefunden, sich aber nicht aktiv für sie engagiert hatten. Eine Zeitlang arbeitete Rudolf als Musikkritiker für eine unter amerikanischer Lizenz erscheinende Zeitung, für die es ein Gewinn war, dass ein Musikexperte mit lupenreinen Referenzen für sie schrieb. Als Österreich 1955 wieder ein souveräner Staat wurde, musste Rudolf allerdings feststellen, dass er als ehemaliger Mischling keinerlei Bonus hatte, sondern kämpfen musste. Die Wirksamkeit alter Schulverbindungen hatte irgendwo Grenzen, und der Antisemitismus hatte sich in Wien keineswegs in Luft aufgelöst. Zum Glück für Rudolf Klein hatte er sich in dem Jahrzehnt nach Kriegsende eine beachtliche Reputation als Musikwissenschaftler erworben. So wurde er zu einem gefragten Autor und Kommentator für etliche in Wien erscheinende Zeitschriften und Zeitungen. Seine Stimme wurde auch zu einem vertrauten Element im Programm des Österreichischen Rundfunks. Kurz gesagt, entwickelte er sich zu einem angesehenen Musikkritiker und prominenten Medienmann. Erlebnisse, die ihn an seinen früheren Status als Mischling erinnerten, wurden zunehmend seltener. Aber hin und wieder gab es sie doch, wie sich bei einigen seiner Klassentreffen zeigte. Kleins Maturaklasse von 1938 war die letzte gewesen, in der auch Juden und jüdische Mischlinge noch die Reifeprüfung abgelegt hatten. Fünf seiner Klassenkameraden waren Volljuden gewesen; alle hatten den Holocaust überlebt, vor allem, weil ausser Franz Neumann alle rechtzeitig in die USA ausgewandert waren. In dem Mass, wie die Erinnerung

an den Krieg verblasste, wurden Klassentreffen häufiger organisiert, und in den 1970er und 1980er Jahren begannen die Teilnehmer, die Vergangenheit in einem zunehmend rosigeren Licht zu sehen, als ihre «goldenen» oder doch wenigstens aufregenderen Jugendjahre. Franz Neumann, wie Rudolf Klein ein Überlebender der brutalen französischen Zwangsarbeitslager, war nach dem Krieg nach Israel ausgewandert und hatte den jüdischen Glauben zu einem zentralen Element in seinem Leben gemacht. Er hatte mehrmals an Klassentreffen teilgenommen, sich aber an gewissen traditionellen Ritualen überwiegend religiösen Charakters gestört. Ausserdem waren aus seiner Sicht die Jugendjahre in Wien nicht gerade eine «goldene» Zeit gewesen. Neumann hatte daher irgendwann beschlossen, nicht mehr zu den Klassentreffen zu kommen. Kurt Shell, ebenfalls Volljude, aber sein ganzes Leben weltlich orientiert, nahm an den Treffen des Maturajahrgangs 1938 in zehnjährigen Zeitabständen teil (1968, 1978 und 1988). Er hatte sich als Politikwissenschaftler einen internationalen Namen gemacht, und seine akademische Karriere hatte ihn an führende Universitäten in Grossbritannien, den USA und Deutschland geführt. Klein, der eine scharfe Beobachtungsgabe besass, fand die Tatsache, dass Shell regelmässig an den Klassentreffen teilnahm, faszinierend, weil der Politikwissenschaftler ein ausgesprochen kühler und analytischer Kopf war. Vor allem aber war er ein furchtloser Mensch. Beim Jahrgangstreffen 1988 stellte Shell seinen ehemaligen Mitschülern drei Fragen: Wie sie über ihre Schuljahre dachten, wie sie ihr damaliges politisches Denken einschätzten und wie sie es mit dem Glauben an Gott hielten. Dieses offensive Verhalten Kurt Shells behagte sicherlich nur den wenigsten dieser in die Jahre gekommenen Männer, von denen viele eine Laufbahn im österreichischen Staatsdienst eingeschlagen hatten. Die Antworten, die Shell auf seine drei Fragen erhielt, waren «gleich null», wie er dem Autor in einem Brief mitteilte. Daraufhin habe er «beschlossen, [an den Klassentreffen] nicht mehr teilzunehmen».<sup>58</sup>

Bis dahin hatte zu jedem Klassentreffen der obligatorische Besuch einer katholischen Messe gehört. Nachdem Neumann und Shell ihre Teilnahme eingestellt hatten, begannen Klein und andere, diese Facette ihrer Erinnerungskultur in Frage zu stellen. Widerstrebend begannen ihre Jahrgangsgenossen ihre Argumente zu akzeptieren und mehr Sensibilität an den Tag zu legen. Als emotional gefestigter, beruflich erfolgreicher und in seinem Privatleben glücklicher Mensch mit einer liebevollen Ehefrau und Kindern besass Rudolf die Souveränität, die Impulse der Wut abzuschütteln, die ihn während seiner Jahre als

Gejagter im deutsch besetzten Frankreich begleitet hatten. Heute freut es ihn, dass die Leser dieses Buches erfahren können, was ihm und anderen damals widerfahren ist, und er glaubt zuversichtlich, dass die Mitteilung seiner Erfahrungen und Erlebnisse als Mischling (im Sinne einer Fussnote zum Schicksal der europäischen Juden) ein wenig dazu beitragen kann, deutlich zu machen, was rassistische Verblendung aus scheinbar normalen, anständigen Menschen zu machen vermag.<sup>59</sup>

Auch Ursula Kühn stand extrem schwere Prüfungen durch und brachte es schliesslich zu Ruhm und Ansehen in ihrer Heimatstadt. In ihrem Fall war das nicht Wien, sondern Hamburg. Wie Rudolf Klein, hatte Ursula Kühn eine längere Sequenz eskalierender Schikanen durchlebt, über einen grossen Teil ihrer Schulzeit hinweg und bis in die letzten Kriegstage hinein. Entrechtung und Verfolgung waren ihre Wegbegleiter gewesen vom von Bomben verwüsteten Hamburg nach Giessen, das ebenfalls bald von Feuerbomben heimgesucht werden sollte. Gegen Kriegsende hatte sie das Leben eines völlig mittellosen Flüchtlings geführt, immer wieder aufgescheucht und in diversen hessischen Dörfern zeitweilige Zuflucht findend. Doch gerade das Chaos der letzten Kriegsmonate bescherte ihr als Mischling eine unverhoffte «Immunität», weil in diesem Chaos die Autorität des NS-Staats zerbröselte. In einem dieser unscheinbaren Dörfer erlebte sie schliesslich auch ihre persönliche Befreiung. Im April 1945 stand Ursula Kühn am Strassenrand zwischen dicht gedrängten Deutschen, die den Vorbeimarsch amerikanischer Truppen beobachteten. «[Die Amerikaner] kamen mir wie Menschen aus einer anderen Galaxie vor», erinnerte sie sich. «Sie waren gut genährt und auch gut angezogen.» Ursula empfand ein klammheimliches Entzücken und erklärte später, dieser Augenblick sei einer der glücklichsten in ihrem Leben gewesen. Damals hütete sie sich freilich, wohl wissend, dass sie sich noch im Kreis ihrer Verwandten befand, ihre wahren Gefühle zu zeigen. Ihre Erfahrungen als Mischling hatten sie gelehrt, vorsichtig zu sein. So wagte sie es in diesem Moment der Befreiung nicht, ihrer Freude freien Lauf zu lassen – der Freude darüber, dass sie überlebt hatte, während der Nationalsozialismus offensichtlich – nach dem, was sich vor ihren Augen abspielte – untergegangen war.<sup>60</sup>

Nach dem Ende der Kampfhandlungen kehrte Ursula Kühn zu ihrer Mutter in Hamburg zurück. Der Friede hatte, wenn schon nichts anderes, dann zumindest das Ende der Trennung gebracht, unter der beide so lange gelitten hatten. Das bedeutete jedoch nicht, dass auf sie und ihre Mutter jetzt ein üppigeres Leben gewartet hätte. Vielmehr war das Gegenteil der Fall. Praktisch alle Be-

wohner deutscher Grossstädte mussten nach Kriegsende mit deutlich reduzierten Lebensmittelrationen auskommen, und anders als Bewohner ländlicher Gegenden verfügten sie über wenig Mittel und Wege, sich zusätzliche Nahrung zu beschaffen. Frau Kühn erinnerte sich später an Jahre nagenden Hungers und erbärmlicher Armut im Hamburg der Nachkriegszeit. Neben dem ständigen Hunger mussten die Menschen auch überbelegte Wohnungen und drangvolle Enge akzeptieren – drei Leute pro Zimmer war die Regel. Erst in den 1950er Jahren begann der Lebensstandard der Familie Kühn, wie der der Bevölkerung als ganzer, langsam anzusteigen. Dass Ursula bis 1945 ein entrechteter und verfolgter Mischling gewesen war, zählte für sie nach dem Krieg kaum mehr, und ihre Mutter, die wackere Frau Kühn, ging nie eine zweite Ehe ein. Ursula machte nach dem Krieg ihre unterbrochene Ausbildung zu Ende; sie heiratete und gebar zwei Söhne. Wie die meisten ehemaligen Mischlinge, entschied sie sich, Stillschweigen über ihren Status im Dritten Reich zu bewahren. Erst in den frühen 1980er Jahren begann sie, ohne sich über ihre Beweggründe völlig klar zu sein, Freunden von ihren Erlebnissen und denen ihrer Familie unter dem NS-Regime zu erzählen. Es überraschte sie, dass ihre Landsleute so wenig über das wussten, was sie mitgemacht hatte. Erst jetzt wurde ihr klar, dass die deutsche Öffentlichkeit nichts über die Entrechtung und Verfolgung der deutschen Mischlinge wusste. Das fand sie inakzeptabel. In fortgeschrittenem Alter schrieb Ursula sich an der Hamburger Universität ein und absolvierte ein Studium der Geschichte, das sie mit einer Dissertation abschloss. Danach begann Dr. Ursula Randt (sie hatte bei der Heirat den Namen ihres Mannes angenommen) aufeinanderfolgende Generationen von Hamburgern über die brutale Misshandlung ihrer jüdischen und teiljüdischen Mitbürger in den Jahren des Nationalsozialismus aufzuklären. Sie veröffentlichte eine ausführliche Arbeit über eine jüdische Mädchenschule in Hamburg, die in den Jahrzehnten zwischen ihrer Gründung 1884 und ihrer Schliessung durch die Nazis 1942 eine wichtige Rolle für die qualitative Verbesserung des schulischen Unterrichts in Hamburg gespielt hatte. Bis zum heutigen Tag empfängt Ursula Randt ausländische Besuchergruppen, die sich in Hamburg über die Geschichte der Stadt informieren wollen – auch über die Geschichte der Hamburger Juden. Sie spricht auch bei öffentlichen Veranstaltungen darüber, was es bedeutete, zwischen 1933 und 1945 ein Mischling gewesen zu sein, und hat bei den Bürgern der Hansestadt das Bewusstsein darüber geschärft, was rassistische Verfolgung Menschen antun kann.<sup>61</sup>

## Fazit

Jüdische Mischlinge in Deutschland führten ein abnormales Leben, ein Leben, das durch die Verfolgung, die sie erlitten, aus den Fugen geriet. Je länger das Hitler-Regime währte, desto rechtloser und schlimmer wurde die Lage derjenigen Deutschen, die aus jüdisch-christlichen Mischehen hervorgegangen waren. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass diese Mischlinge, wie ihre volljüdischen Angehörigen vor ihnen, zu Gejagten wurden. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ein Bekannter sie anschwärzte, ein gesichtsloser Bürokrat sie identifizierte, ein Gestapobeamter sie abführte oder ein schriftlicher Befehl in ihrem Briefkasten landete, der sie zur Zwangsarbeit verurteilte. Doch als im Mai 1945 die Geschütze verstummten, mussten viele Mischlinge feststellen, dass diejenigen, die sie und ihr Land von den Nazis befreit hatten, ihr Dilemma nicht verstanden. Heerestruppen, seien es sowjetische Infanteristen oder amerikanische G.I.s, hatten in der Regel keine Vorstellung davon, was der Begriff «Mischling» bedeutete. Ohne das notwendige Hintergrundwissen und ohne genügende Kenntnis der deutschen Sprache verharteten sie oft in der Annahme, diese Menschen seien Deutsche wie alle anderen auch. Daraus erklärt sich, weshalb Werner Jentsch und die anderen Mischlinge aus seinem OT-Kontingent von amerikanischen Truppen zusammen mit SS-Männern in ein Kriegsgefangenlager gesteckt wurden. Oder warum viele Mischlinge in Berlin, wie Klaus Muehlfelder, es nicht schafften, ihren sowjetischen Befreier klar zu machen, was sie in langen Jahren an Verfolgung hatten ertragen müssen. Oder weshalb Helmut Langer und sein Bruder 1945 umstandslos zusammen mit allen anderen Deutschen aus der Tschechoslowakei hinausgeworfen wurde.

In Deutschland selbst waren die unmittelbaren Nachkriegsjahre «Hungerjahre», in denen ehemalige Mischlinge ebenso an Unterernährung und Entbehrungen litten wie alle anderen Deutschen. Gewiss zeigten die alliierten Besatzungsmächte im Zuge ihrer Entnazifizierungskampagne dem Antisemitismus die Rote Karte, aber diejenigen, die bis vor Kurzem noch Verfolgungsoffer gewesen waren, wussten nur zu genau, dass viele Deutsche insgeheim an ihren Vorurteilen festhielten – die jahrelange Propaganda der Nazis hatte sich tief in die Psyche der Deutschen eingegraben. Zwar setzten die Verwaltungsbehörden in den drei westlichen Besatzungszonen auf alliierten Druck hin Entschädigungskommissionen ein, die den Opfern zu ihrem Recht auf Wiedergutmachung verhelfen sollten. Die sowjetischen Behörden schufen in ihrer Zone die

Personengruppe «Opfer des Faschismus»; dieser gehörten Personen an, die glaubhaft machen konnten, dass sie von den Nazis aus rassischen, religiösen oder politischen Gründen verfolgt worden waren. OdF wurden auf diese oder jene Weise unterstützt, etwa indem sie bei der Vergabe von Studienplätzen oder bei der Stellenvergabe im öffentlichen Dienst bevorzugt berücksichtigt wurden. Dagegen wurden regelrechte Entschädigungen für erlittene Einkommenseinbussen, für gesundheitliche Beeinträchtigungen oder für durch Enteignung oder Plünderung verlorene Vermögenswerte in der wirtschaftlich ausgebluteten Sowjetzone selten bis gar nicht gewährt. Ausserdem erwarteten die Sowjets und ihre Juniorpartner von der SED von allen, auch den Mischlingen, bedingungslose ideologische Gefolgschaft.

In den drei westlichen Besatzungszonen mussten ehemalige Mischlinge feststellen, dass der Versuch, Entschädigung für erlittenes Unrecht und geraubte Lebenschancen zu erhalten, über eine beschwerliche Prozedur mit ungewissem Ausgang führte. Die zuständigen Behörden waren personell stark unterbesetzt, die Beamten versanken in zu bearbeitenden Vorgängen. Dazu kam, dass viele der Beamten den Antragstellern von vornherein defensiv bis feindselig gegenüberstanden oder sich bald eine raue Schale zulegten. Sie misstrauten jedem Antragsteller, was angesichts der Unübersichtlichkeit der Situation vielleicht sogar verständlich war. Für die Opfer bedeutete dies, dass sie möglichst viele und möglichst triftige Beweise für ihre Verfolgung vorlegen mussten: amtliche Bescheinigungen über ihre Internierung in Arbeitslagern, Belege dafür, dass man ihnen den Schulbesuch oder das Universitätsstudium verweigert hatte, Belege über erlittene Einkommens- und Vermögensverluste, Atteste über unmittelbar auf Haftbedingungen zurückgehende Gesundheitsschäden usw. In diesen chaotischen Nachkriegsjahren, als Post- und Telegrafverbindungen, wie auch die meisten anderen Kommunikations- und Verkehrsmittel, allenfalls lückenhaft nutzbar waren, konnte die Beschaffung solcher Belege ein ausserordentlich mühsames Geschäft sein. Dazu kam, dass in der Bevölkerung noch grosse Wanderbewegungen herrschten, dass vertraute Behörden und staatliche Einrichtungen aufgelöst waren und viele Bürokraten des NS-Regimes, die Auskünfte erteilen oder Bescheinigungen ausstellen hätten können, entlassen, vermisst, abgetaucht oder im Gefängnis waren. Den Opfern, die es trotz dieser Widrigkeiten schafften, ihre Verfolgung mit Dokumenten zu belegen, konnten die nicht sehr sattelfesten Nachkriegsregierungen oft nur symbolisch anmutende Entschädigungsbeträge anbieten. Anträge an die Behörden der alliierten Besatzungsmächte erwiesen sich oft als vergeblich.

Wie viele Mischlinge feststellen mussten, verlangten die Besatzungsbehörden oft auch noch eine Bescheinigung, dass der Antragsteller in der Zeit des NS-Regimes offiziell eingetragenes Mitglied einer jüdischen Gemeinde gewesen war. Da dies bei den meisten Mischlingen nicht zutraf – nur die «Geltungsjuden» bildeten hier eine Ausnahme –, blieben ihre Anträge auf Unterstützung, etwa auf den Bezug von CARE-Paketen, in der Regel erfolglos. So kam es, dass die meisten Mischlinge in den Nachkriegsjahren ebenso hungerten wie die übrigen Deutschen. Sie hatten letzteren nur einen, allerdings nicht sehr tröstlichen Vorteil voraus: Die meisten Mischlinge wussten bereits bestens, was es hiess, Hunger zu leiden. Schliesslich sahen sie (und es bereitete ihnen ungute Vorahnungen), dass der sich konsolidierende Verwaltungsapparat des neuen deutschen Staats ihrem Schicksal gleichgültig gegenüberstand und nach dem voraussehbaren Abdanken der alliierten Besatzungsbehörden nicht davor zurückschrecken würde, ehemalige Nazis, sogar ehemalige Mitglieder von Organisationen wie der Gestapo, ohne viel wenn und aber wieder in die Mitte der Gesellschaft aufzunehmen.<sup>62</sup>

Wenn die Geschichte der deutschen Mischlinge unter der NS-Herrschaft uns irgendetwas über den Nationalsozialismus lehrt, dann dass dessen die Gewalt verherrlichende Ideologie im Lauf der Zeit immer gefährlicher wurde. Es waren schliesslich die fanatischsten Elemente innerhalb der NS-Bewegung, die den Staat unter ihre Kontrolle gebracht hatten und spätestens 1943-44 eine vollständige und lückenlose Kontrolle über alle Lebensbereiche der deutschen Gesellschaft ausübten. Diese Elemente hatten alle Hemmungen verloren und waren bereit, jeden umzubringen, den sie als ihren Feind betrachteten. Sie hatten ihre Überzeugungen ausreichend vielen Mitbürgern eingepflanzt, dass diejenigen ihrer «Feinde», die noch in den Reihen der Gesellschaft lebten – jüdische Mischlinge zum Beispiel, aber auch andere –, mit einer wachsenden Zahl von Spitzeln und Denunzianten unter ihren Nachbarn, Bekannten und Kollegen rechnen mussten. Was den Volljuden von Seiten der Nazis blühte, daran konnte seit Anlaufen der «Endlösung» 1942 kein Zweifel mehr sein. Was den jüdischen Mischlingen in der Zeit danach bis zum Kriegsende widerfuhr, zeigte, dass die Fanatiker unter den Nazis entschlossen waren, die noch verbliebenen Restbestände des Judentums ebenfalls auszulöschen. Das Erlebnis, als zunehmend recht- und wehrloser Einzelner einem Todfeind gegenüberzustehen, der den gesamten Machtapparat eines modernen Staates auf seiner Seite hatte, hinterliess bei denen, die den Alptraum überlebten, traumatische Verwundungen, die oft ein Leben lang anhielten. Sie mussten der makaberen Erkenntnis ins



Gesicht sehen, dass sie es letzten Endes nur äusseren Faktoren und äusseren Mächten zu verdanken hatten, dass sie am Leben geblieben waren und ihren angestammten Platz als gleichberechtigte Deutsche unter Deutschen wieder einnehmen konnten.

## SCHLUSSBETRACHTUNG

Über sechzig Jahre sind vergangen, seit die überlebenden deutschen Mischlinge aus ihren Arbeitslagern, Gefängniszellen oder Verstecken, in denen sie die Schlussphase des NS-Terrors zubrachten, in die Gesellschaft zurückkehrten. Sie wussten, dass sie von Glück sagen konnten, diese Hölle auf Erden überlebt zu haben – die meisten ihrer volljüdischen Angehörigen waren darin umgekommen. Anders als viele ihrer deutschen Mitbürger, waren die ehemaligen Mischlinge daher mit dem Holocaust bereits aufs Engste vertraut und brauchten nach dem Krieg nicht erst darüber aufgeklärt oder daran erinnert werden, was hier an Ungeheuerlichem vor sich gegangen war. Diese Situation stellte die überlebenden deutschen Halbjuden vor ein Dilemma. Sollten sie auswandern oder in Deutschland bleiben? Offensichtlich hatten einige wenige sich schon zwischen 1933 und 1939 für Ersteres entschieden, doch die grosse Mehrheit der jüdischen Mischlinge hatte sich bei Kriegsbeginn noch in Deutschland befunden und befand sich auch sechs Jahre später noch dort, als der Krieg zu Ende war.

Die meisten aus jüdisch-christlichen Mischehen hervorgegangenen Mischlinge entstammten einem grossstädtischen Milieu. Religion hatte in den meisten jüdisch-christlichen Mischfamilien keine grosse Rolle gespielt, weder für die Eltern noch für die Kinder, auch wenn rund 90 Prozent der Kinder aus Mischehen evangelisch oder katholisch getauft waren. In jeder relevanten Hinsicht, ihrer Sprache nach, ihrer Lebensweise, ihren Gewohnheiten und Lebenszusammenhängen, vor allem aber ihrer Identität nach, waren sie Deutsche. Das galt für die grosse Gruppe der Mischlinge, die zwischen 1933 und 1945 ins Erwachsenenalter kamen, ebenso wie für die etwas Älteren, die in den Jahren der Weimarer Republik herangewachsen waren, auch wenn vermutlich manche von ihnen unter dem Eindruck ihrer zunehmenden Entrechtung und Diskriminierung an ihrer nationalen Identität zu zweifeln begonnen hatten.

Die rund drei Jahre, die zwischen dem Beschluss der Nazis, die Juden zu ermorden, und der Einziehung der deutschen Mischlinge zur Zwangsarbeit im Herbst 1944 (als Vorstufe zu ihrer danach wohl ebenfalls beabsichtigten Vernichtung) vergingen, waren für die Mischlinge lebensentscheidend, verdankten sie dieser Zeitverzögerung doch ihre Rettung durch den rechtzeitigen militärischen Untergang des NS-Regimes. Es war ein knapper Wettlauf mit dem Tod,

und die Überlebenden mussten mit der schrecklichen Gewissheit leben, dass nur der militärische Sieg der Alliierten sie gerettet hatte. Die deutsche Gesellschaft hatte und hätte sie nicht beschützt. Gewiss, manche von ihnen hatten Hilfe von einzelnen Deutschen erhalten, doch die meisten ihrer Mitbürger hatten sich von ihnen abgewandt. Schlimmer noch, es hatte unter ihren Nachbarn und Bekannten solche gegeben, die sie mit Feuereifer angeschwärzt und denunziert hatten. Der Augenblick der Wahrheit kam für sie gegen Ende des Krieges, als ihnen im Zuge ihrer systematischen Erfassung, Rekrutierung und Überstellung in Zwangsarbeitslager klar wurde, dass die Nazis eine neue Holocaust-Runde eingeläutet hatten und dass dieses Mal sie, die Mischlinge, an der Reihe waren. Der Historiker Raul Hilberg hat die unerträgliche Lage, in der sie sich wiederfanden, treffend charakterisiert: «Die Kontroverse um die Mischlinge veranschaulicht in einzigartiger Weise das tiefe Verlangen der Bürokratie, die ‚Endlösung‘ wirklich endgültig sein zu lassen. [...] Die blosse Tatsache ihrer Existenz war störend; als Träger jüdischen Blutes’ und jüdischer Merkmale inmitten der deutschen Volksgemeinschaft waren sie der lebendige Beweis einer unvollendeten Aufgabe.»<sup>1</sup> Daher stellte sich jedem Mischling die Frage, ob er Deutschland den Rücken kehren sollte, wie die meisten jüdischen Überlebenden des Holocaust es taten, oder zu Hause bleiben.

Es mag manchem verwunderlich erscheinen, aber die meisten Mischlinge entschieden sich dafür, in Deutschland zu bleiben. Es war das Land ihrer Geburt, ihrer Sprache, ihrer Kultur. Die meisten von ihnen waren Grossstadtmenschen, weltlich orientiert und überdurchschnittlich gebildet (zumindest bis zum Punkt, an dem sie ihren Schul- oder Hochschulbesuch hatten abbrechen müssen). Sie wussten natürlich auch, dass nicht alle Deutschen ihnen Böses wollten, auch wenn die vereinzelt Gesten oder Hilfsaktionen zu ihren Gunsten, die es sicherlich gab, nicht wirklich ins Gewicht fielen. Nur der Sieg der Alliierten hatte sie gerettet. Das dürfte für einige der Überlebenden ein Grund gewesen sein, nach Nord- oder Südamerika, Palästina (später Israel), Grossbritannien oder anderswohin auszuwandern. Diese Emigranten waren überwiegend jung und bildeten die Ausnahme. Die meisten Mischlinge blieben im Lande und identifizierten sich nach wie vor mit bestimmten, unbestreitbar positiven Aspekten der deutschen Gesellschaft.

Indem diejenigen, die als Mischlinge Opfer der NS-Verfolgung geworden waren, in Deutschland blieben und ihr Leben als deutsche Bürger wieder aufnahmen, trafen sie für sich auch eine zweite Entscheidung: Sie würden das, was ihnen zwischen 1933 und 1945 widerfahren war, weitgehend verdrängen.

Sie würden über das ihnen zugefügte Unrecht nicht nur nicht sprechen, sondern, soweit das überhaupt möglich war, auch nicht darüber nachdenken. Sie wussten nur zu gut, dass der in der deutschen Gesellschaft vorhanden gewesene Antisemitismus nicht mit dem NS-Regime untergegangen war. Sie erlebten aus nächster Nähe, wie frühere Nazis, nachdem die Entnazifizierungsprogramme der Alliierten durchexerziert waren, sehr schnell in den Hauptstrom der Gesellschaft zurückkehrten und dass im öffentlichen Dienst und in Justiz, Medizin und anderen öffentlichen Branchen bald wieder Leute den Ton angaben, die vor Kurzem noch überzeugte Nazis gewesen waren. Den früheren Mischlingen entging nicht, dass die deutsche Öffentlichkeit rasch einen Schuldkomplex in Sachen Holocaust entwickelte, und zwar sowohl gegenüber den Opfern als auch gegenüber den Überlebenden. Das alles lief für diejenigen, die unter den Nazis als Halb- und Vierteljuden eingestuft worden waren, auf die Erkenntnis hinaus, dass ihr damaliger Mischlings-Status, wenn sie ihn offenbarten, ihr Zusammenleben mit ihren deutschen Mitbürgern nur komplizierter machen würde. Ihre Vergangenheit wegzuradiieren oder zu retuschieren, schien der beste Ausweg zu sein. Sie gaben sich demgemäss die grösste Mühe, wieder ganz normale Deutsche zu werden. Das war der Weg, der zu Akzeptanz und Anerkennung führte. Wie andere Forscher aufgezeigt haben, konnten die ehemaligen Opfer häufig zwischenmenschliche Beziehungen zu Vorgesetzten im Beruf, zu Nachbarn, Lehrern und anderen Bekannten, die jetzt nicht mehr von Staats wegen gezwungen waren, sie zu diskriminieren, am besten dadurch wiederherstellen, dass beide Seiten so taten, als sei nichts gewesen, denn auch die anderen hatten das Bedürfnis, die Vergangenheit zu verdrängen.<sup>2</sup>

Die pragmatische Entscheidung früherer Mischlinge, im Lande zu bleiben und die Vergangenheit ruhen zu lassen, brachte Vorteile, kostete aber auch einen hohen Preis. Zum einen zwang sie sie, ihre Vergangenheit zu verleugnen. Bei vielen funktionierte diese Strategie viele Jahre lang, bei manchen funktionierte sie bis heute. Viele andere haben jedoch für diese Entscheidung einen schweren Tribut entrichten müssen. Zahlreiche frühere Mischlinge leiden unter Schuldgefühlen, weil sie den Holocaust überlebt haben und so viele ihrer jüdischen Verwandten nicht. Historiker, die mit überlebenden Mischlingen sprechen, erleben häufig, dass die Betroffenen die Diskriminierungen und Entbehnungen, denen sie ausgesetzt waren, herunterspielen. Es handelt sich dabei um eine mischlingsspezifische Sonderform der «Schuldgefühle des Überlebenden».<sup>3</sup>

Psychoanalytische Erhebungen, die in den letzten zwanzig Jahren durchgeführt wurden, deuten darauf hin, dass die Traumata, die Entrechtung und Verfolgung bei den Mischlingen hinterliessen, generationsübergreifend nachwirken, weil die damaligen Opfer unbewusst ihre Ängste an die nächste Generation weitergeben. Ein bekanntes Phänomen ist etwa, dass die massive persönliche und berufliche Benachteiligung, die die Mischlinge im Verhältnis zu ihren «arischen» Jahrgangsgenossen hinnehmen mussten, in vielen Fällen dazu führte, dass sie unter einem extrem geringen Selbstwertgefühl litten, das manchmal an Selbsthass grenzte. Kaum verwunderlich, dass eine solche psychische Disposition für die Betroffenen negative Konsequenzen haben konnte und oft auch hatte und es ihnen erschwerte, nach dem Krieg in ein Leben und eine berufliche Laufbahn zurückzufinden. Zwangsläufig resultierten daraus auch negative Auswirkungen im Beziehungsleben der früheren Opfer, sei es in der Partnerschaft oder im Verhältnis zu anderen Menschen. Auch Auswirkungen auf die Kinder und andere nahe Verwandte konnten unter solchen Umständen kaum ausbleiben. Die Historikerin Beate Meyer hat einen weiteren negativen Effekt herausgearbeitet, der besonders bei den jüngsten der ehemaligen Mischlinge sichtbar wurde, d.h. bei denen, die erst in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre oder gar erst in den Kriegsjahren geboren wurden. Das spezifische Problem ihrer Altersgruppe war, dass sie sich in späteren Jahren mit der Denkmöglichkeit auseinandersetzen mussten, dass ihre Eltern sie in der bewussten oder unbewussten Absicht gezeugt hatten, durch ein Kind ihre Überlebenschancen zu verbessern, da ihre Ehe nach nationalsozialistischem Recht automatisch von einer gewöhnlichen «Mischehe» zu einer «privilegierten Mischehe» wurde, wenn Kinder kamen (die als Mischlinge eben auch halbe Arier waren). Dass die Nazi-Fanatiker sich am Ende um den «privilegierten» Status solcher Ehen nicht scherten, stand auf einem anderen Blatt.<sup>4</sup>

Konfrontiert mit traumatischen Erinnerungen und akuten Nachwirkungen der beschriebenen Art, versuchten viele ehemalige Mischlinge, die Geschehnisse der Jahre 1933-45 aus ihrer Erinnerung zu streichen. Jahrzehnte später freilich, als ihre Generation sich dem Ende ihrer Lebensspanne näherte, brachen bei vielen Opfern die selbst errichteten Dämme, und die Erinnerung an die traumatischen Ereignisse ihres ausgeblendeten Lebensabschnitts kehrten zurück, zusammen mit der wiederkehrenden Frage: Wie konnte es sein, dass mir so viel Unrecht widerfahren ist? Die heutige Welt ist vollkommen anders. Die öffentliche Meinung verurteilt rassistische Vorurteile. Was den Mischlingen damals

widerfuhr, ist aus heutiger Sicht ebenso inakzeptabel wie die Verfolgung der europäischen Juden, der Zigeuner, der Homosexuellen, der politisch Unliebsamen, der körperlich oder geistig Behinderten oder anderer verfolgter Personengruppen. Wie so viele andere Überlebende des Holocaust, haben auch die früheren Mischlinge den brennenden Wunsch, ihr Schicksal möge nicht in Vergessenheit geraten, ein Wunsch, der allerdings im Widerspruch steht zu dem Bedürfnis nach Anonymität, das sie bewog, jahrzehntelang zu schweigen. Sie haben jedoch ein Recht darauf, dass die Öffentlichkeit erfährt und anerkennt, was ihnen angetan wurde.

Weil bei einigen ehemaligen Mischlingen der Wunsch nach Würdigung dessen, was sie erlitten haben, stärker war als das Bedürfnis nach Anonymität, haben sie sich in der letzten Phase ihres Lebens zu Wort gemeldet und haben Zeugnis abgelegt, trotz des psychischen Stresses, dem das Wachrufen der Erinnerung sie aussetzte. Erinnerungsbücher von überlebenden Mischlingen erscheinen seit einiger Zeit in wachsender Zahl, und Historikern gelingt es immer öfter, Zeitzeugen zu finden, die bereit sind, sich zu äussern. Der frühere deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt ist nur das prominenteste Beispiel.<sup>5</sup> Die mündliche Befragung von Zeitzeugen kann nach der Erfahrung und Überzeugung dieses Autors einen wertvollen Beitrag zur historischen Forschung leisten, bei allen angebrachten Vorbehalten. Die Erinnerungen dieser Menschen eröffnen eine Dimension, an die man durch archivalische Forschung nicht herankommt. Natürlich sollten persönliche Erinnerungen nach Möglichkeit durch authentische schriftliche Unterlagen oder zumindest durch Aussagen anderer Zeitzeugen untermauert werden. Glücklicherweise haben etliche deutsche Archive damit begonnen, Dokumentensammlungen, die bislang aus Gründen des Vertrauensschutzes unzugänglich waren, für die historische Forschung zu öffnen. So sind etwa die Behördenakten über die Wiedergutmachungsverfahren der Nachkriegszeit eine reichhaltige Informationsquelle. Auch die Akten der Gestapo liefern, wenngleich ihr Horizont beschränkt und ihr Inhalt bedrückend ist, eindrucksvolle Aufschlüsse. Dieses Buch stützt sich in starkem Mass auf Originaldokumente aus diesen Quellen, und sie bestätigen in hohem Mass das Bild von Entrechtung und Verfolgung, das die überlebenden Mischlinge in ihren Gesprächen mit dem Autor zeichneten. Beim Vergleich zwischen dem Inhalt der Akten und den Aussagen der Zeitzeugen gewinnt man sogar den Eindruck, dass letztere in ihren Schilderungen das ihnen zugefügte Leid eher unter- als übertrieben. Einige räumten das, als sie darauf angesprochen wurden, sogar ein. Ein Vorbehalt gegenüber den archivalischen Quellen sollte hier nicht unerwähnt

bleiben: Da das Verfahren, das ein NS-Verfolgter in Gang bringen und durchstehen musste, um Wiedergutmachung zu erhalten, besonders in den unmittelbaren Nachkriegsjahren äusserst mühselig, entwürdigend und in Anbetracht der Zeitverhältnisse teuer war, verwarfen viele Opfer den Gedanken, einen Antrag zu stellen; sie zogen es vor, anonym zu bleiben und ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Das bedeutet nichts anderes, als dass die archivalische Quellenlage ein schiefes Bild ergibt. Wahrscheinlich war die Zahl der Mischlinge, die nie einen Antrag auf Wiedergutmachung stellten, sehr viel grösser als die Zahl derer, die sich auf den Versuch einliessen. Bei den Gestapo-Akten, so weit sie noch existieren, stellt sich dieses Problem nicht. Die erhalten gebliebenen Bestände aus Düsseldorf (sowie ein kleinerer Bestand in Würzburg) liefern einen unverstellten Einblick in das Denken der «strenggläubigen» Nazis sowohl über die jüdischen Mischlinge als auch über die deutschen Volljuden.

Die Deutschen, die in diesem Buch als Zeitzeugen zu Wort kommen, haben als jüdische Mischlinge in den Jahren 1933-45 persönliche Erfahrungen gesammelt, über die sie selbst authentischer berichten können als jeder andere. Indem sie dem Autor ihre Geschichte erzählten, lieferten sie anschauliche Belege und Beispiele für das menschliche Leid, das der Holocaust auch denen abforderte, die der Vernichtung entgingen. Der von ihnen geleistete Beitrag zu unserem historischen Überlieferungsschatz kann uns, zusammen mit vielen anderen Schriften, als Warnung dienen vor dem, was passieren kann, wenn eine Gesellschaft sich zu einer rassistischen Hexenjagd gegen Unschuldige verleiten lässt. Die meisten jüdischen Mischlinge in Deutschland waren schliesslich noch Kinder und Jugendliche, als fremde Erwachsene beschlossen, ihr Leben zu zerstören. Die abstossende rassistische Terminologie, die in jener Zeit auf sie angewandt wurde, gibt es heute nicht mehr. Niemand in der deutschsprachigen Welt spricht heute noch von Mischlingen, Halbjuden oder Vierteljuden. Wer dies heute noch täte, würde sich sogleich dem Verdacht aussetzen, ein Rassist zu sein, etwas, das im heutigen Deutschland praktisch von der gesamten Bevölkerung verurteilt wird.

Die meisten überlebenden jüdischen Mischlinge schüttelten zwölf Jahre rassistischer Diskriminierung unter den Nazis ab und schafften es nach dem Untergang des Dritten Reiches, ein produktives Leben zu führen – schliesslich stammten die meisten von ihnen aus fleissigen, gesetzestreuen Familien. Doch sind die Personen teiljüdischer Abstammung, die in diesem Buch zu Wort kommen, namentlich diejenigen, die dem Autor ein Interview gewährten, auch

wirklich repräsentativ für die Gesamtheit derer, die von den Nazis verfolgt und um Lebenschancen betrogen wurden? Aussagekräftige Statistiken, die diese Frage beantworten könnten, liegen nicht vor. Historiker, die nach erschöpfenden Informationen über die rund 72.000 Mischlinge ersten und rund 40.000 Mischlinge zweiten Grades im Deutschland der 1930er Jahre suchen, stellen schnell fest, dass viele aus dieser Gruppe, die noch leben, sich bis heute scheuen, aus der Deckung zu kommen. Noch heute, ein halbes Jahrhundert später, fürchten viele von ihnen unangenehme Folgen für sich und ihre Angehörigen, wenn sie sich dazu bekennen, dieser damals so verachteten Bevölkerungsgruppe angehört zu haben. Sie schweigen lieber weiterhin. Den meisten von ihnen ist das Verschweigen in Fleisch und Blut übergegangen.

Aber genau das ist ein guter Grund dafür, dass nachfolgende Generationen wissen und sich darüber Rechenschaft ablegen sollten, was Menschen teiljüdischer Abstammung unter Hitler und den Nazis erdulden mussten. Wie ihre jüdischen Mütter oder jüdischen Väter, gelangten auch sie an jenen entscheidenden Punkt, an dem sie unmittelbar den Tod vor Augen hatten, den Tod als Strafe einzig für ihre Abstammung. Doch anders als die meisten Juden Europas, blieben sie am Leben – ebenso jedoch auch ihre Gespenster. Dass sie es schafften, sich wieder in die Gesellschaft ihres Geburtslandes zu integrieren, verleiht dem Leben und den Schicksalen dieser deutschen Kinder aus christlich-jüdischen Ehen eine besondere Strahlkraft. Wir sollten uns vergegenwärtigen, dass die meisten dieser ehemaligen Mischlinge nach 1945 aus schierer Notwendigkeit heraus eine Überlebensstrategie anwandten, die grosse Ähnlichkeit mit der Strategie aufwies, zu der sie auch schon unter dem NS-Regime gezwungen gewesen waren: in Deckung zu bleiben. Sie entschieden sich dafür, in ihrem Geburtsland zu bleiben und ein Leben als Deutsche unter Deutschen zu führen. So ungeheuerlich das war, was die deutsche Gesellschaft ihnen in der Nazizeit angetan hatte – der Nationalsozialismus war untergegangen, sie hatten überlebt. Die meisten der überlebenden Mischlinge richteten sich im Hintergrund der deutschen Nachkriegsgesellschaft ein und führten das unauffällige, betont angepasste Leben weiter, das sie sich als Verfolgungsoffer angewöhnt hatten. Wie die Figuren in der Schlusszene der *Dreigroschenoper* von Bertold Brecht und Kurt Weill, defilierten die deutschen Mischlinge 1945 aus der Dunkelheit zurück in die Gesellschaft – und landeten prompt wieder im Schatten. Über sie und ihre ehemaligen Verfolger (von denen viele bald wieder



zu Macht und Ansehen in der Gesellschaft kamen) könnte ein imaginärer Kommentator, Brecht verfremdend, sagen: «Und man siehet die im Lichte: Die im Dunkeln gibt es nicht.»

# ANMERKUNGEN

## Einleitung

- 1 Siehe Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage, Reinbek bei Hamburg 1995, Kap. 5.
- 2 Einen ausgezeichneten Überblick über die vielen unter den NS-Regime verfolgten Gruppen bietet das faktenreiche Kompendium von Robert Gellately und Nathan Stoltzfus (Hrsg.), *Social Outsiders in Nazi Germany*, Princeton 2001.
- 3 Historiker berufen sich, wenn sie statistische Angaben über «nichtarische» Deutsche referieren, im Allgemeinen auf die Volkszählung, deren Resultate am 17. Mai 1939 veröffentlicht wurden. Siehe Jeremy Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish 'Mischlinge' 1933-1945» in: *Leo Baeck Institute Yearbook XXXIV* (1989), New York 1989, S. 292-94.
- 4 Siehe Reiner Pommerin, *Sterilisierung der Rheinlandbastarde. Das Schicksal einer farbigen deutsche Minderheit 1911-1937*, Düsseldorf 1979.
- 5 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, S. 273.
- 6 Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1990, Bd. I, S. 75.
- 7 Siehe ebd. sowie Noakes, «The Development of Nazi Policy», S. 291-354.
- 8 Beate Meyer, *Jüdische «Mischlinge». Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933~1943*, Hamburg 1999. Die Autorin hat auch zahlreiche Artikel in deutschen Zeitschriften veröffentlicht und viele Beiträge zu Veröffentlichungen über den Holocaust geleistet.
- 9 Nathan Stoltzfus, *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse 1943*, München 2003.
- 10 Bryan Mark Rigg, *Hitlers jüdische Soldaten*. Mit einem Geleitwort von Eberhard Jäckel, Paderborn/München/Wien/Zürich 2003.
- 11 Siehe Gerhard Lindemann, «Typisch jüdisch». *Die Stellung der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers zu Antijüdismus, Judenfeindschaft und Antisemitismus 1919-1949*, Berlin 1998; siehe auch Aleksandar-Sasa Vuletic, *Christen jüdischer Herkunft im Dritten Reich: Verfolgung und organisierte Selbsthilfe 1933-1939*, Mainz 1999.
- 12 Die Abkürzung «KdF» stand vor allem für die relativ harmlose nationalsozialistische Reise- und Unterhaltungsorganisation «Kraft durch Freude». Die «Kanzlei des Führers» war alles andere als harmlos.

- 5 Interview des Autors mit Peter Heilmann.
- 6 Interview des Autors mit Eva Furth.
- 7 Interviews des Autors mit Eva Furth and Peter Heilmann.
- 8 Interview des Autors mit Eva Furth.
- 9 Interview des Autors mit Peter Heilmann.
- 10 Siehe Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001, S. 96-7.
- 11 Interview des Autors mit Hans-Joachim Boehm, 28. Juni 1994.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Interview des Autors mit Ernst Benda, 8. Dezember 1994 in Karlsruhe-Durlach.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Horst Hartwich, *Erinnerungen* (unveröffentlichtes Manuskript) S. 25, zitiert mit Erlaubnis des Autors.
- 21 Ebd., S. 30-1.
- 22 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (im Folgenden abgek. als HHStA), Abt. 518. Nr. 4432, Margit W.
- 23 Gerhard Löwenthal, *Ich bin geblieben. Erinnerungen*, München und Berlin 1987, S. 25-26.
- 24 Interview des Autors mit Ursula Kühn (nicht ihr richtiger Name), 6. Dezember 1994.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.
- 30 Interview des Autors mit Dr. med. Meta Alexander, 29. Juni 1994.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Interview des Autors mit Hans Haurwitz, 6. November 1994.
- 35 Interview des Autors mit Helmut Langer, 23. Juni 1994.
- 36 Interview des Autors mit Hanns-Peter Herz, 30. Juni 1994.
- 37 Ebd. Zeitgenossen und Freunde von Hanns-Peter Herz, zum Beispiel Horst Hartwich und Stanislaw Karol Kubicki, bestätigten gegenüber dem Autor, dass

Herr Paschowski, obwohl nominell Mitglied der NSDAP, im Innern ein Nazi-gegner war.

- 38 Interview des Autors mit Hanns-Peter Herz.
- 39 HHStA, Abt. 518, Nr. 5930, Akte betr. H. Kranz.
- 40 Ebd.
- 41 Siehe Noakes, "The Development of Nazi Policy", S. 339.
- 42 Landesarchiv Berlin, Rep. 038, Kammergericht Berlin, Bl. 3915, Nr. 40/1, Akte Edith W., vormals Edith G.
- 43 Interview des Autors mit Klaus Muehlfelder alias Charles Milford (der diesen Namen annahm, als er nach Kriegsende in die Vereinigten Staaten auswanderte), 10. Juli 1994. Horst Hartwich schildert diese Szene in seinen unveröffentlichten Erinnerungen, S. 31 des im Besitz des Autors befindlichen Exemplars.
- 44 Interview des Autors mit Rudolf Klein, 15. Juni 1996.
- 45 Interview des Autors mit Martha Rohr, 9. Dezember 1994.
- 46 Siehe Grunberger, *Das zwölfjährige Reich*, S. 296–7.
- 47 Interview des Autors mit Dr. med. Thekla Schwarz geb. Brandt, 29. Juni 1994.
- 48 Ebd.
- 49 Bernd Rebensburg, Brief an den Autor vom 2. September 2000. Rebensburg, der von früher Jugend an Führungsqualitäten offenbarte, brachte es im Zweiten Weltkrieg zum Marineoffizier, verbrachte 1945–46 einige Zeit in einem Kriegsgefangenenlager in der britischen Besatzungszone und machte Karriere als Agrarbiologe und – nach dem NATO-Beitritt der Bundesrepublik Deutschland – Berater der deutschen Bundesmarine. Siehe James F. Tent, *E-Boat Alert: Defending the Normandy Invasion Fleet*, Annapolis 1996, passim. Ein anderer Deutsch-Afrikaner, der als Kind und Jugendlicher in Nazideutschland aufwuchs, hat eine detaillierte Schilderung seiner Erlebnisse hinterlassen: Hans J. Massaquoi, „Neger, Neger, Schornsteinfeger!“ *Meine Kindheit in Deutschland*. Mit einem Nachwort von Ralph Giordano, München 2001. Mein Dank gilt Peter Siegel in Pfullendorf, der mich auf diese wertvolle Quelle hingewiesen hat.
- 50 Bernd Rebensburg, Brief an den Autor vom 23. November 2000. Nach Erhalt dieses Briefes führte ich am 25. Januar 2001 ein ausführliches Gespräch mit Klaus-Otto Kühne, der das evangelische Pädagogium (die heutige Otto-Kühne-Schule) in dritter Generation leitete, in der Nachfolge seines Großvaters (des Gründers des Pädagogiums) und seines Vaters. Er bestätigte in detaillierter Weise die Erinnerungen Bernd Rebensburgs an Mitschüler multiethnischer Abstammung an der Bad Godesberger Bildungseinrichtung in den frühen 1930er Jahren. (Rebensburg und Kühne waren Schulkameraden, wobei Kühne einige Jahre jünger ist.) Per Fax übermittelte Klaus-Otto Kühne dem

Autor am 3. Oktober 2000 Auszüge aus den Akten der Schule mit zahlreichen Informationen über die besagten und andere Mitschüler; am 5. April 2001 folgte ein Brief mit weiteren Details.

- 51 Bernd Rebensburg, Brief an den Autor vom 2. September 2000. Eine Übersicht über die Schicksale von deutsch-afrikanischen Kindern, die während der französischen Rheinland-Besetzung nach dem Ersten Weltkrieg gezeugt wurden, gibt Reiner Pommerin, *„Sterilisierung der Rheinlandbastarde“*. *Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit, 1918-1937*, Düsseldorf 1979. Pommerin zeigt, dass Hitlers persönliche Obsession mit den so genannten Rheinland-Bastarden, die er in *Mein Kampf* erwähnte, in direkter Linie zu deren massenhafter Sterilisierung wenige Jahre nach der NS-Machtergreifung, nämlich 1937, führte. Eine bemerkenswerte Schilderung der Erlebnisse eines jungen Deutsch-Afrikaners in der NS-Periode ist Hans J. Masquoui, *„Neger, Neger, Schornsteinfeger“*.

### Bewerbungen von Mischlingen sind zwecklos

- 1 Siehe Jeremy Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish ‘Mischlinge’ 1933-1945» in: *Leo Baeck Institute Year Book*, XXXIV, New York 1989, S. 298-99, 327-28.
- 2 Ebd., S. 328-36.
- 3 Ebd., S. 350.
- 4 Die massgebliche Arbeit über in der deutschen Wehrmacht dienende Nichtarier hat Bryan Mark Rigg veröffentlicht; wie aus ihr hervorgeht, dienten und kämpften Hunderte Juden und Tausende Mischlinge in den deutschen Streitkräften. Siehe Bryan Mark Rigg, *Jews and Men of Jewish Descent Who Served in the German Armed Forces During World War II*, Cambridge University, April 2001. Siehe insbesondere Kap. 5, «Nazi Policy toward Jews and ‘Mischlinge’ in the Wehrmacht 1933-1945».
- 5 Gespräch des Autors mit Werner Jentsch, Juli 1978, in einem Zugabteil auf dem Weg durch die Deutsche Demokratische Republik.
- 6 Interview des Autors mit Otto Hess, 12. Dezember 1994 in Berlin.
- 7 Ebd., S. 4-5.
- 8 Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (im Folgenden abgek. als NWHD), Akten Gestapo (RW58), RW58/45874, interner Aktenvermerk der Ausendienststelle Duisburg der Geheimen Staatspolizei betr. Hermann D. vom 23. März 1943.
- 9 Interview des Autors mit Hans-Joachim Boehm, 28. Juni 1994.
- 10 Ebd.

- 11 Interview des Autors mit Eva Heilmann, 13. Dezember 1994.
- 12 Ebd.
- 13 Interview des Autors mit Peter Heilmann, 10. Januar 1996.
- 14 Interview des Autors mit Meta Alexander, 29. Juni 1994.
- 15 Ebd., S. 10–11.
- 16 Interview des Autors mit Thekla Schwartz geb. Brandt, 29. Juni 1994.
- 17 Ebd., S. 4.
- 18 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (im Folgenden abgek. als HHStA), 518/3106, Akte betr. Hilde B. In der Akte finden sich u.a. ein Schreiben von einem Funktionär der Reichsvereinigung Eisen in Berlin vom 12. Februar 1957, das Hilde B. den Status einer Verfolgten attestiert, ein Aktenvermerk des Regierungspräsidenten in Wiesbaden vom 16. April 1958, der ihren Anspruch auf Wiedergutmachung bestätigt, und eine persönliche Erklärung von Hilde B., in der sie ihre vielen schulischen und beruflichen Erfahrungen unter der Knute der Nazis schildert.
- 19 Interview des Autors mit Erika Waldegger, Tochter von Emil Steiner, 17. Dezember 1994.
- 20 NWHD, RW58/45352, Akte betr. Elsa R. Darin enthalten sind ein kurzer Vermerk vom 9. Juli 1936, in dem alle gegen Elsa R. erhobenen Anschuldigungen aufgezählt werden, ein längeres Schreiben des RMK-Funktionärs Gräwe an die Geheime Staatspolizei in Essen vom 26. Juni 1936 (ihm sind die hier angeführten Zitate entnommen), ein Zeitungsausschnitt mit einer Anzeige für Elsa R.s Auftritt sowie ein handschriftlicher Brandbrief des Herrn Gräwe vom 24. Juni 1936. Eine maßgebliche Darstellung der von den Nazis ausgeübten Kontrolle über Kunst und Kultur unter besonderer Berücksichtigung der Juden und anderer Nichtariar, die aus dem Kunstbetrieb ausgeschlossen wurden, ist Alan Steinweis, *Art, Ideology & Economics: The Reich Chambers of Music, Theater, and the Visual Arts*, Chapel Hill 1993. Wie Steinweis zeigt, erlaubten die Reichskulturkammern in einigen Fällen Nichtariern, meistens jüdischen Mischlingen, im Rahmen von Ausnahmeregelungen die Fortsetzung ihrer künstlerischen Tätigkeit, doch wurde das gegenüber der Öffentlichkeit geheim gehalten; siehe Steinweis, S. 116–20.
- 21 HHStA, Abt. 518, Nr. 4189, Akten betr. Ernesta V., darunter eine schriftliche Stellungnahme des Evangelischen Vikariats Wiesbaden vom 1. März 1948 und eine beedete Erklärung der Ernesta V. vom 24. März 1950.
- 22 Interview des Autors mit Hans Haurwitz, 6. November 1994.
- 23 Ebd., S. 4.
- 24 Ebd., S. 4–5.
- 25 Ebd., S. 6.

- 26 Interview des Autors mit Hanns-Peter Herz, 30. Juni 1994, S. 4–5.
- 27 Ebd., S. 8.
- 28 Landesarchiv Berlin. Rep. 038, Kammergericht Berlin, Bl. 3915, Nr. 39, Akte betr. Geschäftsmann Martin F.
- 29 Gerhard Löwenthal, *Ich bin geblieben. Erinnerungen*, München und Berlin 1987, S. 43–44.
- 30 Ebd., S. 45–47.
- 31 Ebd., S. 54–55.
- 32 Ebd., S. 61–69.
- 33 NWHD, RW58/57764, Akte betr. Karl R., darunter ein dreiseitiger Vermerk an die Gestapo in Düsseldorf betreffend seinen Status und seine Eingaben, datiert vom 17. September 1936; Schreiben der Reichskammer der bildenden Künste an die Gestapo in Düsseldorf vom 16. Juni 1937; schließlich Karl R.s weitere Beschwerde (ohne Datum).
- 34 NWHD, RW58/47071. Darin enthalten ein Dossier über Max S., eine Auflistung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, dazu seine persönliche, eigenhändig unterschriebene Erklärung. Ferner ein Polizeibericht aus Essen über den Vorfall mit dem Zigarettenverkauf, datiert auf den 4. November 1943, nebst Aussagen des Tabakladeninhabers und von Max' Ehefrau Marta, eine Stellungnahme eines Vollzugsbeamten des Gefängnisses in Essen zugunsten von Max S., datiert vom 1. Juni 1944, und Marschbefehle der Gestapo betreffend seine Verbringung nach Auschwitz am 31. Juli 1944.
- 35 Interview des Autors mit Dietrich Goldschmidt, 12. Dezember 1994. Hans Goldschmidt war im Herbst 1940 von den britischen Behörden gerade erst aus der Internierung entlassen worden, als er in seiner Wohnung in Wimbledon bei einem deutschen Luftangriff auf London zu Tode kam. Seine Tragik bestand darin, dass er fast taub war und daher die Luftschuttsirenen nicht gehört hatte.
- 36 Interview des Autors mit Dietrich Goldschmidt, 12. Dezember 1994.
- 37 NWHD, RW58/11196, Bericht vom 7. Juli 1942 betr. Sabotage durch Adolf Gersonsohn, eingereicht von seinem früheren Arbeitgeber an die Industrie- und Handelskammer Düsseldorf, mit Abschrift an die Abwehrstelle im Wehrkreis Münster, dazu zwei Vernehmungsprotokolle, das zweite vom 14. August 1942 datiert, und ein „Abschlussbericht“ vom 28. August 1942.
- 38 Ebd.
- 39 HHStA, Abt. 461, Nr. 7664, Strafprozessakten gegen den Metzger Siegfried G. Darin enthalten ein Vermerk der Frankfurter Staatsanwaltschaft an den Reichsminister der Justiz vom 28. Dezember 1936, eine Reihe belastender Zeugenaussagen, datiert vom 22. Oktober 1936, und eine Aussage, die Siegfried G. am 30. November 1936, während seiner Haftzeit, zu Protokoll gab.

- 40 NWHD, RW58/29938, darin enthalten u.a. ein Personalbogen zu Rolf H., dessen Polizeifoto und ein Bestrafungsvorschlag der Krefelder Gestapo, datiert vom 15. März 1944; dazu Auszüge aus Polizei- und Vernehmungsprotokollen vom 29. November und 26. Dezember 1943, eine Eingabe Heinrich Pollens zugunsten von Rolf H. vom 22. März 1944 sowie eine anonyme briefliche Denunziation gegen ihn mit Eingangsstempel vom 20. Juni 1944.
- 41 Ebd.
- 42 Interview des Autors mit Martha Rohr, 9. Dezember 1994. Weitere Details steuerte Martha Rohrs Tochter Dr. Elisabeth Rohr in einem Brief an den Autor vom 8. März 1995 bei.
- 43 Interview des Autors mit Gerda Leuchtenberg, 28. Juni 1994.
- 44 NWHD, RW58/3470, darin enthalten ein Denunziationsbrief von W. Zons vom 16. Februar 1943, ein Aktenvermerk des Landrats des Rhein-Wupper-Kreises für die Gestapo in Düsseldorf, in dem die Entlassung von Alfred F. mitgeteilt wird, und ein interner Vermerk der Kölner Gestapo vom 14. September 1942 betr. Alfred F.
- 45 Interview des Autors mit Helmut Langer, 23. Juni 1994.
- 46 HHStA, Abt. 518, Nr. 199, Kopie der Anklageschrift der Generalstaatsanwaltschaft Kassel vom 5. Juni 1944 gegen Hans B.
- 47 Ebd.
- 48 Ebd. S. 3; Memo an den Hessischen Innenminister vom 11. September 1968.
- 49 HHStA, Abt. 518, Nr. 4712, Akte betr. Friedl Goldschmidt, darin seine Eingabe an die Hessische Wiedergutmachungsbehörde in Wiesbaden, eingereicht durch das *Katholiek Comité voor Slachtoffers van Geloofsvervolgning*, ohne Datum, aber wohl auf Ende 1958 oder Anfang 1959 zu datieren.

## Trennlinien und Mauern

- 1 Siehe Adolf Hitler, *Mein Kampf*. S. 226, 265, 273-4.
- 2 Siehe Jeremy Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish 'Mischlinge' 1933-1945», in: *Leo Baeck Institute Year Book*, XXXIV, New York 1989, S. 306-315.
- 3 Siehe Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001, S. 352-82, mit ausführlichen Anmerkungen S. 529-610. Siehe auch Robert Gellately, *The Gestapo and German Society. Enforcing Racial Policy 1933-1945*, New York 1990. Es war ein Verfolgungsoffer, das in einer autobiografischen Erzählung den Ausdruck «unsichtbare Mauern»



prägte: Ingeborg Hecht, *Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassengesetzen*, Hamburg 1984.

- 4 Interview des Autors mit Eva Heilmann, 13. Dezember 1994.
- 5 Zit. nach *Erwin Leiser, Gott hat kein Kleingeld. Erinnerungen*, Köln 1993, S. 50.
- 6 Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden (im Folgenden als HHStA abekürzt), Abteilung 468, Nr. 501, 5a KW 1/1938, Heintz.
- 7 Ebd., Berufungsurteil, 1 D 851/1937; ebd., Bescheinigung des Oberstaatsanwalts Kurtzweg vom 6. Februar 1958.
- 8 Siehe Jeremy Noakes, "The Development of Nazi Policy", S. 310.
- 9 HHStA, Abt. 461, Nr. 11133, Sammelakten über Bestrafung der Verbrechen und Vergehen im Allgemeinen, Aktenvermerk von Dr. Amrhein an den Generalstaatsanwalt über den Harlem Klub and die O.K.-Gang, Juni 1940.
- 10 Ebd., Aktenvermerk von Staatsanwalt Schläger an den Generalstaatsanwalt betr. Harlem Klub, 9. Februar 1942. Eine maßgebliche Arbeit über die Haltung des NS-Regimes zu populärer Musik ist Michael H. Kater, *Different Drummers: Jazz in the Culture of Nazi Germany*, New York 1992. Zu jugendlichen Rebellengruppen siehe Detlev J. K. Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982, S. 183–207.
- 11 HHStA, Abt. 461, Nr. 17910, Handakten, Leichensache H. Ullmann, 14. Dezember 1942.
- 12 Interview des Autors mit Gerda Leuchtenburg, 29. Juni 1994.
- 13 HHStA, Abt. 6262, betr. Karl Metzger, o.D.
- 14 Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror*, S. 392–401.
- 15 HHStA, Abt. 461, No. 8672, Urteil gegen Hermann C. Zu den Unterlagen gehört ein Schreiben der Gestapo in Wiesbaden an den Oberstaatsanwalt in Frankfurt am Main vom 19. Oktober 1943.
- 16 HHStA, Abt. 461, Nr. 8753, Strafsache, Margarethe W. Die Akte enthält u.a. einen Brief ihres Mannes an die Gestapo vom 10. September 1943, das Urteil, verkündet am 17. Dezember 1943, und den ablehnenden Bescheid der Staatsanwaltschaft Frankfurt vom 20. März 1945.
- 17 Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (im Folgenden abgek. als NWHD), RW58/21813 und RW58/29393, Vorgang betr. Anna H.
- 18 NWHD, RW58/55375, Bericht des Oberbürgermeisters von Krefeld-Uerdingen an die Gestapo in Krefeld, 25. Juli 1938.
- 19 NWHD, RW58/33926, Akte betr. Wilhelm S. (die jedoch ausführliche Dokumente über die Familie G. enthält), Schreiben der Stapo Krefeld an die Gestapo Düsseldorf, 4. Mai 1942.
- 20 Ebd. Viktor Lutze gehörte als Stabschef der S.A. zu den Führungskadern der NSDAP.

- 21 Ebd.
- 22 Ebd., Abschrift eines Briefes von Hubertus L. im Hotel Metropole in Wiesbaden an Magdalene G. mit Poststempel des Luftgaukommandos IX, 20. November 1942.
- 23 Ebd., streng vertraulicher Vermerk des Höheren SS- und Polizeiführers an die Stapo-Leitstelle, zu Hd. Regierungsrat Breder, betr. Aberkennung der Reichsbürgerschaft bei jüdischen Mischlingen, datiert vom 29. September 1942.
- 24 Ebd., Stapo Krefeld an Gestapo Düsseldorf betr. Rundfunksänger Wilhelm S. vom 16. Februar 1943.
- 25 NWHD, RW58/152, Akte betr. Rolf B., mit einem Verhaftungsprotokoll vom 21. Dezember 1942, Protokollen über Denunziationen von Nachbarn wie Aurelie S. und Frieda M. vom 3. Dezember 1942, der „Beichte“ von Hilde S., ebenfalls vom 3. Dezember 1942, dem Gestapobefehl für die Überstellung des Rolf B. nach Auschwitz, datiert vom 1. Februar 1943, und einer Urkunde mit der Fotografie des Häftlings Rolf B. und einem maschinenschriftlichen Eintrag über sein Ableben.
- 26 NWHD, RW58/21100, Akte betr. Erna M., 19. April 1943, 5. Mai 1943 und 24. August 1944.
- 27 Interview des Autors mit Martha Rohr, 9. Dezember 1994.
- 28 Siehe Eric Johnson, *Der nationalsozialistische Terror*, S. 308–15; siehe auch Harry Oosterhuis, 'Medicine, Male Bonding, and Homosexuality in Nazi Germany', in: *Journal of Contemporary History*, 32 (1997), S. 187–205.
- 29 NWHD, RW58/21755, Akte betr. Günther O., einschließlich seiner Personallakte, einer Stellungnahme der Wehrmacht über Heinz K. vom 6. März 1943 und des Strafantrags der Essener Staatsanwaltschaft gegen Günther O. vom 4. Mai 1943.
- 30 Siehe Eric Johnson, *Der nationalsozialistische Terror*, S. 308–9.
- 31 NWHD, RW58/52666, Protokollierte Aussage von Hans E. vor Kriminalinspektor K. in Essen, 16. April 1943, ergänzt durch Aussagen von Friedl E. und Edna S.
- 32 NWHD, RW58/12511, Vermerk vom Ortsgruppenleiter Düsseldorf an die Geheime Staatspolizei Düsseldorf vom 5. April 1941 betr. Anschuldigungen des PG Heinrich Johannes gegen Hanni B.; ferner ein von Hanni B. und Putz unterschriebenes Vernehmungsprotokoll.
- 33 NWHD, RW 58/41885, Bericht der Kreisleitung Wuppertal an Kriminalrat Hufenstuhl vom 30. Juli 1942, mit drei Denunziationsprotokollen benachbarter Hausfrauen vom 4. August 1942, einer eidesstattlichen Erklärung von Erna B. vom 6. August 1942, einer Aussage vom Karl M. vom 6. August 1942, einem Vermerk der Gestapo Wuppertal vom 3. Oktober 1942 mit der Empfehlung,

Karl M. in ein KZ einzuweisen, ein Telegramm mit seinem Überstellungsbefehl nach Buchenwald, datiert vom 28. Oktober 1942, und einem Telegramm von Kommandant Höss in Auschwitz an die Gestapo in Düsseldorf.

### Der vorletzte Schritt: Zwangsarbeit

- 1 Siehe Jeremy Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish ‘Mischlinge’ 1933-1945» in: *Leo Baeck Institute Year Book*, XXXIV, New York 1989, S. 337.
- 2 Ian Kershaw, *The Nazi Dictatorship. Problems and Perspectives of Interpretation*, 4. Aufl., London 2000, S. 93-133. Auf Deutsch ist dieses Buch erschienen als *DerNS-Staat – Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, Reinbek bei Hamburg 1999; allerdings ist das im Text erwähnte überarbeitete Kapitel in der deutschen Ausgabe (noch) nicht enthalten.
- 3 Siehe Noakes, «The Development of Nazi Policy», S. 338.
- 4 Ian Kershaw, *Hitler 1936-1943*, 4. Aufl., Stuttgart 2000. In diesem zweiten Band seiner Hitler-Biografie setzt sich Kershaw u.a. eingehend mit der «Prophezeiung» von 1939 auseinander, derzufolge ein zweiter Weltkrieg zur Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa führen werde. Siehe insbes. S. 214, 617-56.
- 5 Siehe Christian Gerlach, «The Wannsee Conference, the Fate of German Jews, and Hitler’s Decision in Principle to Exterminate all European Jews,» in: Omer Bartov (Hrsg.), *The Holocaust: Origins, Implementations, Aftermath*, New York 2000, S. 111-15. Das Protokoll der Wannsee-Konferenz, sowohl im deutschen Original als auch in englischer Übersetzung, findet sich bei John Mendelsohn (Hrsg.), *The Holocaust*, Bd. 11, *The Wannsee Protocol and a 1944 Report on Auschwitz* by the Office of Strategie Services, New York 1982.
- 6 Siehe Noakes, «The Development of Nazi Policy», S. 339-41.
- 7 Ebd., S. 341.
- 8 Gerlach, «The Wannsee Conference», S. 128-29.
- 9 Siehe Nathan Stoltzfus, *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse 1943*, München 1999, S. 319-20. Um dieses Thema ist eine heftige Historikerkontroverse entbrannt; insbesondere Wolf Gruner vertritt eine dezidierte Gegenposition zu Stoltzfus, was die Pläne der Nazis mit den in der Rosenstrasse inhaftierten Juden betrifft. Siehe dazu u.a. Wolf Gruner, «Ein Historikerstreit? Die Internierung der Juden aus Mischehen in der Rosenstrasse 1943. Das Ereignis, seine Diskussion und seine Geschichte», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, I (2004), S. 5-22. Die Debatte ist noch im Gang.

- 10 Noakes, "The Development of Nazi Policy", S. 341–52; siehe auch Beate Meyer, "Jüdische Mischlinge": *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945*, Hamburg 1999, S. 237–38.
- 11 Siehe Kershaw, *Hitler 1936–1945*, „In den Abgrund“, S. 1013–4.
- 12 Interview des Autors mit Dr. Rudolf Klein, 15. Juni 1996 in Wien.
- 13 Ebd., S. 9.
- 14 Ebd., S. 11.
- 15 Ebd., S. 12.
- 16 Ebd., S. 14.
- 17 Ebd., S. 17.
- 18 Ebd., S. 18.
- 19 Siehe Noakes, "The Development of Nazi Policy", S. 337.
- 20 Gespräch des Autors mit Werner Jentsch im August 1978.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.; siehe auch Korrespondenz des Autors mit der Familie Jentsch, 9. März 1995.
- 23 Interview des Autors mit Charles Milford, 10. Juli 1994. Bei seiner Einwanderung in die USA benannte Klaus Muehlfelder sich in Charles Milford um.
- 24 Ebd.
- 25 Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden (im Folgenden abgek. als HHStA), Abt. 659, Nr. 936, Beiakte, Entschädigung, Rüdesheim am Rhein, beeidete Erklärung von Horst R., 14. September 1950.
- 26 Interview des Autors mit Charles Milford, ehemals Klaus Muehlfelder, 10. Juli 1994.
- 27 Ebd.
- 28 HHStA, Abt. 659, Nr. 936, S. 2.
- 29 Interview des Autors mit Charles Milford, S. 8.
- 30 Ebd., S. 9.
- 31 Ebd., S. 10–11.
- 32 Siehe David K. Yelton, "Ein Volk steht auf: The German Volkssturm and Nazi Strategy, 1944–1945," in: *Journal of Military History*, Bd. 64, Nr. 4 (Oktober 2000), S. 1061–83.
- 33 Interview des Autors mit Otto Hess, 12. Dezember 1994.
- 34 Persönliche Aufzeichnungen von Horst Hartwich, dem Autor am 11. Dezember 1994 übergeben, im Folgenden abgek. als Hartwich, *Erinnerungen*, unveröffentlichtes Manuskript.
- 35 Ebd., S. 45.
- 36 Interview des Autors mit Hanns-Peter Herz, 30. Juni 1994.

- 37 Ebd.
- 38 Hartwich, *Erinnerungen*, S. 46-47.
- 39 Ebd., S. 48-49.
- 40 Interview des Autors mit Dietrich Goldschmidt, 12. Dezember 1994 am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin, S. 4-5.
- 41 Ebd., S. 5
- 42 Ebd.
- 43 Interview des Autors mit Otto Hess, 12. Dezember 1994.
- 44 Interview des Autors mit Helmut Coper, 30. Juni 1994.
- 45 Ebd., S. 7.
- 46 Ebd., S. 8-9.
- 47 Ebd., S. 9-10.
- 48 Interview des Autors mit Erika Waldegger, Tochter von Emil Steiner, 17. Dezember 1994.
- 49 Ebd.
- 50 Siehe Noakes, «The Development of Nazi Policy», S. 351.
- 51 Interview des Autors mit Meta Alexander, 29. Juni 1994, S. 11-12.
- 52 Ebd., S. 12.
- 53 Interview des Autors mit Thekla Schwartz geb. Brandt, 29. Juni 1994.
- 54 Ebd., S. 7.
- 55 Ebd., S. 8.
- 56 Ebd., S. 7.
- 57 Ebd., S. 8.
- 58 Interview des Autors mit Ursula Kühn, 6. Dezember 1994, S. 15-18.
- 59 Ebd., S. 20.
- 60 HHStA, Abt. 461, Nr. 31,864, Akten betr. Heinz Karry.
- 61 Ebd., Zeugenaussage von Willi K., Frankfurt, 1. März 1946.
- 62 Ebd., Zeugenaussage von Heinz Karry, Frankfurt, 26. März 1946. Makabererweise starb Heinz Karry viele Jahre spatter ebenfalls eines gewaltsamen Todes. Auf dem Höhepunkt des RAF-Terrors in der Bundesrepublik Deutschland wurde er, zu der Zeit hessischer Wirtschaftsminister, am frühen Morgen des 12. Mai 1981 durchs Fenster seines Schlafzimmers im Bett erschossen. Seine Mörder wurden nie gefunden.
- 63 HHStA, Abt. 518, Nr. 6262, Akte betr. Karl M. mit beigefügtem Entschädigungsantrag an den Härtefonds, ohne Datum.
- 64 HHStA, Abt. 518, Nr. 4756, Karl-Josef G. an den Regie-rungspräsidenten in Kassel, 23. Juli 1951.
- 65 Ebd.
- 66 Siehe Noakes. «The Development of Nazi Policy» S. 348.

- 67 Ein Standardwerk über die deutsche Ärzteschaft 1933–1945, in dem auch Einrichtungen wie Hadamar beschrieben werden, ist Robert J. Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1996. Eine Analyse des nazistischen Euthanasieprogramms als Vorstufe zum Völkermord liefert Henry Friedlander, *Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung*, Berlin 1997.
- 68 HHStA, Abt. 518, Nr. 3411, Akten betr. Wolfgang F., darunter seine ausführliche schriftliche Darlegung für die Hessische Wiedergutmachungskammer vom 20. Februar 1953. Von zwei anderen Mischlingen und Mithäftlingen, die Hadamar überlebten, Kurt H. and Fritz B., liegen schriftliche Berichte vor, die die Angaben von Wolfgang F. untermauern.
- 69 Ebd.
- 70 Ebd. Zu weiteren Details zu Hadamar und dem nazistischen Euthanasieprogramm siehe Patricia L. Heberer, "Exitus heute in Hadamar": *The Hadamar Facility and "Euthenasia" in Nazi Germany*, Dissertation, University of Maryland 2001.
- 71 HHStA, Abt. 518, No. 4493, Akte betr. Ludwig Schmidt, 27. Mai 1946. Patricia Heberer kommt in ihrer Dissertation (siehe vorherige Anmerkung) zu dem Schluss, dass zusätzlich zu den 10.000 Personen, die im Rahmen des Euthanasieprogramms bis 1941 in Hadamar mit Gas getötet wurden, zwischen 1942 und Ende März 1945 (als Hadamar von US-Truppen eingenommen wurde) weitere 4 400 Personen in der Anstalt ermordet wurden, entweder durch überdosierte Betäubungsmittel oder tödliche Injektionen.
- 72 HHStA, Abt. 518, Nr. 3411, Akten betr. Wolfgang F.
- 73 HHStA, Abt. 518, Nr. 3568, Schreiben des Georg B. an Betreuungsstelle für ehemalige politische Häftlinge, Kassel, 30. Oktober 1946.
- 74 HHStA, Abt. 659, No. 915, Brief von Bürgermeister Eskelund in Hattenheim an den Landrat des Rheingaukreises, 3. März 1948, betr. Otto E.
- 75 HHStA, Abt. 659, Nr. 915, schriftliche Darlegung von Henrika Z. für den Landrat des Rheingaukreises vom 8. März 1948 betr. Otto E.
- 76 Ebd.
- 77 HHStA, Abt. 659, Nr. 915, schriftliche Darlegung des Otto E. an die Betreuungsstelle für politisch, rassisch, und religiös verfolgte, 15. Dezember 1947.

### Eine Zeit des Schweigens

- 1 Die evangelische Taufe war die Regel, doch es gab gewichtige Ausnahmen wie das stark katholisch geprägte Rheinland. Nathan Stoltzfus hat aufgezeigt, dass in der Weimarer Epoche zwei Drittel bis drei Viertel aller jüdisch-christlichen

- «Mischehen» dadurch zu Stande kamen, dass eine «arische» Frau einen jüdischen Mann heiratete. Verallgemeinerungen sind immer mit Vorsicht zu geniessen, aber in der Regel standen männliche Juden der Religion gleichgültiger gegenüber; das wäre eine plausible Erklärung dafür, dass in den meisten jüdisch-christlichen Mischfamilien ein eher säkularer Geist herrschte und dass die meisten Kinder aus solchen Familien christlich getauft und damit zu Mitgliedern einer der beiden staatlich anerkannten christlichen Konfessionen wurden. Siehe Nathan Stoltzfus, «The Limits of Policy: Social Protection of Intermarried German Jews in Nazi Germany,» in: Robert Gellately and Nathan Stoltzfus (Hrsg.), *Social Outsiders in Nazi Germany*, Princeton 2001, S. 125.
- 2 Siehe Christian Pross, *Paying for the Past: The Struggle over Reparations for Surviving Victims of the Nazi Terror*, Baltimore 1998, S. 21.
  - 3 Siehe Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001.
  - 4 Unterredung des Autors mit Professor Werner Jentsch, August 1978, Notizen und Gedächtnisprotokoll im Besitz des Autors. Der Autor wandte sich brieflich an Werner Jentsch; wegen seines fortgeschrittenen Alters und seiner prekären Gesundheit schickte an seiner Stelle seine Frau am 16. März 1995 einen freundlichen Antwortbrief. Darin erklärte sie unmissverständlich, weitere Unterredungen mit ihrem kranken Mann seien ausgeschlossen, da das Thema ihn zu sehr mitnehme.
  - 5 Unterredung des Autors mit Professor Jentsch, August 1978.
  - 6 Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden (im Folgenden abgekürzt als HStA Wiesbaden), Abt. 518, Nr. 2109, Akten betr. Ruth S. geb. W., darunter ein Schreiben vom 13. März 1958 von ihrem Anwalt an die Entschädigungsbehörde in Wiesbaden.
  - 7 Siehe Christian Pross, *Paying for the Past: The Struggle over Reparations for Surviving Victims of the Nazi Terror*, Baltimore 1998, S. 171.
  - 8 Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStA), Abt. 518, Nr. 3147, Akten betr. Walter S., Entscheidung des Hessischen Regierungspräsidenten betr. Walter S. vom 6. September 1950.
  - 9 HHStA, Abt. 518, Nr. 3147, Akte betr. Walter S., darunter ein Brief seines früheren Gymnasiallehrers Rudolf H. vom 3. Januar 1950, der Walter S.s Darstellung bestätigte, ein Wiedergutmachungsantrag vom 6. September 1950, eine persönliche Erklärung von Walter S. vom 4. Oktober 1950 und eine weitere, sehr viel ausführlichere Darlegung vom 19. März 1951.
  - 10 Siehe James F. Tent, *Die Freie Universität Berlin 1948-1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*, Berlin 1988.
  - 11 Ebd.; siehe auch Interview des Autors mit Otto Hess, 12. Dezember 1994.

- 12 Interview des Autors mit Eva Furth geb. Heilmann, 13. Dezember 1994.
- 13 Siehe Erwin Leiser, *Gott hat kein Kleingeld: Erinnerungen*, Köln 1993, S. 49-50; Interview des Autors mit Peter Heilmann, 10. Januar 1996.
- 14 Interview des Autors mit Meta Alexander, 29. Juni 1994 in Berlin.
- 15 Ebd., S. 13.
- 16 Ebd.
- 17 Interview des Autors mit Dr. Thekla Schwarz geb. Brandt, 29. Juni 1994.
- 18 Interview des Autors mit Dr. Helmut Coper, 4. September 1985.
- 19 Interview des Autors mit Helmut Coper, 30. Juni 1994.
- 20 Ebd.
- 21 Zur Rolle Hartwichts an der Freien Universität siehe Tent, *Die Freie Universität Berlin 1948-1988*. Der Autor schuldet Dr. Hartwich Dank für die Überlassung seiner unveröffentlichten, nach dem Krieg niedergeschriebenen persönlichen Erinnerungen an seine Erlebnisse unter dem NS-Regime.
- 22 Interview des Autors mit Hanns-Peter Herz, 30. Juni 1994.
- 23 Interview des Autors mit Hans-Joachim Boehm, 28. Juni 1994.
- 24 Interview des Autors mit Ernst Benda, 8. Dezember 1994.
- 25 Siehe Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish 'Mischlinge' 1933-1945», in: Leo Baeck Institute, *Year Book XXXIV* (1989), S. 354.
- 26 Gerhard Löwenthal, *Ich bin geblieben. Erinnerungen*, München und Berlin 1987, S. 78-9.
- 27 Zu den Demonstrationen in der Rosenstrasse siehe Nathan Stoltzfus, *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse 1943*, 2. Auff, München 2003, S. 285-342. Über diese Episode ist eine angeregte Historikerdebatte entbrannt. Siehe u.a. Wolf Gruner, «Ein Historikerstreit? Die Internierung der Juden aus Mischehen in der Rosenstrasse 1943», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Bd. 52, Nr. 1 (2004), S. 5-22. Siehe auch Beate Meyer, «Geschichte im Film: Judenverfolgung, Mischehen und der Protest in der Rosenstrasse,» ebd., S. 23-36.
- 28 Interview des Autors mit Hans Haurwitz, 6. November 1994, S. 6.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Interview des Autors mit Charles Milford, 10. Juli 1994.
- 32 Ebd., S. 11.
- 33 Ebd.
- 34 Interview des Autors mit Helmut Langer, 23. Juni 1994, S. 7.
- 35 Ebd., S. 8.
- 36 Ebd., S. 9.



- 37 Ebd.
- 38 Ebd.
- 39 Interview des Autors mit Martha Rohr, 9. Dezember 1994, S. 7–8.
- 40 HHStA, Abt. 518, Nr. 3568, Akten betr. Georg B., darunter seine beedete Erklärung gegenüber der Kasseler Betreuungsstelle für ehemalige politische Häftlinge vom 30. Oktober 1946.
- 41 Ebd., Aktenvermerk als Anlage zur Akte betr. Georg B., Fa. Gerdum & Breuer die Kasseler Betreuungsstelle für ehemalige politische Häftlinge vom 9. Dezember 1946.
- 42 Ebd., beedete Erklärung von Georg B. vom 30. Oktober 1946.
- 43 Ebd.
- 44 HHStA, Abt. 518, Nr. 4610, Akte betr. Erich G., darunter seine Antwort vom 23. Juli 1951 auf einen Bescheid des Regierungspräsidenten in Kassel vom 19. Juli 1951.
- 45 Ebd., Schreiben des Landrats des Kreises Witzenhausen an den Regierungspräsidenten in Kassel vom 4. August 1951.
- 46 Ebd., Schreiben des Bürgermeisters von Witzenhausen an den Regierungspräsident in Kassel vom 22. Oktober 1951.
- 47 Ebd., Brief von Erich G. an den Regierungspräsidenten in Kassel vom 23. Juli 1951.
- 48 HHStA, Abt. 518, Nr. 784. In dieser Akte finden sich Gustav K's Häftlings-Personalkarte aus Buchenwald, eine vom SHAEF ausgestellte Bescheinigung, die bestätigte, dass er als Häftling in Buchenwald eingewiesen hatte und am 11. April 1945 befreit worden war, und die außerdem seine Fingerabdrücke und diverse Angaben über seine Haftzeit enthielt. In der Akte findet sich ferner die Korrespondenz von Gustav K. mit einer Aufstellung der ihm 1943 von der Gestapo geraubten Wertsachen sowie ein Bescheid der Wiesbadener Betreuungsstelle für rassistisch und religiös Verfolgte vom 5. Mai 1950 über die Bewilligung von 1000 DM Beihilfe.
- 49 HHStA, Abt. 518, Nr. 3325, Akten betr. Adalbert Levy, darunter zwei Briefe seines Anwalts an die Hessische Wiedergutmachungsbehörde in Wiesbaden vom 7. Juni 1955 und 14. Mai 1957.
- 50 Ebd.
- 51 HHStA, Abt. 518, Nr. 6679, Akte betr. Gerhard S., darunter seine beedete Erklärung vom 1. Dezember 1949 und eine zweite, ausführlichere beedete Erklärung vom 24. Mai 1956.
- 52 HHStA, Abt. 518, Nr. 3250, Akte betr. Heinz-Gustav W., darin Aktenvermerk des Hilfsdezernenten H. an den Präsidenten des Oberlandesgerichts, 8. Mai 1951.

- 53 Interview des Autors mit Erika Waldegger, Tochter von Emil Steiner, 17. Dezember 1994.
- 54 Steiners Popularität bei Ex-Nazis, die einen «Persilschein» brauchten, war alles andere als ein Einzelfall. Die Historikerin Beate Meyer stellte im Zuge ihrer Forschungen und ihrer vielen Gespräche mit ehemaligen Mischlingen fest, dass die Älteren unter ihnen zu bevorzugten Adressaten von Ex-Nazis wurden, die in der Phase der Entnazifizierung Entlastungszeugen benötigten. Siehe Beate Meyer, «*Jüdische Mischlinge*». *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945*, Hamburg 1999, S. 365.
- 55 Interview des Autors mit Erika Waldegger, 17. Dezember 1994.
- 56 Interview des Autors mit Rudolf Klein, 15. Juni 1996.
- 57 Ebd.
- 58 Kurt Shell, Brief an den Autor vom 14. Februar 2006.
- 59 Ebd.
- 60 Interview des Autors mit Ursula Kühn, 6. Dezember 1994, S. 19.
- 61 Ebd., S. 21.
- 62 Siehe Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror*, S. 472-528.

## Schlussbetrachtung

- 1 Siehe Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1990, S. 445.
- 2 Siehe Beate Meyer, «*Jüdische Mischlinge*»: *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945*, Hamburg 1999, S. 357.
- 3 Sigrid Lekebusch identifiziert dieses Phänomen in *Not und Verfolgung der Christen jüdischer Herkunft im Rheinland: Darstellung und Dokumentation*, Köln 1995, S. 242-44.
- 4 Siehe Beate Meyer, «*Jüdische Mischlinge*», S. 357-8.
- 5 Nach Jahrzehnten des Verschweigens offenbarte der frühere deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt seinem Freund und Kollegen, dem ehemaligen französischen Staatspräsidenten Giscard d'Estaing, dass er in den Kriegsjahren als «Mischling» eingestuft gewesen war. Siehe Valéry Giscard d'Estaing, *Le Pouvoir et la Vie*, Paris 1988, S. 161-62.

# BIBLIOGRAFIE

## I. Primärquellen

### A. Archivalien

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden

Strafprozessakten der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Frankfurt am Main, Abteilung 461.

Strafprozessakten der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Wiesbaden, Abteilung 468.

Schriftgut aus der Nachkriegszeit der Hessischen Behörde zur Betreuung und Entschädigung verfolgter jüdischer «Mischlinge», Abteilung 518.

Landesarchiv Berlin

Kammergericht Berlin, B Rep. 038, Signatur 3915, Dokumente betr. Wiedergutmachung.

Landgericht Berlin (Zivilkammern), B Rep. 039, Signatur 2933, Archiv für Wiedergutmachung bei dem Landgericht Berlin.

Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf,

Akten der ehemaligen Geheimen Staatspolizei, Rep. RW 58

### B. Interviews des Autors mit

Meta Alexander, Ernst Benda, Hans-Joachim Boehm, Helmut Coper, Eva Furth, Dietrich Goldschmidt, Horst W. Hartwich (einschliesslich des ungedruckten Manuskripts seiner *Erinnerungen*), Hans Haurwitz, Peter Heilmann, Hanns-Peter Herz, Otto Hess, Rudolf Klein, Werner Jentsch, Ursula Kühn, Helmut Langer, Gerda Leuchtenberg, Charles Milford, Martha Rohr, Thekla Schwarz, Erika Waldegger geb. Steiner

## II. Sekundäre Quellen

### A. Monografien

- Bankier, David, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen, Eine Berichtigung*, Berlin 1995.
- Bartov, Omer (Hrsg.), *The Holocaust. Origins, Implementations, Aftermath*, New York 2000.
- Baumann, Arnulf H. (Hrsg.), *Ausgegrenzt. Schicksalswege «nichtarischer» Christen in der Hitlerzeit*, Hannover 1992.
- Becker, Frank, (Hrsg.), *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, Stuttgart 2004.
- Benz, Wolfgang, *Der Holocaust*, 4. Aufl., München, 1999.
- ders., *Was ist Antisemitismus?*, Bonn 2004.
- Braach, Mile, *Rückblende. Erinnerungen einer Neunzigjährigen*, Frankfurt am Main 1992.
- Büttner, Ursula, *Die Not der Juden teilen. Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich. Beispiel und Zeugnis des Schriftstellers Robert Brendel*, Hamburg 1988.
- dies., *Die verlassenen Kinder der Kirche, der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im «Dritten Reich»*, Göttingen 1998.
- Crane, Cynthia, *Divided Lives. The Untold Stories of Jewish-Christian Women in Nazi Germany*, New York 2000.
- Deutsch, Gitta, *Böcklinstrassenelegie*, Wien 1993.
- Duve, Freimut, *Vom Krieg in der Seele. Rücksichten eines Deutschen*, Frankfurt am Main 1994.
- Elbe, Joachim von, *Witness to History. A Refugee from the Third Reich Remembers*, Madison 1988.
- Essner, Cornelia, *Die ‚Nürnberger Gesetze‘ oder die Verwaltung des Rassenwahns 1933-1943*, Paderborn 2002.
- Frankenstein, Luise, *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge*, München u. Düsseldorf 1954.
- Friedlander, Henry, *Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung*, Berlin 1997.
- Gatzen, Helmut, *Befehl zum Abtransport. Juden und «Mischlinge i. Grades» 1933-1943 in und um Gütersloh*, Gütersloh 2001.
- Gellately, Robert, *The Gestapo and German Society. Enforcing Racial Policy, 1933-1943*, Oxford 1990.
- Gellately, Robert, and Stoltzfus, Nathan (Hrsg.), *Social Outsiders in Nazi Germany*, Princeton 2001.

- Giscard d'Estaing, Valéry, *Le Pouvoir et la Vie*, Paris 1988.
- Grunberger, Richard, *Das zwölfjährige Leiden. Der Deutsche Alltag unter Hitler*, Wien/München/Zürich 1972.
- Gruner, Rolf, *Judenverfolgung in Berlin 1933-1943. Eine Chronologie der Behördenmassnahmen in der Reichshauptstadt*, Berlin 1996.
- ders., *Der Geschlossene Arbeitseinsatz deutscher Juden. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938 bis 1943*, Berlin 1997.
  - ders., *Zwangsarbeit und Verfolgung. Österreichische Juden im NS-Staat 1938-1943*, Innsbruck/Wien/München 2000.
  - ders., *Widerstand in der Rosenstrasse. Die Fabrik-Aktion und die Verfolgung der «Mischehen» 1943*, Frankfurt am Main 2005.
- Hecht, Ingeborg, *Als unsichtbare Mauern wuchsen. Eine deutsche Familie unter den Nürnberger Rassengesetzen*, Hamburg 1984.
- dies., *Von der Heilsamkeit des Erinnerns. Opfer der Nürnberger Gesetze begegnen sich*, Hamburg 1991.
- Hilberg, Raul, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt am Main 1990.
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, pdf-Dokument im Besitz des Übersetzers, ohne editorische Angaben.
- Jacoby, Susan, *Half-Jew. A Daughters Search for Her Family's Buried Past*, New York 2000.
- Jarusch, Konrad H., *The Unfree Professions. German Lawyers, Teachers, and Engineers, 1900-1930*, New York 1990.
- Johnson, Eric A., *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001.
- Kershaw, Ian, *Hitler 1889-1936*, 2. Aufl., Stuttgart 1998;
- ders., *Hitler 1936-1943*, 4. Aufl., Stuttgart 2000.
  - ders., *Der NS-Staat – Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, 3. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1999.
- Koehn, Ilse, *Mischling zweiten Grades. Kindheit in der Nazizeit*, Hamburg 1979.
- Krüger, Helmut, *Der halbe Stern. Leben als deutsch-jüdischer «Mischling» im Dritten Reich*, Berlin 1993.
- Kuehn, Heinz R., *Mixed Blessings. An Almost Ordinary Life in Hitlers Germany*, Athens (Georgia) 1988.
- Leiser, Erwin, *Gott hat kein Kleingeld. Erinnerungen*, Köln 1993.
- Lekebusch, Sigrid, *Not und Verfolgung der Christen jüdischer Herkunft im Rheinland, 1933-1943. Darstellung und Dokumentation*, Köln 1995.
- Leugers, Antonia (Hrsg.), *Berlin Rosenstrasse 2-4. Protest in der N.S. Diktatur*, Annweiler 2005.
- Lifton, Robert J., *Arzte im Dritten Reich*, 2. Aufl., Stuttgart 1996.

- Lindemann, Gerhard, «Typisch Jüdisch». *Die Stellung der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers zu Antijudaismus, Judenfeindschaft und Antisemitismus 1919-1949*, Berlin 1998.
- Löwenthal, Gerhard, *Ich bin geblieben. Erinnerungen*, München/Berlin 1987.
- Maier, Karl-Heinz, *Und hört niemals auf zu kämpfen. Lebensbericht des Thomas A. Sharon*, Berlin 1994.
- Mendelsohn, John (Hrsg.), *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*, Bd. 11, *The Wannsee Protocol and a 1944 Report on Auschwitz by the Office of Strategic Services*, New York 1982.
- Meyer, Beate, «Jüdische Mischlinge». *Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1943*, Hamburg 1999.
- Pauwels, Jacques R., *Women, Nazis, and Universities. Female University Students in the Third Reich, 1933-1943*, Westport 1984.
- Peukert, Detlev J. K., *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982.
- Pommerin, Reiner. «Sterilisierung der Rheinlandbastarde»: *Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit*, Düsseldorf 1979.
- Pross, Christian, *Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer*, Berlin/Hamburg 2001.
- Pschorr, Elizabeth, *Privileg des Überlebens. Erinnerungen an eine Mischehe im Dritten Reich*, Hameln 2005.
- Rigg, Bryan Mark, *Hitlers «jüdische Soldaten»*, Paderborn 2003.
- Schmitt, Hans A., *Lucky Victim. An Ordinary Life in Extraordinary Times, 1933-1946*, Baton Rouge 1989.
- ders., *Quakers and Nazis. Inner Light in Outer Darkness*, Columbia (Montana) 1997.
- Schweitzer, Christoph E. (Hrsg.), *The Twelve Grandchildren of Eugen & Algonde Hollaender Schweitzer. The Impact of Nazi Racial Policies on One Family*, Chapel Hill 1996.
- Stein, Oswald, *Abgebaut. Eine Familie erlebt das Dritte Reich*, Frankfurt am Main 1992.
- Steinweis, Alan E., *Art, Ideology and Economics in Nazi Germany. The Reich Chambers of Music, Theater and the Visual Arts*, Chapel Hill 1993.
- Stoltzfus, Nathan, *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstrasse 1943*, 2. Aufl., München 2003.
- Tent, James E., *Die Freie Universität Berlin 1948-1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*, Berlin 1988.
- Tuchel, Johannes, *Am Grossen Wannsee 36-38. Von der Villa Minoux zum Haus der Wannsee-Konferenz*, Berlin 1992.
- Vuletic, Aleksandar-Sasa, *Christen Jüdischer Herkunft im Dritten Reich. Verfolgung und Organisierte Selbsthilfe, 1933-1939*, Mainz 1999.
- Wiedemann, Heinrich. *Unter Denkmalschutz. Sieben Erzählungen aus deutscher Vergangenheit*, Gerlingen 1995.

## B. Wissenschaftliche Aufsätze, Vorträge, Dissertationen

- Gerlach, Christian, «The Wannsee Conference, the Fate of German Jews, and Hitler's Decision in Principle to Exterminate all European Jews», in: Omer Bartov (Hrsg.), *The Holocaust. Origins, Implementation, Aftermath*, New York 2000.
- Gruner, Wolf, «Die NS-Führung und die Zwangsarbeit für so genannte jüdische Mischlinge. Ein Einblick in Planung und Praxis antijüdischer Politik in den Jahren 1942 bis 1944», in: *Rassismus, Faschismus, Antifaschismus. Forschungen und Betrachtungen gewidmet Kurt Pätzold zum 70. Geburtstag*, hrsgg. von Manfred Weissbecker und Reinhard Kühnl unter Mitw. von Erika Schwarz, Köln 2000, S. 63-79.
- ders., «Von der Kollektivausweisung zur Deportation der Juden aus Deutschland. Neue Perspektiven und Dokumente (1938-1945)», in: *Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Band 20: Die Deportation der Juden aus Deutschland. Pläne, Praxis, Reaktionen 1938-1945*, Göttingen 2004, S. 21-62.
  - ders., «Die Fabrik-Aktion und die Ereignisse in der Berliner Rosenstrasse. Fakten und Fiktionen um den 27. Februar 1943-60 Jahre danach», in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, 11 (2002), S. 137-177.
  - ders., «Ein Historikerstreit? Die Internierung der Juden aus Mischehen in der Rosenstrasse 1943. Das Ereignis, seine Diskussion und seine Geschichte», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 1 (2004), S. 5-22.
- Heberer, Patricia L., «'Exitus heute in Hadamar'. The Hadamar Facility and 'Euthanasia' in Nazi Germany», Dissertation, University of Maryland 2001.
- Liesenberg, Carsten, «Verfolgung und Vernichtung der Juden», in: Detlev Heiden and Günther Mai (Hrsg.), *Nationalsozialismus in Thüringen*, Weimar 1995.
- Lösener, Bernhard. «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», in: *Vierteljahrshefte zur Zeitgeschichte*, 11(1961), 3, S. 262-313.
- Meyer, Beate, »«Besser ist doch, man taucht unter'. Zur Verfolgung der Halbjuden in Hamburg», in: Frank Bajohr and Joachim Szodrzynski (Hrsg.), *Hamburg in der NS-Zeit. Ergebnisse neuerer Forschungen*, Hamburg 1995, S. 125-150.
- dies., «Man nahm so vieles hin ohne Regung», in: Ulrike Jureit and Beate Meyer (Hrsg.), *Verletzungen. Lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen*, Hamburg, 1994, S. 26-45.
  - dies., «Zwischen allen Stühlen. »Mischehen' und »Mischlinge'», in: Sybille Baumbach u.a. (Hrsg.), «*Wo Wurzeln Waren... ». Juden in Hamburg-Eimsbüttel, 1933-1945*, Hamburg 1993, S. 147-225.
  - dies., «Mit der Erinnerung leben – Wie Hamburger NS-Verfolgte ihre Vergangenheit bewältigten», in: Peter Reichel (Hrsg.), *Das Gedächtnis der Stadt. Hamburg im Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit*, Hamburg 1997, S. 151-166.

- dies., «Die Situation der »Mischlinge zweiten Grades‘ in nationalsozialistischen Deutschland», in: *Liselotta Friedlaender (1898-1973), Schriften des Jüdischen Museums*, hrsgg. von W. Michael Blumenthal, Berlin 1998, S. 95-101.
- dies., «Grenzgänger zwischen »Normalität‘ und Verfolgung – lebensgeschichtliche Auswirkungen der nationalsozialistischen Verfolgung auf »jüdische Mischlinge‘», in: Sybille Baumbach u.a., *Rückblenden. Analyse lebensgeschichtlicher Interviews mit Hamburger NS-Verfolgten*, Hamburg 1999, S. 130-205.
- dies., «Die Inhaftierung der jüdisch Versippten‘ in der Rosenstrasse im Spiegel staatsanwaltlicher Zeugenvernehmung in der DDR», in: *Jahrbuch Jur Antisemitismusforschung*, Bd. 11 (2002), S. 178-197.
- dies., «Grenzgänger – Jüdische Mischlinge‘ zwischen Normalität und Verfolgung 1933-1945», in: Sibylle Quack (Hrsg.), *Dimensionen der Verfolgung. Neue Perspektiven auf Opfer und Opfergruppen im Nationalsozialismus*, München 2003, S. 15-48.
- dies., «Geschichte im Film. Judenverfolgung, Mischehen und der Protest in der Rosenstrasse 1943», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 1 (2004), S. 22-36.
- Möllenhoff, Gisela, «Angehörige »privilegierter Mischehen‘ während des ‚Dritten Reiches‘. Die Beispiele Litten und von Szily aus Münster», in: Folker Siegert (Hrsg.), *Grenzgänge. Mischehen und Schicksale zwischen jüdischer, christlicher und deutscher Identität. Festschrift für Diethard Aschoff*, Münster 2002, S. 343-366.
- Noakes, Jeremy, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish »Mischlinge‘ 1933-1945», in: *Leo Baeck Institute Year Book XXXIV* (1989), S. 291-354.
- Noakes, Jeremy, «Wohin gehören die Judenmischlinge‘? Die Entstehung der ersten Durchführungsverordnungen zu den Nürnberger Gesetzen», in: Ursula Büttner (Hrsg.), *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Festschrift für Werner Jochmann zum 63. Geburtstag*, Hamburg 1986, S. 69-89.
- Oberlaender, Franklin A., «The Family Dynamics of German Protestants of Jewish Descent, Stigmatized in Nazi Germany and their Offspring Born in Postwar West Germany», in: *Holocaust and Genocide Studies*, 9 (1995), 3, S. 360-377.
- Oosterhuis, Harry, «Medicine, Male Bonding, and Homosexuality in Nazi Germany», in: *Journal of Contemporary History* 32 (1997), S. 187-205.
- Rigg, Bryan Mark, «Jews and Men of Jewish Descent Who Served in the German Armed Forces during World War II», Dissertation, Darwin College, Cambridge University 2001.
- Prause, Pascal, «Juden in »Mischehen‘ und jüdische Mischlinge‘ als Opfer der »Fabrik-Aktion‘. Zur Notwendigkeit einer Re-Interpretation der Ereignisgeschichte», in: Antonia Leugers (Hrsg.), *Berlin, Rosenstrasse 2-4. Protest in der NS-Diktatur. Neue Forschungen zum Frauenprotest in der Rosenstrasse 1943*, Annweiler 2005, S. 19-46.



- Szobar, Patricia, «Telling Sexual Stories in the Nazi Courts of Law. Race Defilement in Germany, 1933 to 1945», in: *Journal of the History of Sexuality*, 11 (2002), 1/2, S. 131-163.
- Yelton, David K., «Ein Volk steht auf. The German Volkssturm and Nazi Strategy, 1944-1945», in: *Journal of Military History*, 64 (2000), 4.

## PERSONENREGISTER

- Alexander, David 74  
Alexander, Ernst 74  
Alexander, Familie 75  
Alexander, Frieda 74  
Alexander, Käte 74, 238  
Alexander, Meta 74-76, 91, 109-110,  
146, 237-238, 274-277  
Amrhein, Herr 156  
«Askari» 94-95
- B., Erna 188  
B., Georg 254,294-295  
B., Hans 141-143  
B., Hilde 110-114  
B., Johanna (Hanni B.) 183-186  
B., Rolf 171-173  
Bade, Klaus J. 22  
Barthels, Friedrich G.C. 155  
Barzin, Herr 63  
Benda, Ernst 62-65,106, 279-281  
Benda, Frau 64  
Benda, Hans-Jochen 63-64  
Birkenstock, Hedwig 188  
Black-Veltrup, Mechthild 16  
Blomberg, Werner von 99  
Boehm, Erich 62  
Boehm, Hans-Joachim 59-62,  
104-106,279-281  
Bormann, Martin 34, 99, 192, 201  
Bouhler, Philipp 34  
Brandt, Ilse (geb. Teichmann) 91, 109,  
239-240  
Brandt, Thekla 91-92,109-110,223,  
238-240,274, 276-277  
Brandt, Wilhelm 124, 224  
Brändle, Herr 114-115,235-236, 304  
Brecht, Bertold 321-322  
Bröer, Klaus 71  
Brüll, Danny 207-208,210-211
- B., Hermann 162-163  
Catchpool, Corder 42
- Chamberlain, Arthur Neville 167  
Chamberlain, Steward Houston 29  
Coper, Frau 230  
Coper, Helmut 230-233, 258, 277-278
- D., Else 164  
D., Helene 103-104  
D., Hermann 103-104  
D., Marta 127-129  
Dette, Wilhelmine 132-133  
Dettmer, Klaus 16  
Dibelius, Otto 121  
Dokter, Hans 137-138,176-177,293
- E., Friedl 181-182  
E., Hans 181-183  
E., Otto 182,254-256  
Ebert, Karin 153-154  
Eichler, Volker 16  
Eichmann, Adolf 81, 85-86,195,198  
Eichmann, Frau 81  
Eichmann, Klaus 81  
Engelmann, Frau 55-56  
Erfurt, Herr 224  
Eskelund, Herr 255
- F., Alfred 139-140  
F., Hugo 93-95  
F., Martin 122-123  
F., Wolfgang 249-254  
Faust, Anselm 16  
Feldscher, Werner 86  
Ferstl, Angelika 17  
Ferstl, Heinz 17  
Franco Bahamonde, Francisco 209  
Frenke, Herr 244  
Frick, Wilhelm 201  
Friedmann, Helene 83
- G., Bernhard 166,168,170  
G., Erich 295-296  
G., Karl-Josef 248,295

G., Magdalene 166-170  
 G., Ralf-Günther 85-86  
 G., Siegfried 134-135  
 G., Sophia 166,168,170  
 G» Walter 155  
 Gaber, Herr 126  
 Galen, Clemens Graf von 250  
 Gerlach, Johann 16  
 Gersonsohn, Adolf 131-133  
 Gersonsohn, Hermann 131  
 Gersonsohn, Liselotte 131  
 Goebbels, Joseph 31, 40-41,122,148,  
 193,199-200,203  
 Goldbach, Familie 288  
 Goldschmidt, Dietrich 130-131, 227-  
 228  
 Goldschmidt, Friedl 143-144  
 Goldschmidt, Hans 130  
 Göring, Hermann 38,193,199, 204  
 Gräwe, Herr 116  
 Gross, Walter 155  
 Gruner, Wolf 21  
  
 H., Anna 165-166,177  
 H., Edith 85-86  
 H., Karl 174-175  
 H., Maria 135  
 H., Rudolf (Rolf H.) 135-137,  
 Hartwich, Horst 16, 65-66, 87, 222-  
 224,228-229,278-279  
 Härtner, Herr 153-154  
 Haurwitz, Familie 119, 283  
 Haurwitz, Hans 76-77, 118-120,122,  
 146,283-285  
 Heilmann, Beate 54, 57  
 Heilmann, Ernst 54-56,107, 272  
 Heilmann, Ernst Ludwig 54, 57,223  
 Heilmann, Eva (verh. Eva Furth) 54-59,  
 91,106-108,151-152,177, 272-273  
 Heilmann, Klara 55, 56  
 Heilmann, Magdalene, geb. Müller 54-  
 57, 107  
 Heilmann, Peter 54-58, 223, 272-273  
 Heintz, Andreas 153-155  
 Heintz, Franz 153-154  
  
 Heintz, Käthe 153-154  
 Helfricht, Elsa (geb. Elsa R.) 115-117  
 Hempel, Hans 222  
 Henschel, Karl Anton 295  
 Hermann, Paul von 231  
 Herz, Hanns-Peter 79-82, 87,120-121,  
 223-224,229,278-279  
 Hess, Rudolf 38  
 Hess, Herr 102  
 Hess, Otto 102-103,221-223,229, 271-272  
 Heydrich, Reinhard 28, 34, 40, 192-  
 193,195,197-200  
 Hilberg, Raul 32, 44,192,316 Himmler,  
 Heinrich 28,34, 40,179, 192-193,195-  
 296,200-201, 204-205, 220, 237  
 Hitler, Adolf 25, 29,30-31, 34-40, 49, 51,  
 56, 62, 68, 75, 77, 90, 95, 99-101,104,  
 134,137,147-148,164,167,171,179,  
 192-193,195,197-201,205-206,213,  
 239,250,262-263,294,311,321  
 Honecker, Erich 273  
 Höss, Rudolf 166,189  
 Huber, Ursula 16,17  
  
 Jacobi, Herr 65  
 Jeckeln, Friedrich 196  
 Jentsch, Werner 9-12,18,101-103, 213-  
 217,221,264-266,311  
 Johannes, Heinrich 184 Johnson, Eric 263  
 Jonas, Alfred 89-90  
  
 K., Elfriede 179  
 K., Georg 179  
 K., Gustav 297-299  
 K., Heinz 179-181  
 K., Willi 245  
 Kahlert, Robert 113  
 Karry, Heinz 244,246-247  
 Karsen, Fritz 80  
 Kennedy, John F. 278  
 Kershaw, Ian 193  
 Kesselring, Albert 126  
 Klein, Bruno 206,306

- Klein, Elisabeth 206,211, 306  
 Klein, Rudolf 17, 88, 206-212,258, 305-309  
 Knebel, Familie 89-90,137,176  
 Knebel, Martha (Martha Rohr) 17, 89, 91,137-138,175-178,293-294  
 Koch, Christian 17  
 Koch, Sabine 17  
 Koepfel, Hans-Werner 17  
 Koepfel, Ingrid 17  
 Koppenrath, Alexander 75, 76  
 Kranz, Familie 83, 85  
 Kranz, Frieda 84-85  
 Kranzjakob 83  
 Kreische, Herr 169  
 Krummholz, Paul 208  
 Krüger, Herr 63-64  
 Kube, Wilhelm 196  
 Kubicki, Stansilaw Karol 16, 277  
 Kühn, Egon 69-71,210  
 Kühn, Johanna 69, 72-74,210, 241  
 Kühn, Ursula (verh. Ursula Randt) 69-74,240-243,309-310  
 Kühne, Klaus Otto 17
- L., Heiner 224  
 L., Hubertus 170  
 L., Maria 132  
 L., Rainer 224  
 Lammers, Hans Heinrich 201  
 Langer, Eckard 146, 288-289  
 Langer, Helmut 15, 77-79,140-141, 146,288-294, 311  
 Lauterbach, Wolfgang 22  
 Laval, Pierre 210  
 Lekebusch, Sigrid 44  
 Leuchtenberg, Gerda 138-139,146, 160-162  
 Leuchtenberg, Herr 138  
 Levy, Adalbert 299-300  
 Ley, Robert 113  
 Lindemann, Gerhard 44  
 Lippert, Herr 81-82  
 Lohse, Hinrich 196  
 Lösener, Bernhard 30-31, 34, 37, 40, 198-200
- Löwenthal, Gerhard 19, 68, 123-126, 281-283  
 Löwenthal, Ingeborg 19  
 Löwenthal, Herbert 68, 126  
 Lutze, Viktor 169  
 Lüth, Herr 72
- M., Erna 174-175  
 M., Karl 186-187,247  
 M., Lore 59  
 Madlener, Herr 115  
 Meindelschmidt, Herr 224-225  
 Mengele, Josef 154-155  
 Metzger, Karl 161-162  
 Meyer, Beate 16, 21, 33, 44, 318  
 Milch, Erhard 38  
 Milford, Charles (Klaus Muehlfelder) 16, 66, 86-87,216-221,285-287,311  
 Milne, A. A. 55  
 Muehlfelder, Familie 220,286  
 Müller, Alphonse 306  
 Müller, Elisabeth 89  
 Müller, Heinrich 250  
 Müller, Jean 250,252
- Neumann, Franz 307-308  
 Neuss, Hans 232  
 Noakes, Jeremy 32, 34-35, 44-45,192
- O., Günther 180-181  
 Obermann, Hermann 93-95  
 Oehlgieser, Siegfried 206
- P» Alfred 184  
 P., Horst 216-222  
 Paschowski, Herr 82  
 Pollen, Heinrich 135-136  
 Preiss, Barbara 158-159  
 Preiss, Ingeborg 158-159  
 Pross, Christian 261  
 Putz, Herr 185
- R., Horst 216-219,221-222  
 R., Karl 126-127  
 R., Walter 235  
 Ratloff, Herr 65-66

Rebensburg, Bernd 17, 93-94  
Rein, Herr 224  
Rigg, Bryan Mark 20-21, 33, 44  
Rohr, Elisabeth 17  
Rohr, Nikolaus 178  
Rohrbach, Frau 73  
Rosenthal, Herr 73  
Röchling, Hermann 113  
Röhm, Ernst 179  
Ruppel, Hans-Georg 16  
Russo, Exzellenz 167  
Rust, Bernhard 50, 87, 99

S. Albert 245-247  
S. Alwine 186-189  
S. Aurelie 173  
S. Edna 181-183  
S. Eduard 184  
S. Emma 301  
S. Ernst 244-246  
S. Gerhard 301-302  
S. Hilde 172-173  
S. Jakob 301  
S. Marta 127  
S. Max 127-129  
S. Richard 184  
S. Walter 268-269  
S. Wilhelm 169  
Sauckel, Fritz 204  
Schiffer, Eugen 227  
Schiffer, Marie 228  
Schmidt, Arthur 252  
Schmidt, Ella 252  
Schmidt, Helmut 319  
Schmidt, Ludwig 252  
Schmitt, Hans A. 17  
Schmitz, Fritz 136  
Schönborn, Anna 57  
Schulz, Herr 113  
Seewald, Ernst 112-113  
Seltzer, Joyce 17  
Seyss-Inquart, Arthur 85  
Shakespeare, William 58  
Shell, Kurt (Schell, Kurt) 17, 88,  
306-308  
Siber, Karl Heinz 22

Spindler, Herr 79  
Sprenger, Herr 111  
Steiner, Eleonore 114-115, 235-237  
Steiner, Emil 17, 114-115, 237, 303-305  
Steiner, Erika (Erika Waldegger) 17,  
114, 236  
Steiner, Rolf 114, 236  
Stoltzfus, Nathan 33, 40, 44  
Streicher, Julius 34, 48, 175  
Stroux, Johannes 109  
Stuckart, Wilhelm 30-31, 34, 37, 40,  
198-199, 200-201

Theune, Ursula 227-228

Ullmann, Heinz 157-159  
Unterstenfeld, Herr 132

V., Ernesta 117-118  
V., Ernst 117-118  
Verschuer, Otmar von 154-155  
Vogtherr, Herr 203  
Voss, Heinz 124, 126  
Vuletic, Aleksandar-Sasa 34, 44

W, Heinrich 164  
W, Heinz 184  
W, Heinz-Gustav 302-303  
W, Margarethe 164  
W, Richard 85-86  
W, Ruth (Ruth S.) 266-267  
Wagner, Gerhard 37, 155  
Wahlmann, Herr 251  
Warncke, Herr 56-57  
Weill, Kurt 321  
Weinbaum, Margit 66-67  
Weinberg, Gerhard L. 17  
Wetzel, Jürgen 16  
Wildschenck, Frau 66  
Willich, Herr 251  
Wyman, David S. 17  
Wyman Tent, Margaret 17

Z., Henrika 254-255  
Zons, W 139



**Albert Bruer**  
**Aufstieg  
und Untergang**  
Eine Geschichte der  
Juden in Deutschland  
(1750–1918)

2006. 394 S. Gb. mit SU.  
ISBN 978-3-412-26103-2

Die Geschichte der Juden in Deutschland war seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine Erfolgsgeschichte und verlief über viele Jahrzehnte simultan mit der der Deutschen selbst. Die allmähliche Entkonfessionalisierung des Staats- und Gesellschaftslebens hatte eine generelle Gleichberechtigung der Juden möglich gemacht und ihnen den – dennoch nie ganz einfachen – Weg in die Moderne geebnet.

In vierzehn Kapiteln schildert Albert Bruer diese Erfolgsgeschichte und wie sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu Ende ging, als im Zuge der Weltwirtschaftskrise ein neuartiger Antisemitismus entstand, der ein Zusammenleben zwischen Deutschen und Juden heftiger als je zuvor ablehnte. Dieser Antisemitismus nahm während und erst recht nach Ende des Ersten Weltkriegs, als man den Juden die Verantwortung für die deutsche Niederlage zuschrieb, an Vehemenz ständig zu und machte ihre Existenz in Deutschland prekär. Die Nationalsozialisten und das Dritte Reich wurden schließlich seine grausamen Vollstrecker.

Im Unterschied zu anderen Untersuchungen sieht Bruer die Geschichte der Juden stets im Zusammenhang mit der Geschichte ihrer sozialen Umgebung. In der Darstellung und Analyse bislang isoliert gesehener Vorgänge entsteht so ein neuartiges Bild.

URSULAPLATZ 1, D-50668 KÖLN, TELEFON (0221) 91390-0, FAX 91390-11



Böhlau

KÖLN WEIMAR WIEN

ISBN 006070231



Alexander Gallus (Hg.)  
**Deutsche Zäsuren**  
Systemwechsel seit 1806

2006. 336 S. 10 s/w-Abb. Gb.

ISBN 978-3-412-30305-1

Mit dem Ende des Alten Reiches 1806 beginnt der höchst ambivalente Weg Deutschlands in die Moderne. Die deutsche Geschichte der vergangenen zweihundert Jahre ist – im Vergleich zu derjenigen anderer Länder – besonders reich an Zäsuren, die mit einem grundlegenden Wandel der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung verbunden waren. Das Buch widmet sich diesen Systemwechseln mit dem Ziel, die Auflösung alter und den Aufbau neuer Herrschaftsstrukturen samt ihren Auswirkungen auf Politik, Gesellschaft und Wirtschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts besser verstehen zu können. Zugleich werden Elemente der Kontinuität und des Wandels im Übergang der verschiedenen staatlichen Ordnungen sichtbar gemacht.

Der Fokus ist dabei nicht allein auf die Überwindung des Totalitarismus und die Etablierung der Demokratie beschränkt, sondern weiter ausgerichtet: Wie gestalteten sich die Übergänge von der Monarchie zur Demokratie, von der Demokratie zur Diktatur und wiederum von der Diktatur zur Demokratie? Was waren die Ursachen für das Ende des alten Systems? Wann und wie erfolgte die Institutionalisierung der neuen Ordnung? Worin zeigte sich ihre Konsolidierung, sofern diese überhaupt gelang?



Sönke Zankel  
**Die »Weisse Rose«  
war nur der Anfang**  
Geschichte eines Wider-  
standskreises

2006. X, 215 S. 20 s/w-Abb.

Gb. mit SU.

ISBN 978-3-412-09206-1

Unter dem Namen »Die Weisse Rose« hatten Hans Scholl und Alexander Schmorell im Sommer 1942 mit Flugblättern zum Widerstand gegen den nationalsozialistischen Staat aufgerufen. Nach dem Krieg wurde der Begriff zu einem Synonym für den Widerstandskreis um die Geschwister Scholl, der nach und nach zum Symbol des antinazistischen Widerstands avancierte. Die dazwischen liegenden Ereignisse sind bis heute in zahllosen Publikationen, in Filmen und Dokumentationen dargestellt worden, wobei die Suche nach der historischen Wahrheit oft einer mythisch überhöhenden Idealisierung geopfert wurde. Da auch die historische Forschung bisher viele Fragen offen gelassen oder undifferenziert beantwortet hat, schließt das vorliegende Buch nicht nur bestehende Lücken, sondern eröffnet auch neue Perspektiven auf die »Weisse Rose«. Am Ende entsteht ein Bild des Widerstandskreises, das ohne den Schleier des Legendären auskommt und die großen Leistungen sowie die menschlichen Schwächen der Studenten gleichermaßen bestehen lässt.





**Manfred Riedel**  
**Geheimes**  
**Deutschland**

**Stefan George und die**  
**Brüder Stauffenberg**

2006. IX, 267 Seiten. Gebunden  
mit Schutzumschlag.

ISBN 978-3-412-07706-8

Der Name Stauffenberg ist untrennbar mit dem missglückten Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 verbunden. Das Buch stellt die geistige Umwelt der Brüder Stauffenberg vor dem Hintergrund von Stefan Georges Spätwerk dar, vor allem im Spiegel der Gedichtsammlung »Das neue Reich« (1928), deren Entstehen in ihre Jugendzeit fällt und die Gemeinschaft mit dem Dichter zwischen 1923 und 1933 sowie mit seinem versprengten Kreis im darauf folgenden Jahrzehnt bestimmte. Es zeichnet daneben die Geisteswelt des späten George im Gespräch mit Wilhelm Dilthey und Max Weber nach, mit denen sich der Dichter kritisch auseinandersetzte.

Auf langjährigen Studien über Nietzsche und George sowie auf archivalischen Neufunden basierend, verfolgt das Buch an Hand bislang unbekannter Gestapo-Akten zum 20. Juli 1944 die Verflechtungen des George-Nachlasswerkes mit den Lebensschicksalen aller drei Stauffenbergbrüder und ihrer engsten Freunde, die der Widerstand gegen Hitler einte. Es erschließt die geistigen Voraussetzungen und die Verankerung ihres Handelns in der klassisch-humanistischen und christlichen Überlieferung, die Georges Visionen eines »Geheimen Deutschland« zu Grunde liegt.

URSULAPLATZ 1, D-50668 KÖLN, TELEFON (0221) 91390-0, FAX 91390-11

K Ö L N W E I M A R W I E N

0 7 7 0 6 6 8 0 1 3



Böhlau



Böhlau

KÖLN WEIMAR WIEN

**Lebenswelten osteuropäischer Juden**

Herausgegeben von Helko Haumann

1: Desanka Schwara: **Humor und Toleranz.** Ostjüdische Anekdoten als historische Quelle. 2., veränd. Aufl. 2001. 270 S. 17 s/w-Abb. Br. ISBN 978-3-412-14500-2

2: Monica Rüthers: **Tewjes Töchter.** Lebensentwürfe ostjüdischer Frauen im 19. Jahrhundert. 1996. 288 S. 3 Abb. Br. ISBN 978-3-412-03796-3

3: François Guesnet: **Polnische Juden im 19. Jahrhundert.** Lebensbedingungen, Rechtsnormen und Organisation im Wandel. 1998. 496 S. Br. ISBN 978-3-412-03097-1

4: Susanne Marten-Finnis, Heather Valencia: **Sprachinseln.** Jiddische Publizistik in London, Wilna und Berlin 1880-1930. 1999. 144 S. 5 s/w-Abb. Br. ISBN 978-3-412-02998-2

5: Desanka Schwara: **»Olfn weg schtejt a bojm«.** Jüdische Kindheit und Jugend in Galizien, Kongreßpolen, Litauen und Rußland 1881-1939. 1999. 490 S. 7 s/w Abb. Br. ISBN 978-3-412-07888-0

7: Helko Haumann (Hg.): **Luftmenschen und rebellische Töchter.** Zum Wandel ostjüdischer Lebenswelten im 19. Jahrhundert. 2003. 337 S. 1 farb. u. 1 s/w-Abb. Br. ISBN 978-3-412-06699-4

8: Peter Haber: **Die Anfänge des Zionismus in Ungarn (1897-1904)** 2001. 196 S. 10 s/w-Abb. Br. ISBN 978-3-412-10001-8

9: Frank M. Schuster: **Zwischen allen Fronten** Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkrieges (1914-1919). 2004. 562 S. 16 s/w-Abb. auf 16 Taf. Br. ISBN 978-3-412-13704-5

10: Peter Haber: **Zwischen jüdischer Tradition und Wissenschaft** Der ungarische Orientalist Ignáz Goldziher (1850-1921) 2006. 265 S. Br. ISBN 978-3-412-32505-3

11: Louise Hecht: **Ein jüdischer Aufklärer in Böhmen** Der Pädagoge und Reformler Peter Beer (1758-1838) 2007. Ca. 400 S. Ca. 3 s/w-Abb. Br. ISBN 978-3-412-14706-8

**Reihe  
Jüdische Moderne**  
Herausgegeben von  
Alfred Bodenheimer und  
Jacques Picard



Band 1:  
**Jüdische Musik.**  
Fremdbilder - Eigenbilder.  
Hrsg. v. Eckhard John u. Heidi  
Zimmermann.  
2004. VIII, 416 S. 49 s/w-Abb.  
ISBN 978-3-412-16803-2



Band 2: Erik Petry:  
**Ländliche Kolonisation In  
Palästina.**  
Deutsche Juden und früherer  
Zionismus am Ende des  
19. Jahrhunderts.  
2004. XXI, 406 S. Gb.  
ISBN 978-3-412-18703-3



Band 3:  
Peter Haber,  
Erik Petry, Daniel Wildmann:  
**Jüdische Identität  
und Nation.**  
Fallbeispiele aus Mittel-  
europa.  
2006. VIII, 171 S. 2 s/w-Abb. Gb.  
ISBN 978-3-412-25605-0



Band 4:  
Birgit Schlachter:  
**Schreibweisen der  
Abwesenheit.**  
Jüdisch-französische  
Literatur nach der Shoah.  
2006. X, 336 S. Gb.  
ISBN 978-3-412-29405-2



**Willy Cohn**  
**Kein Recht, nirgends**  
 Tagebuch vom Untergang  
 des Breslauer Judentums  
 1933-1941

(Neue Forschungen zur Schlesi-  
 schen Geschichte, Bd. 13,1 und 2)

Hg. v. Norbert Conrads.

2006. 2 Bände. Insg. 1154 S.

Zus. 17 s/w-Abb. auf 16 Taf.

und 2 Karten. Gb. mit SU.

ISBN 978-3-412-32905-1

Der Breslauer Historiker Willy Cohn (1888-1941) ist der wichtigste Autor seiner Generation für das jüdische Breslau. Er kannte die Stadt und die jüdische Gemeinde wie kaum ein zweiter. Mit seinen hier vorgelegten Tagebüchern, die er von 1933 bis zu seiner Ermordung durch die Nationalsozialisten 1941 heimlich führte, liegt erstmals ein umfassender Augenzeugenbericht über den Untergang der drittgrößten jüdischen Gemeinde Deutschlands vor.

*»Aufschlussreicher als Klemperer [...] Die Bedeutung besteht darin, dass die Tagebücher wie kein anderes Dokument den Untergang des deutschen Judentums schildern, die schrittweise Entrechtung, Enteignung und Gettoisierung, und all das gesehen von einem Zeitzeugen, der wie wenige andere einen weiten Überblick hatte.«*

*Walter Laqueur, Die Welt*

*»Mit der Veröffentlichung seiner Tagebücher der Jahre 1933 bis 1941 ist [Willy Cohn] nun ein Denkmal gesetzt – als dem, nach Victor Klemperer, wichtigsten Chronisten des Schicksals jüdischer Deutscher in Zeiten der finstersten Barbarei.«*

*Volker Ullrich, DIE ZEIT*